ZEITSCHRIFT FÜR OSTEUROPÄISCHE GESCHICHTE

Herausgegeben
in Verbindung mit

Manfred Laubert
Breslau

Johann v. Leers
Berlin

Franz Lüdtke
Berlin

Theodor Oberländer
Königsberg

Walter Recke
Danzig

Bolko Frhr. v. Richthofen
Königsberg

Karl Stählin
Berlin

Ernst Otto Thiele
Berlin

von

Otto Hoetzsch
Berlin

Band IX (Neue Folge, Band V)
Heft 1

1934

Ost-Europa-Verlag / Königsberg Pr. und Berlin W. 35

INHALTSVERZEICHNIS:

Bezugspreis: Jahresband (4 Hefte) 30,– RM., Einzelheft 8,50 RM.

ANSCHRIFTEN:

Herausgeber: Prof. Dr. OTTO HOETZSCH, Berlin W. 62, Einemstr. 22.
Redaktion: Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 6.
Redaktionsassistentin: Dr. IRENE GRÜNING.

Verlag: Ost-Europa-Verlag, Königsberg Pr., Adolf Hitler-Str. 6/8
Fernsprecher: Sammelnummer 34422. / I. v. W. g.
Verantwortlich für Anzeigen: ERICH WERNER, Königsberg Pr.
Druckerei: Otto v. Mauderode, Tilsit. / Printed in Germany.
Besprechungsexemplare sind an die Redaktionsadresse zu richten.

Der Begriff der osteuropäischen Geschichte.

Von
Oskar Halecki, Warschau.*

Auf dem Warschauer Internationalen Historiker-Kongreß, wo wir mit so viel Freude und Vergnügen eine ganz hervorragende, zahlreiche Delegation deutscher Historiker begrüßten, hat der tschechische Vertreter unseres Faches, Jaroslav Bidlo, über den Begriff der osteuropäischen Geschichte gesprochen, und alle die Herren, die dem Warschauer Kongreß beizuwohnen Gelegenheit hatten, werden sich gewiß daran erinnern, daß kein Vortrag ein so allgemeines Interesse erregte, von einer so langen Erörterung gefolgt war, als gerade die Ausführungen Bidlos. Es ist mir aber eine angenehme Pflicht, gleich hinzuzufügen, daß dieses Interesse für den Begriff der osteuropäischen Geschichte besonders hier in Deutschland — und ich kann hinzufügen: hier in Berlin — auf eine weit längere Vergangenheit zurückblickt. Schon am Anfang unseres Jahrhunderts ist ja hier die erste Lehrkanzel für osteuropäische Geschichte geschaffen worden und im Anschluß daran das große Seminar für osteuropäische Geschichte. Und gleichsam um zu beweisen, daß die osteuropäische Geschichte hierdurch zu einem neuen Fach im Rahmen der Gesamtheit der historischen Wissenschaften geworden war, begann hier schon mehrere Jahre vor dem Kriege die erste Fachzeitschrift auf diesem Gebiete zu erscheinen, die in ihrem Sinne bis heute die einzige geblieben ist.

In Deutschland war es auch, wo schon im Jahre 1905 in der ersten Auflage der auf geographischer Grundlage aufgebauten Helmoltschen „Weltgeschichte" zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, die gesamte Geschichte Osteuropas synthetisch darzustellen. — Aber bei aller Anerkennung, die diese großen Leistungen verdienen, darf ich wohl hinzufügen, daß diese Fachwissenschaft, daß dieser Begriff der osteuropäischen Geschichte hier in Deutschland

---

* Dieser Vortrag wurde am 10. Juli 1934 gehalten auf dem dritten der von Professor Hoetzsch namens der „Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas" veranstalteten Erörterungsabende über das wissenschaftliche Studium Osteuropas und des deutschen Ostens.

aus einem empirischen Bedürfnis heraus geschaffen wurde, ehe man sich ganz klar geworden war, was unter osteuropäischer Geschichte zu verstehen sei.

Damals, als diese Bewegung hier ihren Anfang nahm, war dieses neue Interesse wohl vor allem auf die russische Geschichte gerichtet, auf die Geschichte jenes russischen Weltreiches, das damals, in der Vorkriegszeit, wirklich den größten Teil dessen, was man sich unter Osteuropa vorstellt und vorstellte, einschloß. Selbstverständlich war man sich schon damals darüber ganz klar, daß auch die Geschichte jener Gebietsteile des damaligen russischen Reiches eine besondere Beachtung verdienten, die seinerzeit in den früheren Jahrhunderten nicht zu Rußland gehört hatten, und gleich auf der ersten Seite der Zeitschrift für osteuropäische Geschichte wurden nicht nur die russischen, sondern auch die polnischen Historiker zur Mitarbeit eingeladen. Gleich der erste Band brachte auch wertvolle Beiträge, wohl vor allem zur russischen, aber dann auch zur polnischen Geschichte. Und in der Zeitschriftenschau, in der Bibliographie, richteten die Herausgeber dieser Zeitschrift gleich von Anfang an ihr Augenmerk nicht nur auf das alte Baltikum, was ja vom deutschen Standpunkt aus besonders begreiflich war, sondern auch auf das sonst gewöhnlich von Osteuropa gesonderte Südosteuropa, auf die Geschichte der Balkanstaaten.

Allmählich, besonders in den letzten Jahren, hat in Deutschland auch das erkenntnistheoretische Interesse am Problem Osteuropa zugenommen, und man hat sich immer mehr bemüht, diesen Begriff klarer zu fassen, eindeutiger zu definieren. Allerdings ist man auf diesem Wege manchmal zu anderen Anschauungen über die osteuropäische Geschichte gelangt, als z. B. bei uns in Polen. — Übrigens darf ich wohl bemerken, daß gerade bei diesen synthetischen Problemen immer eine gewisse subjektive Einstellung, mag sie nun national oder persönlich sein, unvermeidlich bleibt und bleiben wird. Eben deshalb möchte ich heute abend soweit als möglich jede müßige Polemik vermeiden, und wenn es sich um die Beziehungen zwischen deutscher und polnischer Geschichtswissenschaft handelt, so glaube ich auch, daß es für uns Historiker eine ernste Pflicht ist, besonders in der heutigen schicksalsschweren Stunde, wo sich zwischen unseren Völkern eine so erfreuliche politische Entspannung anbahnt, alles zu vermeiden, was, wäre es auch nur durch wissenschaftliche Diskussionen, hier hindernd oder hemmend wirken könnte.

Gelegentlich möchte ich allerdings doch betonen, warum

in manchen Punkten der deutsche und der polnische Historiker auch bei der Analyse des Problems Osteuropa nicht ganz übereinstimmen. Aber ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, daß diese kurzen Bemerkungen, die ich mir diesbezüglich erlauben werde, vielleicht hernach die Erörterungen erleichtern werden. Ich möchte auch nicht mit dem polemisieren, was J. Bidlo in Warschau sagte. Schon im Bulletin des Verbandes der osteuropäischen Geschichtsvereine habe ich zu seinen Ausführungen Stellung genommen und bei aller Verehrung, die ich diesem hervorragenden Fachkollegen schulde, angedeutet, daß ich ihm auf diesem Wege nicht immer zu folgen vermag. Ich möchte auch heute nicht auf das eingehen, was in Bidlos Vortrag eine gute Hälfte ausmachte, nämlich auf das Problem der Periodisierung der osteuropäischen Geschichte. Denn eins von beiden: Entweder betrachtet man die chronologische Einteilung der Geschichte überhaupt als etwas minder Wichtiges, was sich eigentlich nur für den Schulgebrauch eignet, und dann wäre es nicht der Mühe wert, sich darüber auszulassen, oder aber man glaubt mit Bidlo, mit dem ich übrigens in diesem Falle vollkommen übereinstimme, daß eine wissenschaftliche Periodisierung der Geschichte, sei es der Universalgeschichte oder eines besonderen Gebietes, von grundlegender Bedeutung ist und uns zu dem hinführt, was der von Bidlo mit Recht so oft zitierte Troeltsch als die materielle, die inhaltliche Geschichtsphilosophie zu bezeichnen liebte. Aber dann würde man von der Periodisierung gleich zu fundamentalen Weltanschauungsfragen kommen, die ich begreiflicherweise heute auch beiseite lassen möchte.

Trotzdem aber, trotz dieser Einschränkung, die ich gleich anfangs machen wollte, glaube ich doch, daß man bei der Besprechung des Themas Osteuropa, will man wirklich methodisch vorgehen, etwas weiter ausgreifen muß. Es scheint mir unmöglich, den Begriff Osteuropa, also eines Teiles Europas, klar zu umschreiben, wenn man nicht von einer möglichst genauen Definition des weiteren Begriffes Europa ausgeht. Auch hier befinden wir uns auf einem höchst aktuellen Boden. Selbstverständlich denke ich da nicht an die mehr oder weniger politisch beeinflußte Diskussion, die die sogenannte — m. E. übrigens unglücklich genannte — Paneuropabewegung mit sich gebracht hat. Ich denke ausschließlich an wissenschaftliche Erörterungen über den Inhalt — ich möchte beinahe sagen: den philosophischen Inhalt des Begriffes Europa, wie sie z. B. vor

ein paar Jahren in Rom auf dem, wie ich hörte, so überaus interessanten Convegno Volta stattgefunden haben.

Ich glaube, es ist nicht müßig, wissenschaftlich über den Begriff Europa nachzudenken, wenn es auch scheinen mag, daß er noch weit geläufiger als der Begriff Osteuropa, für jeden Gebildeten etwas ganz Selbstverständliches und Eindeutiges sei.

Zunächst ist gewiß Europa im allgemeinen Sprach- und — sagen wir — Schulgebrauch ein geographischer Begriff. Jeder Schuljunge kann die Grenzen dieses europäischen Erdteils zeigen, nicht nur jene drei, die durch die Meere ganz unzweifelhaft festgelegt sind, sondern auch die Landgrenze zwischen Europa und Asien. Aber hier darf ich gleich betonen, daß diese allgemein angenommene Landgrenze zwischen Europa und Asien keineswegs so natürlich ist, sondern eher eine konventionelle Linie darstellt, die sich in historischem Sinne mehr oder weniger oft verschoben hat; und weil gerade der Teil Europas, der uns heute abend interessiert, sich an diese Ostgrenze des Gesamterdteils anlehnt, ist diese Feststellung gleich eingangs von einer gewissen Wichtigkeit. Außerdem lehrt uns die Geographie, wenn wir eine Karte Europas, besonders neben einer Karte Asiens, betrachten, etwas, was für den Historiker noch viel interessanter ist: die große Halbinsel des asiatischen Kontinents, die wir uns gewöhnt haben Europa zu nennen, zeigt nämlich vom geographischen Standpunkt aus eine außerordentliche Mannigfaltigkeit, einen überraschenden Reichtum ihrer geographischen Gliederung. Auf einem — wenn wir an Asien denken — verhältnismäßig kleinen und beschränkten Raume sehen wir eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen, eine Vielheit in der Einheit. — Selbstverständlich gilt dies nicht in gleichem Maße für ganz Europa, und sehr oft hat man bei Erörterungen über das Problem Osteuropa betont, daß im Gegensatz zu dem so überaus reich gegliederten Westeuropa Osteuropa eher ein einförmiges Ganzes darstellt. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Gegenüberstellung berechtigt; aber nur bis zu einem gewissen Grade, da es unmöglich wäre, auch vom geographischen Standpunkt aus irgendeine Grenzlinie durch unseren Erdteil zu ziehen, die diesen reich gegliederten Westen vom einheitlichen Osten trennen würde. Ganz allmählich ändern sich hier die Verhältnisse, und Sie können sich dies ganz leicht veranschaulichen, wenn Sie an das Gebiet des Deutschen Reiches denken, wo ja auch der Südwesten viel reicher und mannigfaltiger gegliedert ist als der Nordosten.

Aber ich möchte nicht zu lange bei der Geographie verweilen, denn Europa ist gewiß nicht nur ein geographischer, sondern vielleicht in höherem Maße auch ein ethnographischer Begriff. Wenn wir uns Europäer nennen, so denken wir wohl viel weniger an die Karte des europäischen Erdteiles und ihre Grenzen als an diese Rasse, mag man sie nun die indoeuropäische oder arische oder weiße oder im allgemeinen die europäische nennen, der wir angehören und der anzugehören wir stolz sind. — Trotzdem aber könnte man Europa auch nicht ganz einfach mit einem Rassenbegriff identifizieren. Abgesehen davon, daß ja beträchtliche Teile der arischen, der indoeuropäischen Rasse bekanntlich bis heute in Asien wohnen, können wir doch manchen Völkern gewiß nicht den europäischen Charakter absprechen, weil sie ursprünglich einer ganz anderen, asiatischen Rasse entstammten. Ich denke da vor allem an das Beispiel Ungarns.

Wenn ich diese allgemein bekannten Tatsachen betone, so geschieht es wieder mit dem Blick von Europa auf Osteuropa, vom Allgemeinen zum Besonderen. Denn aus demselben Grunde können wir auch Osteuropa keinem ethnographischen Begriff, keinem Rassenbegriff gleichsetzen. Ebensowenig würde es genügen, Westeuropa als romanisch-germanische Welt zu umschreiben. In diesem Punkte stimme ich vollkommen damit überein, was Pfitzner in der ersten Hälfte seines vor kurzem veröffentlichten Aufsatzes über die Unmöglichkeit einer gesamtslavischen Geschichte, in der die osteuropäische Geschichte gewissermaßen aufgegangen wäre, gesagt und erläutert hat.

Da uns nun auch die Ethnographie hier nicht befriedigt und zu keiner unzweifelhaften Definition Europas verhilft, da wir schon im Zusammenhang mit den geographischen und ethnographischen Tatsachen immer wieder auf die historische Evolution zu sprechen kamen, werden wir uns wohl darauf einigen müssen, daß Europa letzten Endes ein kulturhistorischer Begriff ist. Und von diesem Standpunkt aus ist vielleicht die Definition nicht gar zu schwer, selbstverständlich nicht in eine kurze Formel gefaßt, sondern in der Form der Betonung der entscheidenden Elemente.

Die europäische Kultur, auf die wir noch stolzer sind als auf unsere weiße Rasse, scheint mir eine harmonische Synthese zu sein des Erbes der klassischen Antike einerseits und des Christentums andererseits. Und nicht ohne Zusammenhang vielleicht mit der geographischen Mannigfaltigkeit unseres Kontinents läßt sich in der europäischen

Kulturgemeinschaft das Walten dieser großen Universalprinzipien mit etwas anderem, etwas Drittem, nicht minder Wichtigem, in Verbindung bringen: mit der Tatsache, daß gerade innerhalb der europäischen Kultur sich die einzelnen Kulturen der besonderen Völker und Nationen selbständig entfalten können, ohne dadurch der Gemeinschaft zu schaden, im Gegenteil, indem sie diese Gemeinschaft nur noch bereichern. — Ich übersehe natürlich keineswegs, daß die antike Kultur existierte, ehe der Begriff Europa entstand, daß das Christentum, den Worten des Heilands zufolge, für alle Völker der Erde bestimmt ist; ich übersehe nicht, daß heute im Gegensatz zu dieser großen zweitausendjährigen Vergangenheit, auf die die europäische Kultur zurückblickt, etwas Neues am Werke ist, das wir noch nicht genau definieren können, dessen Verhältnis zur europäischen Kulturtradition eine beunruhigende Zukunftsfrage bleibt. Hier interessiert uns aber nur, daß in dieser Vergangenheit, auf die einzig und allein sich der Blick des Historikers richten kann, Antike und Christentum auf dem europäischen Boden, in Zusammenarbeit aller Glieder der europäischen Völkergemeinschaft, dieses große kulturgeschichtliche Erbe geschaffen haben. Ich glaube dies schon deshalb betonen zu müssen, weil von diesem Standpunkt aus bei jeder Scheidung Europas in größere Gebiete, also auch wenn es sich um unsere osteuropäische Frage handelt, der Forscher zunächst untersuchen muß, wie sich diese einzelnen Gebiete Europas zum Erbe der Antike und des Christentums stellten.

Da kommen wir nun gleich zu dem ältesten Gegensatz, den wir auf europäischem Boden im Rahmen der Kulturgeschichte finden, und zwar noch in der Antike, zum Gegensatz zwischen Hellas und Rom, zwischen griechischem und lateinischem Wesen, später zwischen dem neuen Rom Byzanz und dem alten Rom auf italienischem Boden. Etwas Altbekanntes, werden Sie natürlich sagen, aber gerade die neuesten Polemiken über den Begriff Osteuropa haben gezeigt, zu wie verschiedenen Ergebnissen der osteuropäische Historiker gelangen kann, wenn er von diesem ursprünglichen Gegensatz zwischen dem ältesten Westen und dem ältesten Osten Europas ausgeht. Für Bidlo ist dieser Gegensatz der maßgebende. Er unterscheidet, wenn er von byzantinischer und römischer Welt spricht, gleichsam zwischen zwei Kulturwelten, die wenig oder gar nichts miteinander gemeinsam haben. Er spricht von diesem Standpunkt aus von einem Dualismus Europas und glaubt, daß auch synthetisch die europäische Geschichte in zwei gro-

ßen Bildern dargestellt werden sollte, deren eines nur Westeuropa, das andere nur Osteuropa, wie er es begrenzt, zum Gegenstand hätte. Und für ihn ist daher die ganze osteuropäische Geschichte eigentlich, solange überhaupt das oströmische Reich bestand, mehr oder weniger nur byzantinische Geschichte, dann aber, gleichsam durch eine osteuropäische translatio imperii, Geschichte jenes Ersatzbyzanz oder Überbyzanz, wie man es nennen könnte, das in seiner Konzeption das Moskauische Rußland und das spätere russische Weltreich darstellten.

In schärfstem Gegensatz zu Bidlo sagt nun Pfitzner, daß überhaupt diese Unterschiede zwischen byzantinischem und römischem Wesen von recht untergeordneter Bedeutung seien innerhalb der Gesamtheit der europäischen, der christlichen Kultur. Grundsätzlich stimme ich mit seinen Argumenten vollkommen überein, auch mit dem, was er über die Geschichte der Kirchenunion sagt als Gegenbeweis gegen Bidlos so scharf zugespitzte These.

Ich darf aber wohl hinzufügen, daß mir auch Pfitzners Standpunkt in dieser Frage zu einseitig erscheint. Schließlich müssen wir doch zwei Dinge bedenken, wenn wir vom Verhältnis Neuroms zu Altrom sprechen. Erstens, daß dieser Gegensatz oder wenigstens dieser Unterschied, wenn wir uns vorsichtig ausdrücken wollen, doch damit zusammenhängt, daß von allem Anfang an die antike Kultur und mit ihr die europäische zwei voneinander unabhängige Ausgangspunkte hatte, einen in Hellas, den anderen in Latium, und wenn später bei den Diskussionen über die Kirchenunion wirklich verhältnismäßig minderwichtige theologische Fragen aufgerollt wurden, die eine viel geringere Bedeutung haben als z. B. die theologischen Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus, die doch nicht genügten, um Westeuropa in zwei Kulturwelten zu spalten, so muß man immer wieder bedenken, daß hinter diesen theologischen Begriffen tiefere, psychologische Unterschiede liegen, die mit dem zweiten Punkt zusammenhängen, der immerhin eine gewisse Schärfe dieses byzantinisch-römischen Gegensatzes begründet. Er ergibt sich aus der geographischen Lage, und zwar daraus, daß Byzanz-Konstantinopel und das ganze oströmische Reich, das sich übrigens auch auf asiatische Gebiete ausdehnte, ja zeitweise in Kleinasien seine wichtigste Grundlage hatte, von Anfang an, trotz aller Gegensätze zu Asien, vom asiatischen, antieuropäischen Orient aufs stärkste beeinflußt war. — Bidlo sieht diese Beeinflussung sehr gut, meint aber, sie wäre etwas ganz Natürliches gewesen, sieht z. B.

in der Abkehr von der semitisch-hamitischen Welt, die das Zeitalter Justinianus' kennzeichnet, einen Fehler, der für die weitere Entwicklung Byzanz' verhängnisvoll war. Ich stehe in dieser Frage auf einem gegensätzlichen Standpunkte. Aber wie immer es sein mag, diese orientalischen Einflüsse waren in der oströmischen, byzantinischen Geschichte außerordentlich stark und haben dazu beigetragen, den Unterschied zwischen beiden Hälften des ursprünglichen antiken Europas zu vertiefen.

Aber obwohl ich mich gern länger darüber auslassen möchte, will ich gleich zu einer anderen Frage übergehen. Der Unterschied zwischen Altrom und Neurom war nämlich meines Erachtens für den weiteren Verlauf der Geschichte viel weniger wichtig als der Unterschied zwischen dem, was ich als Alteuropa und Neueuropa bezeichnen möchte. — Ich bin mir der schweren Verantwortung wohl bewußt, zu all den so oft mißdeuteten und umstrittenen Termini noch diese zwei neuen hinzuzufügen: Alteuropa und Neueuropa, ich kann mich aber wirklich nicht anders ausdrücken, um das klar zu machen, auf was es mir ankommt. Alteuropa nenne ich das Gebiet, welches entweder unmittelbar zum Imperium Romanum der Antike gehörte oder doch aufs stärkste von römischen Einflüssen bestimmt war. Als Neueuropa aber bezeichne ich den ganzen Rest unseres Erdteils, der niemals zum Römischen Reiche gehörte, über dessen geographische und ethnographische Verhältnisse die klügsten Köpfe der Antike trotz allen Bernsteinhandels mit den Ostseegebieten nur sehr ungenaue Vorstellungen hatten. — Hier sehen wir wirklich einen gewaltigen Unterschied in der Entwicklung, und wenn ich Alteuropa und Neueuropa sage, so will ich damit auch sagen, daß ursprünglich eben nur jener eine Teil, den das Imperium Romanum gestaltet hatte, wirklich Europa war, der andere aber erst später zu Europa wurde.

Wann dies geschah, das ist ebenfalls eine Frage, über die sich sehr lange sprechen ließe. Ich glaube nicht mit Pfitzner, daß hier das 6. oder 7. Jahrhundert von ausschlaggebender Bedeutung wäre, sondern eher mit Marquardt, den er bei dieser Gelegenheit zitiert, daß der entscheidende Moment später liegt, etwa Ende des 9. und vor allem im 10. Jahrhundert, als allmählich alle Völker, die niemals zu dem Imperium Romanum in unmittelbarer Beziehung gestanden hatten, das Christentum annahmen und hierdurch zu einer Zeit, als Christentum und antike Kultur schon eng verschmolzen waren, auch zu Miterben dieser antiken Kultur wurden. Dieses 10. Jahrhundert erscheint mir darum als

besonders wichtig für jede wissenschaftliche Periodisierung der gesamteuropäischen Geschichte, weil sich eben damals der Begriff Europa so gewaltig ausdehnte und weil übrigens gleichzeitig auch in Westeuropa Ereignisse von höchster Bedeutung eintraten, um nur die endgültige Spaltung des einstigen Karolingerreiches in ein unabhängiges Frankreich und Deutschland zu erwähnen.

Dieses Neueuropa kann man schon geographisch nicht ohne weiteres mit Osteuropa gleichsetzen, wäre es auch nur aus dem einfachen Grunde, weil ja auch die skandinavischen Länder hinzugehören, die wohl niemand zu Osteuropa rechnen wird. Die deutschen Historiker haben immer mit Recht betont, daß die skandinavischen Länder, obwohl sie ungefähr zur selben Zeit mit Christentum und antiker Kultur in Verbindung traten wie die in Osteuropa sitzenden Slaven, besonders rasch kulturell assimiliert wurden. Dies hängt gewiß mit der Stammesgemeinschaft zwischen den Nordgermanen und dem germanischen Deutschland zusammen, sowie auch wieder mit der geographischen Lage, weil eben dieses skandinavische Europa mit dem fernen asiatischen Osten nicht in geringster Beziehung stand.

Aber hier kommen wir gleich zu einem anderen Problem, wo eben der eingangs kurz erwähnte Gegensatz zwischen deutscher und polnischer Auffassung der osteuropäischen Geschichte uns vor Augen tritt; zu dem nämlich, was ich hier im Zusammenhang mit dem skandinavischen Problem sagte, fügt die deutsche Geschichtswissenschaft noch etwas hinzu. Sie sagt: wenn das eigentliche Osteuropa lange dem westeuropäischen Teile nicht gleichwertig erscheint, so hängt dies damit zusammen, daß hier, um mit Pfitzner zu reden, ein förmlicher Kulturgraben bestand und dann die ferneren Jahrhunderte hindurch ein nicht minder bedeutsames Kulturgefälle zwischen dem römisch-germanischen Westen und dem großenteils, obwohl, wie ich schon andeutete, nicht ausschließlich slavischen Osten Europas. Die deutsche Geschichtswissenschaft betont dann auch, daß naturgemäß die Deutschen als die nächsten Nachbarn am meisten dazu beigetragen haben, diese westlich-abendländische Kultur nach dem Osten fortzupflanzen, und sieht darin eine der größten Leistungen, eines der größten Verdienste des deutschen Volkes im Laufe seiner zweitausendjährigen Geschichte.

Wie stellt sich nun die polnische Geschichtswissenschaft diesen Fragen gegenüber? Ich sage ausdrücklich: die polnische, nicht nur, weil ich doch nur im Namen dieser polnischen reden kann, sondern weil dieser Einfluß Deutschlands

naturgemäß, wieder der geographischen Lage folgend, sich vor allem auf den nächsten, den polnischen Nachbarn, auswirken konnte.

Zunächst, was das Kulturgefälle betrifft! Wir haben da in unserer Geschichtswissenschaft seit Jahrzehnten einen Ausdruck, der diesem Begriff nahekommt, aber, wie Sie sehen werden, ihm doch nicht ganz entspricht. Einer unserer größten Historiker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der auch in Deutschland gewiß bekannte Szujski, hat den Ausdruck geprägt, daß unsere kulturhistorische Entwicklung eine jüngere sei; das ist eine Selbstverständlichkeit, die natürlich niemand bestreiten will und kann. Aber ebenso wie zwischen Einzelmenschen die Altersunterschiede, obwohl sie immer gleich bleiben, in der frühen Jugend eine weit größere Bedeutung haben als dann im reifen Mannesalter, so ist es, glaube ich, auch in der Geschichte der Völker und Staaten, die wir ja heute als organische Lebewesen betrachten. Wir glauben von polnischer Seite, daß wir diesen Vorsprung, den unsere westlichen Nachbarn hatten, verhältnismäßig rasch einzuholen vermochten. Wenn schon im Jahre 1000, wenige Jahre nach der Bekehrung Polens zum Christentum, Kaiser Otto III. den ersten Piastenkönig zu seinem Mitarbeiter wählte in den großen Konzeptionen des Imperiums, die ihm vorschwebten, so kann doch schon damals dieses Kulturgefälle nicht gar zu arg gewesen sein; und wenn kritische deutsche Forscher den letzten Piastenkönig im 14. Jahrhundert Kasimir den Großen schon als einen hervorragenden europäischen Herrscher im vollen Sinne des Wortes betrachten, so darf man wohl bemerken, daß sein Lebenswerk, der ganze Geist, den seine Statuten atmen, seine Universitätsgründung, seine außenpolitische Tätigkeit nicht denkbar wären, wenn er nicht schon ein ausgebildetes Kulturvolk unter seiner Herrschaft gehabt hätte. Wenn wir die polnischen Quellen des 14. Jahrhunderts lesen, etwa die Chronik des Johann von Czarnków, so finden wir keinen inneren, qualitativen Unterschied zwischen beiden Kulturen. Und wenn wir sogar zurückgehen in den Anfang des 13. Jahrhunderts, zu jener anderen Chronik des Magister Kadłubek, so sehen wir nach den Untersuchungen Balzers, daß wir noch manches Neue lernen müssen über die damaligen Kulturverhältnisse Polens und ihren engen Zusammenhang mit dem Westen. Selbstverständlich wollen wir da nicht übertreiben, auch von polnischer Seite nicht. Wir wollen den Unterschied, der immerhin bestand, nicht leugnen. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß er mehr und mehr nicht

zu einem qualitativen, sondern zu einem quantitativen wurde in dem Sinne, daß nicht ohne Zusammenhang mit der weniger dichten Bevölkerung die Zahl der Kulturleistungen eine geringere war und ebenso auch der Prozentsatz, den die gebildete Oberschicht innerhalb der Gesamtnation einnahm.

Im Zusammenhang damit möchte ich weiter betonen, daß wir Polen keineswegs die großen Kulturleistungen Deutschlands im Osten bestreiten wollen. Um Beispiele anzuführen, denke ich da nicht nur an das Deutsche Recht, was vielleicht das Bemerkenswerteste ist, sondern auch an die Wanderung des strebsamen deutschen Bürgertums nach dem Osten, wodurch in diesen Ländern eben jene Mittelschicht entstand, die vielleicht am meisten mangelte und für eine normale allgemein-europäische Kulturentwicklung so wichtig war. Aber hier machen wir vom polnischen Standpunkt aus wieder zwei Einschränkungen, die ich Ihnen ganz aufrichtig vorbringen möchte. Wir anerkennen die Kulturleistungen Deutschlands im Osten, und wir sind dankbar für die Kulturwerte, die aus dem Westen nach Polen gebracht wurden; aber wir glauben nicht, daß dies ein ausschließliches Verdienst unseres deutschen Nachbarn war, sondern daß im Rahmen der innigen europäischen Kulturgemeinschaft des christlichen Mittelalters alle römisch-germanischen Völker schon eine Einheit bildeten, die trotz der größeren oder geringeren geographischen Entfernung sich im Osten auswirkte, und demzufolge glauben wir, auch den anderen Völkern des westeuropäischen Kulturkreises, den romanischen — Italien, Frankreich — zu einem ähnlichen Dank verpflichtet zu sein. — Außerdem war die Rolle des Deutschtums im Osten doch mehr oder weniger überall mit einem Germanisierungsprozeß verbunden, und wenn sie auch eine Bereicherung des westeuropäischen Kulturgutes bedeutete, so war dies doch nicht jene ideale Bereicherung, von der nur dann die Rede sein kann, wenn neue Glieder der europäischen Gesamtheit zu eigener Kulturentwicklung auf eigener nationaler Grundlage berufen werden.

Um dies klar zu machen, darf ich vielleicht auf ein anderes Beispiel hinweisen, das hier neben Polen in Betracht käme, auf das Beispiel Litauens. Auch gegen Litauen schob sich die deutsche Kultur und mit ihr die abendländische schon seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts erfolgreich vor. Aber gerade das litauische Volk, das bereit war — wir werden es gleich sehen —, sich dieser westlichen christlichen Kultur anzugliedern, leistete einen so erbitterten Wider-

stand, weil es glaubte — ich darf wohl sagen: mit Recht —, daß, wenn es diese Kultur einzig und allein von deutscher Seite angenommen hätte, es ebenso wie die stammverwandten Preußen seiner nationalen Existenz vollkommen verloren gegangen wäre.

Dieses litauische Beispiel führt mich nun zum letzten Punkt, wo m. E. die deutsche und die polnische Auffassung der osteuropäischen Geschichte auseinandergehen. Nämlich wir Polen glauben, ein ähnliches Kulturverdienst wie die Deutschen in Anspruch nehmen zu dürfen, da wir unsererseits, als wir uns schon dem christlich-abendländischen Westen ganz angeschlossen hatten, seine Kultur nach dem Osten hin verbreitet haben, und zwar auf eine Weise, die uns dem Geiste europäischer Gemeinschaft mehr zu entsprechen scheint. Ich möchte hier zunächst auf gewisse Tatsachen der osteuropäischen Geschichte zu sprechen kommen, die uns erklären, warum nicht mit einem Schlage dieses ganze weite Gebiet für Westeuropa, für Europa überhaupt gewonnen werden konnte, warum im Gegenteil so bedeutende Rückschläge stattgefunden haben. Da möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch weiter nach dem Osten richten als nach Polen, nach dem Gebiet des alten, des ursprünglichen Rußland im Flußgebiet des Dnepr, wo heute die Ukrainer und Weißrussen wohnen.

Auch hier hatten sich gleich nach der Annahme des Christentums enge Beziehungen nicht nur zu Byzanz, sondern auch zu Westeuropa angeknüpft, und ich möchte betonen, daß schon im frühen Mittelalter dort an den fernen Gestaden des Dnepr eine überaus reiche und erfreuliche Kulturentwicklung stattfand. Sie wäre erfreulich gewesen, wenn sie sich so fortgesetzt hätte, nicht nur für Europa überhaupt, sondern gerade auch für Polen; denn es ist immer von Vorteil, wenn das Nachbarvolk, mag es auch politisch feindlich gesinnt sein, kulturell so hoch wie möglich steht. Aber dann wurden diese Fortschritte verhältnismäßig rasch abgebrochen, und zwar aus zwei verschiedenen Gründen. Der erste hängt mit dem so interessanten Prozeß der ostslavischen Kolonisation zusammen. Sie wissen, daß, obwohl das alte, ursprüngliche Rußland, das wir Ruś nennen, hier am Dnepr, in Kiev seinen Mittelpunkt hat, schon damals zur Zeit der Christianisierung diese Kolonisation des Volgabeckens einsetzte und sich überaus rasch fortsetzte. Einerseits war dies natürlich eine ganz hervorragende Leistung der ostslavischen Stämme, andererseits aber ein großes Hindernis ihrer raschen Europäisierung; denn diese Stämme, die sich selbst erst die europäi-

sche Kultur zu eigen machen mußten, kamen jetzt in ungemein ausgedehnte Gebiete, die geographisch schon eigentlich beinahe mehr zu Asien gehörten. Wenn wir das Flußgebiet der Volga betrachten mit seinen für Europa ungewöhnlichen Dimensionen, mit seiner Orientierung nach einem asiatischen Binnensee, so wird vielleicht diese Behauptung nicht übertrieben erscheinen; und wenn wir uns dann erinnern, daß dieses Gebiet, wenn auch sehr spärlich, von finnischen Stämmen bevölkert war, so kommt eine neue Schwierigkeit noch hinzu.

Aber dieses Problem der osteuropäischen Kolonisierung, wo sich Europa gewissermaßen verlor in asiatischen Grenzgebieten, war noch nicht das Entscheidende für die große Krise der russischen und damit der osteuropäischen Kultur überhaupt. Ich denke an das Ereignis, das schon Ranke, wenn er sich auch vor allem für die germanisch-romanische Welt interessierte, in seiner ganzen welthistorischen Bedeutung erkannte: den Einbruch der Mongolen um die Mitte des 13. Jahrhunderts, der das ganze Gebiet Rußlands, auch des alten, ursprünglichen, überschwemmte und ihm die tatarische Herrschaft aufdrückte. Das hat den Fortschritt der Europäisierung unseres Erdteiles mehr gehemmt als irgendein anderes Ereignis im Verlauf der Weltgeschichte. Für den russischen Teil Osteuropas liegt dies auf der Hand, und man braucht nur in der besten Darstellung russischer Geschichte, bei Ključevskij, die entsprechenden Kapitel nachzulesen. Aber ich kann das auch für Polen sagen; denn diese mittelbare oder unmittelbare Nachbarschaft der Tataren, unter der wir bis Ende des 17. Jahrhunderts zu leiden hatten, war gewissermaßen eine Achillesferse des polnischen Staates, ein großes Hindernis seiner europäischen Kulturarbeit.

Nun komme ich aber zu dem Ereignis, das ich im Gegenteil als eine Beschleunigung der Europäisierung Osteuropas betrachte und das den Schaden der mongolischen Invasion bis zu einem gewissen Grade gut machte. Und wieder mit Ranke, wie ich gleich betonen möchte, spreche ich hier von der polnisch-litauischen Union, die er ausdrücklich als das nach dem Einbruch der Mongolen wichtigste Ereignis der osteuropäischen Geschichte bezeichnet. Die Wichtigkeit der polnisch-litauischen Union ist von den Historikern der verschiedenen Länder schon dadurch anerkannt worden, daß sie ihr umfangreiche Werke widmen, nicht nur bei uns in Polen und in Deutschland, sondern auch in Rußland, der Ukraine usw. Ich glaube aber, man hat die ganze Bedeutung dieses Ereignisses darum nicht zu ihrer Genüge ge-

würdigt, weil man vor allem auf die verfassungsrechtliche Seite dieses Problems die Aufmerksamkeit richtete. Gewiß ist es für die Detailforschung ungemein bedeutsam und interessant, ob dieser oder jener polnisch-litauische Staatsvertrag eine Personalunion, eine Inkorporation, eine parlamentarische Union war oder etwas anderes, vom universalhistorischen Standpunkt des Europäers aber ist wichtiger der Kulturwert, der mit dieser Union verbunden war. Er war so weittragend in seinen Folgen, weil es sich schon bei der ersten Verbindung Litauens mit Polen keineswegs bloß um das ethnographische Stammesgebiet der Litauer handelte, das damals nicht viel größer war als heute und im Rahmen von Gesamteuropa nur ein kleines Territorium ausfüllte. Aber vorher, im Laufe des 14. Jahrhunderts, hatte sich ein Prozeß abgespielt, von dem die Weltgeschichte kaum Notiz nimmt, der aber für die weitere Entwicklung Osteuropas und ganz Europas entscheidend war, nämlich die ungewöhnlich rasche und weite Ausdehnung des noch heidnischen litauischen Staates auf alle Gebiete des alten ursprünglichen Rußlands, die er gleichzeitig vom tatarischen Joche befreite. Dadurch war dieses heidnische, daher beinahe außereuropäische Litauen räumlich zu dem größten Staate unseres Kontinents geworden, der beinahe von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte und dessen Entwicklung uns um so überraschender erscheint, als die Quellen, die heute schon in allen Einzelheiten erforscht sind, uns so verzweifelt wenig über diesen Prozeß berichten, so daß wir nur die Ergebnisse vor Augen haben. Eines ist allerdings klar erkenntlich: daß nämlich dem so entstandenen Staatswesen jene innere Geschlossenheit und Festigkeit mangelte, die ihm in diesen Grenzen und in dieser Form einen dauernden Bestand gesichert hätte. Auf die Dauer konnte es weder auf sich selbst angewiesen, noch von einem heidnischen Herrschergeschlecht und Staatsvolk geleitet bleiben. Daher war die Frage, ob das große Litauen des 14. Jahrhunderts sich an einen westlichen oder an einen östlichen Nachbarn anschließen würde, wirklich von universalgeschichtlicher Bedeutung. Durch die Union mit Polen wurde nun diese Frage derart entschieden, daß gleich der erste polnisch-litauische Vertrag, der Akt von Krewo vom 14. August 1385 — hier verdient auch das Datum angeführt zu werden — das ganze unter litauischer Herrschaft stehende Übergangsgebiet für den Zusammenhang mit dem abendländischen, dem lateinischen Europa gewann oder, wenn Sie lieber wollen, wiedergewann, wenn es sich z. B. um das alte Kiev handelt. Die dortigen Teil-

fürsten stellten größtenteils lateinische Urkunden aus, wo sie ihren Anschluß an die corona regni Poloniae verkünden.

Wir wissen jetzt, daß schon von Anfang an der Aufbau des polnisch- litauischen Staates kein so einheitlicher war, keine so vollkommene Inkorporation bedeutete, wie es die Geschichtswissenschaft eine Zeitlang dargestellt hat. Und hier komme ich zu einem Problem, wo ich nicht nur mit den deutschen Historikern, sondern auch mit manchen meiner Landsleute polemisieren möchte. Nämlich dieser Staat, der sich während der nächsten zwei Jahrhunderte zur polnisch-litauischen gemeinsamen Republik von 1569 ausgestaltete, blieb von allem Anfang an bis zum Ende ein Föderativstaat. Viele Forscher — ich betone: auch in Polen — sehen darin eine Schwäche des polnischen Staates und mit eine Ursache seines Unterganges am Ende des 18. Jahrhunderts. Ich brauche nur daran zu erinnern, wie z. B. Bobrzyński in seinem bekannten Handbuch bedauert, daß selbst die Union von Lublin keine einheitliche gemeinsame Regierungsgewalt einführte. Ich glaube aber sagen zu können, daß gerade darin die Größe des von Polen in Osteuropa geleisteten Werkes bestand, und zwar deshalb, weil hierdurch die Eigenentwicklung der litauischen Gebietsteile nicht künstlich unterbunden wurde. Gewiß, Polen wurde dadurch zu einem Staate, der sich von vielen anderen Staaten, vor allem von Preußen und Rußland der Neuzeit, grundsätzlich unterschied; aber die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen in Gesamteuropa schließt ja keineswegs solche ganz verschiedenartigen Staatsbildungen aus. Und wenn Prof. Hoetzsch in einem seiner schönen synthetischen Aufsätze diesen polnisch-litauischen Föderativstaat mit dem alten römisch-deutschen Reich vergleicht, das man verfassungsrechtlich als Monstrum bezeichnen konnte, so ist dieser Vergleich, glaube ich, trotz alledem, trotzdem auch das römisch-deutsche Reich den Stürmen der Geschichte nicht standgehalten hat, für uns doch immerhin ein ehrenvoller.

Was nun den Charakter des Zusammenlebens verschiedener Volksteile im polnisch-litauischen Gesamtstaat betrifft, so möchte ich noch auf einen Punkt hinweisen. Dementsprechend, was ich von der Ausdehnung Litauens auf die ursprünglich russischen oder, wie wir sagen, ruthenischen Lande bemerkte, war das Reich, obwohl in staatsrechtlichem Sinne dualistisch aufgebaut, ein polnisch-litauisch-reußischer oder ruthenischer Trialismus. Deshalb wurde auch die polnisch-litauische Staatenverbindung auf dem kulturellen Gebiete ergänzt durch die Kirchenunion,

einen Plan, der in dem welthistorischen Rahmen durch Ereignisse, auf die ich noch zurückkomme, gescheitert ist, hier aber in einem kleineren Rahmen wieder auftaucht, auf die Grenzen des polnisch-litauischen Staates beschränkt, aber mit einem um so günstigeren Ergebnis. Wenn ich von einem „günstigeren" Ergebnis spreche, muß ich wieder mit manchen meiner Landsleute polemisieren, die diese Kirchenunion als einen Fehler des alten polnischen Staates betrachten. Ich glaube gerade das Gegenteil und sehe hier eine Leistung, welche wirklich im europäischen Sinne geschaffen war, der Mannigfaltigkeit europäischen Wesens Rechnung trug und auch dazu beitrug, jenen alten Gegensatz zwischen römischer und byzantinischer Welt wenigstens in beschränktem Rahmen abzuschwächen.

Selbstverständlich war das Ergebnis all dieser Ereignisse ein Vordringen der europäischen Kultur nach dem Osten, eine Ausdehnung dieser Kultur auf jene Gebiete, für die man neuerdings in Deutschland den Namen „Zwischeneuropa" geprägt hat. Daß sie sich auch heute noch so deutlich vom übrigen Osteuropa unterscheiden, ist unzweifelhaft eine Nachwirkung der polnisch-litauischen Unionsgeschichte.

Vom europäischen Standpunkt war diese Vorschiebung der Grenze des Abendlandes im Verlaufe vom 14. bis 16. Jahrhundert schon deshalb von so großer Bedeutung, weil gerade in derselben Zeit, von der Mitte des 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts, wieder einer jener Rückschläge stattfand im Ringen zwischen Westen und Osten, allerdings auf einem ganz anderen Gebiete, dessen Betrachtung uns zurückführt zu unserem byzantinischen Ausgangspunkte osteuropäischer Geschichte. Sie haben gewiß erraten, daß ich hier vom Vordringen der Osmanen und der türkischen Besitznahme der Balkanhalbinsel, ja großer Teile Ungarns, spreche.

Als die Türken 1354 in Europa Fuß faßten und hundert Jahre später Konstantinopel eroberten, war dieses alte Osteuropa keineswegs in scharfem Gegensatz zum Westen. Im Gegenteil, nie war eigentlich der Gegensatz geringer gewesen, niemals war das byzantinische Reich dem Westen näher gekommen. In der allerneuesten Gesamtdarstellung byzantinischer Geschichte, die erst vor ein paar Monaten der unermüdliche Iorga veröffentlicht hat, nennt er Byzanz schon von 1081 an ein „empire de pénétration latine". Allerdings war nach dem vierten Kreuzzug ein scharfer Gegensatz in politischem Sinne, ja ein Haß zwischen Griechen und Lateinern entstanden. Aber er hinderte keineswegs eine immer

enger werdende Kulturgemeinschaft, gerade dadurch, daß das lateinische Kaiserreich in Konstantinopel dauernde Spuren hinterließ und daß vor allem auf dem Gebiete des alten Hellas abendländische Staatenbildungen bestehen blieben. Und in der Renaissancezeit waren die gegenseitigen Kulturbeziehungen zwischen Alt- und Neurom enger als je und selbst die slavischen Völker der Balkanhalbinsel standen auf so hoher Stufe, daß der serbische König Stefan Dušan mit zu den bedeutendsten Herrschern des 14. Jahrhunderts gehörte.

Diese ganze Kulturentwicklung erlitt nun den Rückschlag, der mit dem Vordringen der Türken zusammenhängt.

Ich will nicht mißverstanden werden: ebenso wie die Tataren keine Barbaren waren — ich erinnere an Balodis' Ausgrabungen in Saraj —, ebenso wenig, noch viel weniger waren es die Türken, die Osmanen; aber sie brachten eine Kultur, die der europäischen Kultur so wesensfremd war, daß sich da keine Symbiose gestalten konnte, sondern nur ein Erdrücken jeden europäischen Kulturlebens auf diesem ganzen Gebiete, das erst damals Westeuropa vollkommen entfremdet wurde.

Damals auch wurden die Zusammenhänge zwischen historischem Schicksal auf dem Balkan und im eigentlichen Osteuropa enger denn je, enger vielleicht, als zur Zeit, wo Byzanz seine große Missionstätigkeit unter den Ostslaven entfaltete. Aber aus einem ganz anderen Grunde! Weil nämlich durch das Vordringen der Türken, besonders in den Donaufürstentümern, und durch ihren Zusammenschluß mit den Krimtataren auch das eigentliche Osteuropa vom Süden her von den Osmanen bedroht war. Daher versuchte man eben den jagellonischen Staatenbund auch nach dieser Richtung auszudehnen, und entstandene Projekte eines gemeinsamen Vorgehens aller osteuropäischen Staaten gegen den gemeinsamen nicht-europäischen, nämlich türkischen Feind, Projekte, die sich nicht verwirklichten, weder zur Zeit Stephan Báthorys, noch zur Zeit Sobieskis, der dieser Idee bekanntlich große Opfer gebracht hat.

Warum nicht? — Hier komme ich zu einer Feststellung, die ich schon in meinem Brüsseler Kongreß-Vortrage von 1923 betonte und an der ich festhalte, nämlich daß sich in Osteuropa allmählich eine immer deutlichere Scheidewand aufgerichtet hat zwischen den Gebietsteilen, die sich im polnisch-litauischen Staat, dann in der polnischen Republik vereinten, und den anderen, die allmählich durch die Moskauer Politik zum einheitlichen Reiche der russischen Caren

wurden. — Wenn ich einen Beweis anführen soll, daß man sich schon in früherer Zeit, Ausgang des Mittelalters, dieser Scheidelinie voll und ganz bewußt war, so möchte ich z. B. den litauisch-moskauischen Vertrag von 1449 zitieren, der nichts anderes bedeutete als — schon damals! — eine vollständige, natürlich nicht dauernde, Aufteilung der beiderseitigen Interessensphären.

Hier stehe ich allerdings auf einem Standpunkt, wo ich mich mit Bidlo berühre, wo ich mit ihm unterscheide zwischen einem östlichen Teil dessen, was wir gemeinhin Osteuropa nennen, und einem westlichen; nur daß ich nicht so ausschließlich den Unterschied zwischen Katholizismus und Orthodoxie zur Grundlage wähle. Allerdings kam im Verlaufe des 18. und 19. Jahrhunderts als Fortschritt nach allen Rückschlägen der große historische Prozeß, der landläufig als die Europäisierung Rußlands bezeichnet wird und der die Grenzen der gemeinsamen europäischen Kultur mit den geographischen Grenzen des europäischen Erdteiles zusammenfallen zu lassen schien. Ich sage „schien“ unter dem Eindruck der Ereignisse der jüngsten Gegenwart; denn daß diese Europäisierung Rußlands, so großartige Leistungen damit auch verbunden waren, bis zu einem gewissen Grade eine oberflächliche geblieben ist, dafür sehe ich den Beweis in der vollkommenen Neugestaltung des bolschewistischen Rußlands, die in ihrem bewußten Gegensatz gegen das, was die Grundpfeiler Europas sind, gegen Humanismus und Christianismus, eben wieder einen großen Rückschritt bedeutet im Vordringen europäischen Geistes gegen den Osten. Weil hier seit jeher die Unterschiede so tief lagen, blieben auch im Laufe der Geschichte alle Versuche, die beiden Hälften des eigentlichen Osteuropas zu vereinen, vergebens, ebenso vergebens, wie etwa die Versuche, ganz Westeuropa in einen Riesenstaat zu fassen, mag sie auch ein Napoleon unternommen haben. Vergebens waren derartige Versuche, die von polnischer Seite Anfang des 17. Jahrhunderts unternommen wurden; der polnische Staat hätte sich ins Uferlose verloren, wenn er, wenn auch nicht eine Eroberung, so doch eine Union mit dem ganzen russischen Reich zustande gebracht hätte. Vergebens aber war es auch und zugleich ein Rückschlag in der europäischen Entwicklung, wenn diese Versuche von Rußland ausgingen.

Und nur im Zusammenhang damit möchte ich heute das heikle Thema des polnischen Teilungsproblems berühren.

Wenn wir in Polen immer dagegen protestieren, daß man darin ein Machtproblem sieht, so tun wir es haupt-

sächlich deshalb, weil die Tatsache selbst, daß der größte Teil des historischen, ja sogar des ethnographischen Polens an Rußland angeschlossen und zugleich dem ganzen polnischen Volke, dem führenden Vertreter der abendländischen Kultur Europas im Osten unseres Erdteils, jede selbständige Entwicklungsmöglichkeit genommen wurde, eben vom Standpunkt dieser Kultur einen Rückschritt bedeutete. Und darum behaupten wir auch, daß alle die, welche an der Teilung Polens beteiligt waren, eine schwere Verantwortung von unendlicher Tragweite auf sich geladen haben. Es schien während des 19. Jahrhunderts, als wäre das Unmögliche doch geglückt, als hätten sich wirklich fast alle Gebietsteile, die man als Osteuropa bezeichnet, dauernd unter dem Zepter des Caren vereint. Daß dies eine Illusion war, sehen wir heute. Die neue politische Karte zeigt uns, wie in der einen Hälfte Osteuropas ein Differenziationsprozeß von echt europäischer Art eingetreten ist, während die östliche Hälfte zu einem ganz anders gearteten Ganzen zusammengeschmolzen ist.

Daraus geht hervor, daß ich, wenn es sich um die Definition Osteuropas handelt, auf dem Standpunkt stehe, wie ihn etwa Pfitzner vertritt, daß nämlich Osteuropa die Gesamtheit jener Völker und Staaten bedeutet, die östlich von Deutschland leben, und ich füge hinzu, daß in einem gewissen Sinne, wenigstens seitdem diese Länder die Türkenherrschaft durchgemacht haben, auch die Gebiete östlich von Österreich und Italien zu dem allgemeinen Begriff Osteuropa gerechnet werden können.

Aber aus dem, was ich gesagt habe, geht auch hervor, daß ich diesen Begriff nicht als einen einheitlichen betrachte. Zunächst wegen der ganz klaren Unterschiede zwischen dem eigentlichen Osteuropa nördlich der Karpathen und Südosteuropa, und dann wegen des inneren Gegensatzes im Rahmen des eigentlichen Osteuropas, den ich mir besonders zu betonen erlaubte.

Daher glaube ich auch nicht, daß Pfitzner recht hat, wenn er sagt, man könne diese Gebiete zwar nicht zusammenfassen in einer slavischen Geschichte, wohl aber in einer osteuropäischen Geschichte, die ein Mittelglied wäre zwischen der Geschichte der einzelnen Staaten und der Europas überhaupt. Ich halte auch dieses Ziel, auch diese Aufgabe für unlösbar.

Dies möchte ich kurz erklären, indem ich meiner vorhin gegebenen Definition Osteuropas eine andere gegenüber-

stelle, die vielleicht beinahe naiv erscheinen wird, die aber doch einen tieferen praktischen Sinn hat. Ich glaube sagen zu können, daß eigentlich Osteuropa nichts anderes ist als der Teil Europas, der bislang in der Gesamtdarstellung europäischer Geschichte zu kurz gekommen ist. — Von diesem Empfinden gingen gewiß jene deutschen Forscher aus, die ohne viel theoretische Erwägungen hier das Studium Osteuropas seit 30 Jahren fördern. Ich glaube aber, vielleicht auch auf gewisse persönliche Erfahrungen hinweisen zu dürfen. Trotz meines Interesses für historische Synthese bin ich, wie wir historischen Fachleute alle, doch mehr oder weniger ein Spezialist, indem ich mich für osteuropäische Geschichte des 14. bis 16. Jahrhunderts besonders interessiere, und wie jeder Spezialist fühle ich schmerzlich die Grenzen meiner Erkenntnis. Aber diese Grenzen empfinde ich weniger chronologisch: ich empfinde es weniger, daß ich auf dem Gebiete der osteuropäischen Geschichte des 17. bis 19. Jahrhunderts nicht selbst quellenmäßig gearbeitet habe, aber ich empfinde es sehr, daß ich innerhalb der Jahrhunderte, die mich besonders interessieren, die westeuropäische Geschichte, ja selbst die des äußersten Westens, bis jetzt nicht gründlich genug betreiben konnte. Denn — und damit möchte ich schließen —, ich betrachte die ganze europäische Geschichte, mag es sich um Westeuropa oder Osteuropa handeln, um Alt- oder Neueuropa, als eine Einheit und als vornehmste Aufgabe des universalgeschichtlich eingestellten Forschers, diese Einheit über der Vielheit der nationalen Entwickelungen erscheinen zu lassen. Selbstverständlich, wenn ich den Nachdruck darauf lege, daß zu diesem Zwecke die Geschichte der einzelnen osteuropäischen Staaten und Völker gründlicher studiert werden sollte als bisher, trage ich beinahe Eulen nach Athen, da ja hier die ganze Entwickelung der Geschichtswissenschaft in diesem Sinne so erfreulich verläuft. Wenn ich aber auch nur auf das bescheidenste dazu beigetragen habe, dieses Bewußtsein noch erkenntnistheoretisch zu fundieren und der osteuropäischen Geschichte das privilegium odiosum des Exotischen zu nehmen, dann glaube ich, haben Sie nicht umsonst so geduldig einem langen Vortrage zugehört. Dann hat die Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas mir nicht umsonst die hohe Ehre erwiesen, mich hier zum Wort kommen zu lassen, und dann kann vielleicht der heutige Abend einen Schritt vorwärts bedeuten zu jenem Augenblick, wo die Geschichtsforscher der verschiedenen Länder, ob sie aus West- oder Osteuropa, aus Mittel- oder Zwischeneuropa stammen, gemeinsam arbeiten werden an der Erforschung un-

serer gemeinsamen, selbst für die Jüngsten von uns schon tausendjährigen, heute aber mehr als je von innen und außen bedrohten gesamteuropäischen Kulturheimat.

Was ist osteuropäische Geschichte?
(Zur Abgrenzung der ukrainischen und russischen Geschichte).[1]

Von
D. Dorošenko, Prag.

I.

Was stellt die Geschichte Osteuropas dar? Welches sind ihre Grenzen, welches ihr Inhalt? Ist es die Geschichte der verschiedenen, Osteuropa besiedelnden Völker, die, wenn sie auch lange einer gemeinsamen staatlichen Organisation angehörten, trotzdem verschiedene historische Entwicklungen nahmen und sich eigene nationale Physiognomien schufen? Oder ist es die Geschichte eines Staates, des russischen Kaiserreichs, der sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts alle osteuropäischen Völker unterwarf und nach dem Weltkrieg wiederum einen Teil davon verloren hat? Diese Frage ist m. E. von grundlegender Bedeutung für die richtige Problemstellung der osteuropäischen Geschichtsforschung, und von ihrer Lösung hängt die Deutung der tausendjährigen historischen Entwicklung ab, die sich im osteuropäischen Raum vollzogen hat.

Wenn wir hier von osteuropäischer Geschichte sprechen, so haben wir ausschließlich die Slaven, die sogenannten Ostslaven, oder, wie sie auch (vom methodischen Standpunkt nicht ganz zutreffend) genannt werden: die russische Gruppe der slavischen Völker, im Auge. Den übrigen völkischen Elementen kommt eine untergeordnete Rolle zu. Sie spielten entweder als rassische Beimischung (Waräger, Finnen, Türken) oder als auswärtige Elemente (Tataren, Litauer) eine Rolle. Sie beeinflußten mehr oder minder das politische Schicksal Osteuropas, bewahrten sich selbst aber ihre rassische, religiöse und kulturelle Eigenart. Stellt nun diese ostslavische Gruppe ein Volk mit gewissen Stammesunterschieden (bedingt durch die

---

[1] In diesen Ausführungen des bekannten Historikers und Politikers D. Dorošenko wird die Einstellung der ukrainischen Geschichtsforschung zum Problem der osteuropäischen Geschichte umrissen. Der Aufsatz wurde aus dem Ukrainischen von Dr. M. Woltner übersetzt. D. Red.

geographischen Verhältnisse) dar, das als Äußerung dieser Einheit den „russischen Staat" schuf? Oder haben wir es hier mit drei gesonderten Völkern: dem großrussischen, ukrainischen und weißrussischen, zu tun, die nur zeitweilig einem gemeinsamen Staat angehörten, die Großrussen länger, die Weißrussen kürzer (sie wurden erst Ende des 18. Jahrhunderts nach den polnischen Teilungen in den Bestand des russischen Reiches aufgenommen) und die Ukrainer nur einige hundert Jahre (teils seit der Mitte des 17. oder seit Ende des 18. Jahrhunderts, teils haben die Ukrainer, nämlich in Ostgalizien, niemals zum „russischen Staat" gehört)? Das sind weitere Kardinalfragen der osteuropäischen Geschichte. Ihre Lösung ist für das richtige Verständnis der osteuropäischen Geschichte ausschlaggebend.

Um uns Klarheit über den augenblicklichen Stand der Frage über die Abgrenzung der Geschichte der osteuropäischen Völker in der heutigen Wissenschaft zu verschaffen, müssen wir uns, sei es auch nur in allgemeinen Zügen, die Entwicklung des osteuropäischen historischen Verlaufs vergegenwärtigen.

Bekanntlich treten die Ostslaven im Zustand der Stammesdifferenzierung in die Geschichte ein. Bereits im 6. Jahrhundert berichten Jordanes (De rebus geticis) und Prokop (De bello gothico) über die Anten und Slaven als zwei verwandte, aber gesonderte Völker, die am Unterlauf der Donau und nördlich des Schwarzen Meeres wohnen.[2] Der Kiever Chronist Nestor, der Anfang des 12. Jahrhunderts über das einige Jahrhunderte zurückliegende Siedlungsgebiet der Slaven handelt, zählt ihre einzelnen Stämme ausführlich auf.

Daß die Ostslaven bereits damals aus drei gesonderten Stammesgruppen bestanden, beweisen die Tatsachen der

[2] Der ukrainische Sprachforscher St. Smal'-Stoćkyj wendet sich entschieden gegen die Zugehörigkeit der Anten zum Ostslaventum. Er hält sie für Südslaven, für die Vorfahren der Serben und Kroaten (vgl. Schidni slovjane in Ukrajina 1928, Heft 3, S. 10—11) und lehnt die Einteilung der Slaven in drei Stammesgruppen (westliche, östliche und südliche) ab. Die Slaven hätten sich bereits in ihrer Urheimat in mehrere Stämme gegliedert, aus denen später die historisch bekannten Völker hervorgegangen seien. Das Ende der urslavischen Periode und die Auseinandersiedlung der einzelnen slavischen Stämme datiert Smal'-Stoćkyj ins 6. bis 7. n.chr. Jahrhundert. Die Ostslaven seien in ihrer Urheimat in gleicher Weise den nord-, west- und südslavischen Stämmen benachbart gewesen. Gemeinsame Interessen hätten sie nicht enger zusammengehalten. Daher dürfe man nicht eine gemeinsame Sonderentwicklung der Ostslaven im Gegensatz zu der der West- und Südslaven annehmen (ibidem, S. 21).

Archäologie und Philologie. Der russische Gelehrte A. Spicyn stellt auf Grund der Begräbnistypen und den bei den Ausgrabungen gefundenen Denkmälern der materiellen Kultur drei gesonderte Stammesgruppen auf, die im wesentlichen den drei späteren ostslavischen Völkern, den Ukrainern, Großrussen und Weißrussen, entsprechen.[3] A. Šachmatov teilt die Ostslaven auf Grund der Sprachgeschichte gleichfalls in drei Gruppen, in die ukrainische (kleinrussische), großrussische und weißrussische.[4]

Nachbarn der Ostslaven waren im Norden und Osten Finnen und normannische Waräger, im Nordwesten Litauer, im Westen Polen und Slovaken, im Süden Byzanz und die Chazaren. Ausschlaggebend für die Anfänge der Staatlichkeit und kulturellen Entwicklung wurde die, wenn auch nicht unmittelbare Nachbarschaft mit den Normannen und Byzanz. Als Kaufleute und Krieger bahnten sich die Normannen ihren Weg über die Volga nach Osten und über den Dnepr nach Kiev. Sie zogen in den Kreis ihrer Interessen auch die Ostslaven ein und förderten hier die Herausbildung einer staatlichen Organisation mit Kiev als Mittelpunkt. Wie die Mehrzahl der Gelehrten annimmt, gaben sie diesem Staatswesen auch eine Dynastie und den Namen Ruś.[5] Ende des 9. Jahrhunderts herrscht in Kiev bereits ein Fürst aus normannischer Dynastie. Im Laufe des 10. Jahrhunderts einigt diese Dynastie fast alle Ostslaven und unterwirft einen bedeutenden Teil der finnischen Stämme. Sie beherrscht die Steppengebiete im Südosten und den Weg in den Kaukasus bis nach Byzanz hin und zum Unterlauf der Donau. Unter Vladimir dem Großen (980—1015) nimmt die Ruś offiziell das Christentum nach griechischem Ritus an (römische und byzantinische Missionare lassen sich auch früher nachweisen).[6] Die christliche Kultur breitet sich erfolgreich aus. Kiev wird im Laufe des 11. Jahrhunderts zu einem wichtigen politischen und kulturellen Mittelpunkt, wo westeuropäische

---

[3] Rasselenie drevnerusskich plemen po archeologičeskim dannym in Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosveščenija 1899, August, S. 301—340.

[4] Ebenso umreißt Šachmatov die Zusammensetzung der südlichen oder ukrainischen Gruppe in seinem Kratkij očerk istorii malorusskogo (ukrainskogo) jazyka, Sammelwerk Ukrainskij Narod, Petersburg 1916, Bd. II, S. 677 f.

[5] Über den Stand der sogenannten „normannischen" Frage berichtete V. Mošin, Varjago-russkij vopros, Slavia 1931.

[6] Über die Beziehungen der Kiever Ruś zu Rom vgl. St. Tomašivśkyj, Vstup do istoriji cerkvy na Ukrajini in Analecta Ordinis S. Basilii Magni 1932, Bd. IV, Lief. 1—2.

und byzantinische Einflüsse herrschen und umgestaltet werden.

Nach den neuesten archäologischen Untersuchungen läßt sich im Kiever Gebiet, dem Zentrum der heutigen Ukraine, seit altersher eine ansässige ackerbautreibende Kultur nachweisen, die lebhafte geistige und wirtschaftliche Beziehungen zu den wichtigsten Kulturländern der alten Welt besaß. Von ihren unmittelbaren Vorgängern, den Iraniern und Goten, erhielten hier die Slaven ein reiches kulturelles Erbgut. Sehr anschaulich handelt darüber M. Rostovcev, Les origines de la Russie kievienne in Revue des Etudes slaves 1922, Bd. II, S. 1—18: „Der Handel gab, nach Rostovcev, der slavisch-germanischen Ruś ihre Zivilisation und politische Organisation, gerade in jenen alten Gebieten, welche die Slaven von ihren iranischen und gotischen Vorläufern als Erbe erhalten hatten. Diese historische Entwicklung erklärt uns alle wesentlichen Züge des wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens der Kiever Ruś. Diese Ruś war gleichzeitig Endglied einer und Anfangsglied einer anderen historischen Kette. Die Kiever Ruś erscheint als Erbin der Militär- und Handelsstaaten, die einer nach dem anderen in den Steppen des südlichen Rußlands vom 10. v. chr. Jahrhundert bis zum 5. n. chr. Jahrhundert entstanden, und als Mutter der neuen russischen Staaten, die ein verschiedenes Schicksal hatten: ich meine die galizische Ruś, die weiße Ruś und jene, die zu „Rußland“ wurde und die wir auch Großrußland nennen. Die Kiever Ruś erbte von ihren Vorgängern jene spezifischen Züge, die für die Staaten Südrußlands in der klassischen Zeit und während der Völkerwanderung charakteristisch waren: ihren militärischen und handelstreibenden Charakter; ihre Tendenz, sich möglichst stark dem Schwarzen Meer zu nähern, ihre Orientierung nach Süden und Osten, nicht aber nach Norden und Westen ... Das westliche Element war in Kiev dem südlichen und östlichen untergeordnet, solange Kiev seine Verbindungen mit dem Schwarzen Meere zu unterhalten vermochte. Die neue Periode — das ist die Zeit der westlichen Einflüsse.“

Der Kiever Staat tritt unter Jaroslav dem Weisen (1019—1054), seinen Söhnen und Enkeln in enge politische, dynastische,[7] wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen

[7] Vgl. M. Hruševśkyj, Istorija Ukrajiny-Rusy, Bd. II², Lemberg 1905, S. 30—35, und die Spezialliteratur: Caix de Saint-Aymour, Anne de Russie in Revue Hebdomaire, 1894 (ins Ukrainische übersetzt von I. Franko, Anna Rusynka, koroleva Franciji, Lemberg 1910); Henri Buteau, La princesse Anna in Nouvelle Revue, Bd. 75; Bernard Leib,

zu Westeuropa, Frankreich und England einschließlich. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel, daß jene Gruppe der ostslavischen Stämme die Grundlage des Kiever Staates bildete, aus der das ukrainische Volk hervorgegangen ist. Folglich stellt der Kiever Staat die Anfangsperiode der ukrainischen Geschichte dar. Von den Stämmen, die das später entstandene ostslavische Volk, das großrussische, schufen, kam in diesem Staate nur den Novgoroder Slovenen Bedeutung zu, eigentlich nur der Stadt Novgorod, jenem wichtigen Handelsplatz und politischen Zentrum. Die Poločane mit der Stadt Polock, die Vorfahren der Weißrussen, sonderten sich bereits unter Vladimir dem Großen ab. Sie erhielten eine eigene Dynastie, begründet durch Fürst Izjaslav, einen Sohn Vladimirs, und die Tochter Rogvolods, eines dortigen Lokalfürsten.

Der Staat Jaroslav des Weisen war wie der Karls des Großen im Westen außerordentlich groß und mit verschiedenen Stämmen besiedelt. Die Bindungen darin aber waren zu schwach entwickelt, um sich den zentrifugalen Kräften entgegenzustellen. Diese lösten das Reich Jaroslavs in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in eine Föderation einzelner Fürstentümer auf, die nur durch die gemeinsame Fürstendynastie und obere kirchliche Hierarchie unter einer mehr oder weniger (je nach der betreffenden Persönlichkeit) nominalen Oberhoheit „des Kiever Großfürsten" zusammengehalten wurde. Man nimmt gewöhnlich an, daß die zentrifugalen Kräfte im Separatismus der einzelnen Stammesgebiete, der späteren Fürstentümer Černigov-Severskij, Perejaslavľ, Smolensk, Novgorod u. a. bestanden. Untersucht man aber genauer die Beziehungen unter den Fürsten, den Charakter der verschiedenen politischen Gruppierungen, die immer wieder auf dem Gebiet des ehemaligen Staates von Jaroslav dem Weisen entstanden, und die Versuche, diesen Staat in seiner Gesamtheit zu erneuern, so fällt auf, daß dem Zerfall des alten Kiever Staates Eigenarten zugrunde lagen, welche die ostslavischen Stämme zu den oben genannten drei Gruppen vereinigten. Sie entsprechen den heutigen drei ostslavischen Völkern: den Ukrainern, Weißrussen und Großrussen. Diese Eigenarten waren anthropologisch,

Rome, Kiev, et Byzance à la fin du XI siècle, Paris 1924; S. Rozanov, Evpraxie-Adelheid, fille de Vsevolod (1071—1109), Bulletin de l'Academie des Sciences de l'URSS, 1929, Nr. 8; (russisch) Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti, 1929, S. 617—646); R. Bloch, Verwandtschaftliche Beziehungen des sächsischen Adels zum russischen Fürstenhause im 11. Jahrhundert, Brackmann-Festschrift, Weimar 1931.

sozial-wirtschaftlich und kulturell bedingt. Die Archäologie und Philologie beweisen, daß alle diese Eigenarten bereits im 10. bis 11. Jahrhundert deutlich hervortreten (vgl. weiter unten). Sie machten sich auch auf politischem Gebiet bemerkbar. Nach dem Zerfall des Staates von Jaroslav dem Weisen schaffen sich die Stämme der südlichen (ukrainischen) Gruppe ein eigenes politisches, kulturelles und wirtschaftliches System. Auch die Stämme der nördlichen Gruppe (die späteren Großrussen) erhalten ihre eigenen politischen Zentren: einerseits Novgorod. das zu einer selbständigen Handelsrepublik wird, mit der Hanse zusammenarbeitet und seine staatliche Expansion nach Norden und Nordosten ausbreitet, andererseits wird Vladimir in Suzdal' das Zentrum eines neuen politischen Systems und eines gesonderten „großrussischen" Volkes, das sich während der Unterwerfung finnischer Gebiete und der Assimilation slavischer Kolonisten mit der einheimischen finnischen Bevölkerung herausgebildet hatte.

Das finnische Element bildet einen wichtigen Bestandteil des großrussischen Volkstums und trug zu einer Entfremdung vom südrussischen, dem ukrainischen Volke bei. Die Rolle der Finnen in der Herausbildung des großrussischen Volkstums haben selbst russische Gelehrte behandelt. 1866 behauptete K. Kavelin, das großrussische Volkstum sei aus slavischen Übersiedlern aus der Ukraine wie aus Weißrußland, die sich auf finnischem Gebiet niederließen, und zum Teil aus „russifizierten Finnen" entstanden. Diese Übersiedler hätten „unter dem Einfluß neuer Bedingungen, auf neuem Boden einen andersgearteten Charakter erhalten: er ist von dem ursprünglichen Kern, von dem sich die Großrussen trennten, verschieden. Andererseits brachten die russifizierten finnischen Stämme neues Blut und andere physiologische Elemente in diesen jüngeren Zweig des russischen Stammes. Dieser Zweig unterscheidet sich längst von seinen Verwandten durch merkliche moralische und physische Züge und konnte sich daher bereits seit langem herausbilden und sich eine eigene Physiognomie schaffen; als sich das Moskauer Großfürstentum herauszubilden begann, war der Prozeß seiner Entstehung bereits abgeschlossen, der neue Stammeszweig hatte sich konsolidiert".[8] Ebenso hebt V. Ključevskij die physischen Veränderungen des Großrussen und seiner Sprache unter finnischem Einfluß hervor[9] und M. Pokrovskij behauptet,

---

[8] K. Kavelin, Sobranie sočinenij, Bd. I, Petersburg 1897, S. 599.
[9] V. Ključevskij, Kurs russkoj istorii, Bd. I, S. 370—372.

in den Adern der Großrussen fließe 80 Prozent finnischen Blutes. In der letzten Zeit setzt sich allmählich die Ansicht durch, daß die in den Bestand des großrussischen Volkes eingegangenen finnischen Stämme durchaus nicht jenes primitive kulturelle Niveau besaßen, wie man das früher vermeinte. Auf jeden Fall war ihr kulturelles Niveau nicht viel niedriger als das der sie unterwerfenden slavischen Kolonisten. Auch die Besitzergreifung der finnischen Gebiete, die man gewöhnlich als friedliche Kolonisation und Assimilation des schwächeren finnischen Elements an das stärkere slavische darstellt, war bei weitem nicht, wie das jetzt selbst die großrussische Wissenschaft zugibt, friedlich und unblutig: unter den Augen der Geschichte gingen ganze finnische Stämme unter (Merja, Veś, Muroma u. a.); die Eroberung der Mordva und Meščera hatte eine Zerstörung ihres Gebiets und die Vernichtung der örtlichen Bevölkerung zur Folge. M. Pokrovskij hat daher mit seiner Behauptung recht, daß „Großrußland auf den Knochen der Fremdvölker erbaut wurde und daß das spätere Moskauer Reich, das diese Fremdvölker schließlich assimilierte und das großrussische Volkstum konsolidierte, ein ebensolches ‚Völkergefängnis' war wie das spätere Carenreich der Romanovs".[10]

Auf die Gestaltung des großrussischen Volkes und seines Charakters gewannen, wie gesagt, geographische und klimatische Bedingungen einen bedeutenden Einfluß. Das strenge nördliche Klima erforderte von den Großrussen Ausdauer und erhöhte Arbeitsleistungen, um sich günstige Lebensbedingungen zu schaffen. Die Beziehungen zu der einheimischen finnischen Bevölkerung, die man zu unterwerfen hatte und die häufig aufständisch wurde, verlangte eine ständig angespannte Energie. Unter diesen Bedingungen gestaltete sich der Charakter des großrussischen Volkstums: sie führten zu einem Überwiegen des gesellschaftlichen Prinzips gegenüber dem persönlichen, individuellen. Im neuen Siedlungsgebiet entstanden auch neue gesellschaftliche Beziehungen, neue Formen der Beziehungen zwischen Fürsten und Volk. Die Volksversammlung, Veče, als Beteiligung des Volkes an der Regierung tritt zurück gegenüber der unumschränkten Macht des Fürsten, des Souveräns und Herren des Landes. Wenn auch aus der gleichen Dynastie der Rjurikiden entsteht hier ein neuer Fürstentypus, in seinem Charakter ganz verschieden von

[10] M. Pokrovskij, Vozniknovenie Moskovskogo gosudarstva in Istorik-Marksist 1930, Bd. 18—19, S. 28.

den südlichen Fürsten, den kühnen, unsteten, ritterlichen, hungrigen nach Glanz und Ruhm begierigen, wie Vladimir Monomach oder sein Enkel Izjaslav II. Im Norden überwiegt bei den Fürsten kalt überlegene Berechnung, Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse; sie sind gute umsichtige Hausherren und neigen zum Despotismus, wie wir das bei Andrej Bogoljubskij sehen. Auch der Charakter der Literatur ist im Norden ein anderer. Die Chroniken zeichnen sich hier durch Kürze und Trockenheit aus, sie sind arm an poetischer Phantasie. Der Blick ist auf das praktische Leben gerichtet und eng formalistisch, soweit es sich um die kirchlichen Verhältnisse handelt. Während sich in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts im Süden, in Kiev, Černigov und Perejaslavľ, ein reiches wirtschaftliches und kulturelles Leben entfaltet, ausländische Schriftsteller Kiev mit Byzanz vergleichen, die Kiever Ruś nach Hruševśkyj mit ihrem Reichtum, Luxus, Komfort, ihrer unter griechisch-orientalischen Einflüssen entstandenen Kunst selbst den deutschen Kaisern imponieren konnte, herrschten im Norden, im großrussischen Milieu, noch Ende des 12. Jahrhunderts strengste Einfachheit und Primitivität der Beziehungen; man hatte noch oft gegen die Reste des Heidentums anzukämpfen.

Wie die nördlichen Stämme des Ostslaventums, aus denen das großrussische Volkstum entstand, eine starke Beimischung finnischen Blutes erhielten, bekamen die südlichen Stämme, die sich schon früher zum ukrainischen Volkstum zusammengeschlossen hatten, einen gewissen turkotatarischen Einschlag. Natürlich mußten die Nachbarschaft mit den Chazaren, der Kampf gegen die Pečenegen, Kumanen, Turkvölker, die Ansiedlung von Kriegsgefangenen durch ukrainische Fürsten, im 12. bis 13. Jahrhundert ganzer kleiner Horden im Perejaslaver und Kiever Gebiet, Spuren im ukrainischen ethnischen Typ zurücklassen, wenn diese Spuren vielleicht auch nicht so bedeutend sind, wie es der polnische Gelehrte A. Jabłonowski[11] annahm.

Das ukrainische Volk ist das älteste unter den drei ostslavischen Völkern. Das konkreteste und sozusagen objektivste Beweismaterial liefert dazu die Sprachwissenschaft und Anthropologie. A. Šachmatov meint, alle Ostslaven hätten anfänglich eine gemeinsame „urrussische Sprache“ gesprochen, die aus dem gemeinsamen „Urslavischen“ her-

[11] Al. Jabłonowski, Lud południowo-ruski, „Pisma“, Bd. I, Warschau 1910, S. 12 f.

vorging. „Die urrussische Sprache zerfiel in einzelne Dialekte schon Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts; die Vereinigung aller ostslavischen Stämme in dem einen Kiever Staat konnte weder eine gemeinsame Volkssprache schaffen noch eine Literatursprache hervorbringen, denn zur Literatursprache war das aus Bulgarien eingedrungene Kirchenslavische geworden. Aber die Vereinigung der südlichen (ukrainischen) Gruppe zu einem Kiever Staat, in dessen System sie am längsten verharrte, begünstigte die Herausbildung einer für alle Stämme dieser Gruppe gemeinsamen Sprache, der ukrainischen, welche in starkem Maße die aus Bulgarien entlehnte Literatursprache modifiziert hat."[12] Diese auf ukrainischer Grundlage modifizierte bulgarische (kirchenslavische) Sprache wurde nach dem Fall von Kiev auch auf Großrußland vererbt, das sich im 11. bis 12. Jahrhundert eine gemeinsame Volkssprache geschaffen hatte. Der ukrainische Gelehrte A. Krymśkyj vermutet, die ukrainische Sprache habe sich im 8. bis 9. Jahrhundert von der „urrussischen" Sprache abzuzweigen begonnen. Weil sich aber geschriebene Sprachdenkmäler erst aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts erhalten haben, glaubt Krymśkyj, eine zuverlässige Geschichte der ukrainischen Sprache könne erst mit dem 11. Jahrhundert begonnen werden. Durch die Analyse der phonetischen und morphologischen Eigenarten der Sprachdenkmäler des 11. Jahrhunderts kommt Krymśkyj zum Ergebnis, daß die Sprache der Kiever Ruś zur Zeit Vladimirs des Großen und Jaroslavs des Weisen „bereits die meisten der heutigen Merkmale der ukrainischen Sprache besessen hat".[13] Einige ukrainische Gelehrte, besonders St. Smal'-Stoćkyj,[14] erkennen die Existenz der „urrussischen" Sprache nicht an und meinen, die ukrainische Sprache sei unmittelbar aus dem Urslavischen hervorgegangen und stehe ihrer Herkunft nach viel näher der serbischen als der großrussischen Sprache. Smal'-Stoćkyj hat seine Ansichten in einer Reihe von Arbeiten entwickelt, u. a. in der kritischen Übersicht „Rozvytok pohljadiv pro semju slovjanśkych mov i ich vzajimne sporidnennja".[15] Die Existenz einer „urrussischen" Sprache

---

[12] A. Šachmatov, Kratkij očerk istorii malorusskogo jazyka in Ukrainskij narod, Bd. II, S. 681—703.

[13] A. Krymśkyj, Narysy z istoriji ukr. movy, Kiev 1922, S. 97—106.

[14] Grammatik der ruthenischen (ukrainischen) Sprache, Wien 1913.

[15] Zapysky Nauk. Tov. im. Ševčenka, Bd. 141—143, Lemberg 1925. In seinem Aufsatz: Schidni slovjane lehnt Smal'-Stoćkyj die Existenz einer für alle Ostslaven gemeinsamen „urrussischen" Sprache ab und

lehnt auch Ol. Kolessa, wenn auch nicht so kategorisch, ab.[16]

Auf Grund der Ergebnisse Šachmatovs und der anthropologischen Forschungen von Is. Kopernicki, Ju. Talko-Hryncevicz, D. Hilčenko, A. Krasnov, seiner eigenen und der seiner Schüler schildert F. Vovk den ukrainischen anthropologischen Typus abweichend vom großrussischen und weißrussischen. Diesen Typus erwiesen am reinsten Messungen im mittleren und südlichen Teil der Ukraine. Vovk nimmt daher an, daß die Ukrainer in anthropologischer Beziehung sehr ähnlich den Süd- und Westslaven (mit Ausnahme der Polen) sind und im Einklang mit den Ansichten von Natu und Deniker zu der sogenannten adriatischen und dinarischen Rasse gehören, die Vovk als die slavische bezeichnen wollte.[17] Er glaubt, die Ukrainer hätten sich, wenn auch von den Iraniern und Turkvölkern beeinflußt, eine bei weitem reinere Rasse und mehr slavische Züge bewahrt als die Großrussen, die später westfinnische und litauische Beimischungen erhalten haben.[18] Wie wir uns auch zur Frage der „urrussischen" Sprache verhalten mögen, für uns ist es hier wichtig hervorzuheben, daß der Kiever Staat von Ukrainern geschaffen wurde. Die Ukrainer besaßen auch unter den ostslavischen Stämmen die Hegemonie und diese Zeit der Hegemonie ist, wie sich Šachmatov äußert, „eine Glanzperiode im vergangenen Leben der Ukrainer".[19] Das großrussische Volk trat dagegen erst im 12. Jahrhundert in die Geschichte ein.

Zwischen dem ukrainischen Süden und dem großrussischen Norden beginnt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Kampf um die Hegemonie in Osteuropa. Der erste im wahren Sinne des Wortes großrussische Fürst, Andrej Bogoljubskij, zieht 1169 gegen Kiev. Er erobert die Stadt, zerstört sie und versetzt dadurch der Hauptstadt der südlichen Ruś einen nicht mehr gutzumachenden Schlag. Das von ihm zerstörte Kiev hört auf, politisches Zentrum zu sein, und muß bald die führende Stellung in der Ukraine dem neuen Zentrum Halyč (Galič) am Dnestr abtreten, das Hauptstadt des sogenannten galizisch-wolhy-

---

nennt diese „eine politische Erfindung des 19. Jahrhunderts", vgl. Ukrajina 1928, Heft 3, S. 21.

[16] Ol. Kolessa, Pohljad na istoriju ukr. movy, Prag 1924, S. 15—16.

[17] Vovk, Antropologičeskie osobennosti ukrainskogo naroda in Ukrainskij Narod, Bd. 2, S. 452.

[18] Ib. S. 453 f.

[19] Do pytannja pro počatok ukr. movy in Ukrajina, Kiev 1914, Heft I, S. 19.

nischen Staates wird und unter dem tüchtigen König Danylo (1205—1264) fast alle ukrainischen Gebiete einigt. Danylo führt eine aktive Politik im System der mitteleuropäischen Staaten (Polen, Ungarn, Böhmen, Österreich). Er bekämpft siegreich Litauen. Gegen die andrängenden Tataren sucht er Hilfe bei Papst Innozenz IV. und erhält aus dessen Hand die Königskrone.

Im Laufe der zweiten Hälfte des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts schließen sich Polock, Vitebsk, Minsk und die übrigen weißrussischen Fürstentümer[20] zu einem besonderen politischen System zusammen, das durch gemeinsame Interessen mit dem Westen (Litauen und dem deutschen Orden) verbunden ist. Die ehemalige politische Einheit Osteuropas unter der Führung von Kiev ist endgültig vernichtet. Gleichzeitig hören auch die kulturellen Beziehungen auf, die bisher, hauptsächlich auf kirchlichem Gebiet, zwischen dem Süden und Norden bestanden hatten. Von nun ab nehmen das ukrainische, weißrussische und großrussische Volk ein jedes seine eigene Entwicklung, ein jedes dieser Völker erarbeitet sich nun einen besonderen kultur-historischen Typus. Anfang der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts unternahm Kostomarov in seinem berühmten Aufsatz Dve russkie narodnosti (Osnova 1861 Bd. III) den Versuch, die Ukrainer im Vergleich zu den benachbarten Polen und Großrussen zu charakterisieren. Nach ihm haben sich die ukrainischen und großrussischen Stämme der ostslavischen („russischen") Gruppe zu zwei ganz verschiedenen nationalen Typen entwickelt, mit verschiedenen Charakteren, verschiedener Psychologie, Weltanschauung und abweichenden gesellschaftlichen Idealen. Die Ukrainer sind Individualisten mit einem stark entwickelten Gefühl für persönliche Freiheit und Würde. Die Großrussen besitzen einen stark ausgebildeten Gemeinschaftsinstinkt, die Fähigkeit, sich einer starken Gewalt unterzuordnen und sich im Interesse der Gesamtheit zu opfern. Die Ukrainer bekennen sich zum privaten Landbesitz und die ihnen aufgezwungene Gemeinsamkeit des Landes scheint ihnen größte Unfreiheit und Ungerechtigkeit in sich zu schließen. Dagegen besitzen die Großrussen ihr Land gemeinsam und pflegen es in einer Kommune zu bearbeiten. Ethnographisches und anthropologisches Material legte seiner vergleichenden

---

[20] Šachmatov meint, daß ein gesondertes weißrussisches Volk mit einer eigenen weißrussischen Sprache erst im 13. Jahrhundert entstand, vgl. Ukrainskij Narod, Bd. 2, S. 682.

selbst mit diesem Namen benannten. Die sogenannten „Normannisten" sehen im Namen Ruś den Namen eines skandinavischen Stammes, aus dem die Dynastie, die sogenannten Rjurikiden, hervorging. Sie begründete den Staat in Kiev, gab ihren Namen diesem Staat und darauf auch dem slavischen Volk, auf dessen Gebiet der Staat begründet wurde. Die „Antinormannisten" lehnen dagegen eine skandinavische, normannische Herkunft der „Ruś" ab und suchen sie unter den einheimischen Ostslaven. Sie vermuten die Ruś in den Poljane, die um Kiev (wo sich einige geographische Namen mit der Wurzel rus- erhalten haben) lebten, oder sie suchen die slavische Ruś in den Steppen bei Azov.[22]

Für unsere Ziele besitzt aber diese Frage weniger Bedeutung: wir müssen nur feststellen, daß im 9. Jahrhundert mit dem Namen Ruś ein Staat bezeichnet wurde, der in Kiev auf slavischem Boden begründet war. Lange Zeit hindurch wurden mit diesem Namen in erster Linie die Bewohner des Kiever Gebiets benannt. Allmählich breitete er sich auch auf die übrigen ostslavischen Stämme aus, und zwar mehr im geographisch-politischen als im ethnographischen Sinne. Im 11., ja sogar noch im 12. Jahrhundert machten noch nicht nur die nördlichen, sondern auch die östlichen slavischen Stämme des Kiever Staates, selbst die mit den Kiever Poljane benachbarten Drevljane einen Unterschied zwischen sich und der Ruś. Der Kiever Fürst Oleg, der 907 einen Vertrag mit den Griechen schloß, vereinbarte, daß die Griechen Kontribution zu zahlen hätten „für die russischen (ruśkyja) Städte: 1. für Kiev, auch für Černigov und für Perejaslavľ und für Polock und für Rostov und für Ljubeč und für die übrigen Städte, denn in diesen Städten sitzen die großen Fürsten, die unter Oleg sind".[23] Natürlich werden hier die „russkija grady" im politischen Sinne gebraucht, es werden damit jene Städte gemeint, wo die von Oleg abhängigen Fürsten herrschten, jene, die später im Vertrag von 912 „erlauchte und große Fürsten" genannt werden.[24] Auch im ganzen Bericht über die Fürsten Oleg, Igoŕ, Oľga, Svjatoslav,

[22] Einen Überblick über diese Polemik gibt die bereits genannte Arbeit von V. Mošin, vgl. ferner M. Korduba, Przegląd Historyczny, 1932, Heft 1, und St. Tomašivśkyj in Kwartalnik Historyczny, 1929, Bd. 5. Neuerdings sind noch andere Theorien über die Herkunft der Ruś aufgestellt worden.

[23] A. Šachmatov, Povesť vremennych let, Bd. I, Petersburg 1916, S. 31.

[24] Ib. S. 33.

wird überall Ruś, ruśka zemlja zur Bezeichnung des Staates dieser Fürsten gebraucht. Fürst Jaropolk Svjatoslavič, der seinen Bruder Oleg erschlug und seinen anderen Bruder Vladimir (den Großen) 977 vertrieb, setzte in Novgorod seinen Statthalter ein: „und er war allein herrschend in der Ruś".[25] Jaroslav der Weise und Mstislav teilten die Ruśka Zemlja (1026), d. h. Jaroslav erhielt das Land auf dem rechten Dneprufer, Mstislav das auf dem linken.[26] Neben dem eingebürgerten Namen Ruś in allgemeinpolitischer Bedeutung finden wir ihn im 12. Jahrhundert speziell auch als Bezeichnung für das Kiever Land als der Ruś par excellence. 1142 flieht z. B. Svjatoslav Olgovič aus Novgorod „in die Ruś" d. h. nach Kiev.[27] In Suzdal' erteilt Jurij Svjatoslav die Anweisung „geh in das ‚russische' Land Kiev".[28] Fürst Izjaslav sagt 1148, als er nach Novgorod gekommen war: „Ich bin hierher gekommen, das ‚russische' Land verlassend."[29] Fürst Rostislav kam „mit allen ‚russischen' Regimentern und mit dem Smolenskischen" (1148).[30] 1178 berufen die Novgoroder Mstislav Rostislavič, aber er „wollte nicht aus dem ‚russischen' Lande gehen", d. h. aus Kiev.[31] Es ließe sich noch eine Reihe Beispiele anführen, daß im 12. und 13. Jahrhundert unter Ruś ausdrücklich die südliche Ruś, die heutige Ukraine, verstanden wird im Gegensatz zum Rostov-Suzdaler Land, dem heutigen Großrußland. Das hinderte aber die großrussischen Länder nicht, sich selbst als Ruś zu bezeichnen, hauptsächlich bei Gegenüberstellungen zu fremden nichtslavischen Völkern.[32] In diesem Sinne bezeichnen sich die Novgoroder als Ruś in den Handelsverträgen mit der Hansa im Jahre 1189, Smolensk im Jahre 1229 und Polock im Vertrage mit Riga 1264.[33] Im Sinne ihrer staatlichen Zugehörigkeit zum russischen politischen System nannten sich selbst nichtslavische Stämme im 11. bis 13. Jahrhundert mit dem gemeinsamen Namen Ruś.

---

[25] Ib. S. 90.

[26] Ib. S. 189, vgl. auch: Polnoe sobranie russkich letopisej, Bd. 2, 1908, S. 373, 405.

[27] Hypatius-Chronik, Polnoe sobranie russkich letopisej, Bd. 2, Petersburg 1843, S. 17.

[28] Ib. S. 25.

[29] Ib. S. 40.

[30] Ib. S. 40.

[31] Ib. S. 120.

[32] Vgl. F. Leontovič in Varšavskie Universitetskie Izvestija 1894, IX, S. 4.

[33] L. Goetz, Deutsch-russische Handelsverträge, Hamburg 1916, S. 34, 41, 50, 234—235, 246—248, 250—253.

Im Westen bürgerte sich für Ruś — Ruthenia, Rutheni, Russia ein, z. B.: 1089 (Kaiser Heinrich V.) „Praxedem Ruthenorum regis filiam sibi in matrimonium sociavit“ (Monumenta Germ. Historica Scriptores Bd. III S. 133), oder „Voldemarus Ruthenorum Rex“ (Scriptores rerum Danicarum Bd. II S. 208), „Daniel Ruthenorum Rex“ (im Jahre 1245 vgl. Codex Diplomaticus Hungariae Bd. IV S. 197—198). Natürlich ist Ruthenia aus dem griechischen Ῥουθῆνοι entstanden. Es wäre daher, um Mißverständnissen vorzubeugen, zweckmäßig, den Terminus Ruś mit Ruthenien, Routhenie, ukrainisch = ruśkyj mit ruthenisch, routhenien, zu übersetzen. Diese Namen müßten zur Bezeichnung der Kiever Ruś, ihrer Nachfolgerin des galizischwolhynischen Staates und jener Ruś dienen, die sich später unter Litauen und polnischer Herrschaft befunden hat. Für die nördliche Ruś, das Rostov-Suzdaler und später Moskauer Gebiet, gibt es keinen historisch berechtigteren Namen als Moskovien.

* * *

Nach den Einfällen von Batyj 1237—1240 gelangte fast das ganze System der großrussischen Fürstentümer auf 2½ Jahrhunderte unter die unmittelbare Oberhoheit der Tataren, der sogenannten Goldenen Horde an der unteren Volga. Über das gesamte politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben des großrussischen Volkes legte sich das schwere tatarische Joch, das einen tiefgehenden Einfluß auf die Grundlagen des großrussischen Lebens, ja sogar auf den Charakter der Großrussen, ihre Psyche und Sprache ausübte. Auf lange Zeit (formal schüttelten die Moskauer Fürsten die Oberhoheit der Tataren erst 1480 ab) waren die Großrussen nun von Westeuropa, aber auch von ihren nächsten Nachbaren und Verwandten, den Ukrainern und Weißrussen, abgeschnitten. Sie pflegten bei sich die alten byzantischen Traditionen weiter, verliehen ihnen aber eine gewisse versteinerte Unabänderlichkeit auf dem Gebiet des kirchlichen und kulturellen Lebens. Diese Traditionen wurden schließlich unter dem Einfluß der von den Mongolen eingeführten und im Osten üblichen Anschauungen modifiziert (despotische Regierung des Monarchen, Gleichheit aller Untertanen in einer allgemeinen Rechtlosigkeit dem Monarchen gegenüber, Unfreiheit der Frauen, strengste Gerichtsstrafen usw.). Aus der Mitte der einzelnen Fürstentümer steigt eines der jüngsten, das Moskauer Fürstentum, empor und beginnt, dank seiner günstigen geographischen Zentrallage am Kreuzungspunkt

der Handels- und Kolonisationswege, wie auch dank der befähigten Politik seiner Fürsten, die großrussischen Länder um sich zu einen. Ende des 15. Jahrhunderts entledigen sich die Moskauer Herrscher, als die Einigung der Ruś (eigentlich Großrußlands) ihrem Abschluß entgegengeht, der tatarischen Oberhoheit.

Der galizisch-wolhynische Staat, geschwächt durch den Tatareneinfall und seine starken Nachbaren: Polen, Ungarn und Litauen, wird Mitte des 14. Jahrhunderts, nach dem Aussterben der Dynastie von Danylo, unter die drei Nachbarstaaten aufgeteilt. Polen erhält Galizien, Litauen — Wolhynien, Ungarn — die Karpathenländer. Das Großfürstentum Litauen, das sich Mitte des 13. Jahrhunderts unter der Herrschaft des Fürsten Mendog aus einzelnen Stämmen zu einem Staat zusammengeschlossen hatte, annektierte zuerst weißrussische und seit Mitte des 14. Jahrhunderts ukrainische Gebiete, so daß bereits Ende des 14. Jahrhunderts unter dem Fürsten Olgierd (1341—1377) die weißrussischen und fast alle ukrainischen Länder zum Großfürstentum Litauen gehörten.

Die Ukrainer und Weißrussen verblieben, als sie dem Großfürstentum Litauen und seit 1569 Polen angeschlossen waren, nach wie vor im Kreise der westeuropäischen geistigen Interessen. Sie nahmen mehr oder weniger an allen großen geistigen Bewegungen teil, die im 15. und 16. Jahrhundert die westeuropäische Öffentlichkeit beschäftigten. Die Weißrussen und Ukrainer des Großfürstentums Litauen verschafften sich auch eine führende Rolle im Kulturleben des Staates: die im 15. bis 16. Jahrhundert entstandene gemeinsame Literatursprache der Ukrainer und Weißrussen wird zur Sprache des Hofes, der Gesetzgebung (Litauisches Statut) und der Verwaltung, schließlich auch zur Sprache eines reichen Schrifttums, das während des 16. Jahrhunderts sein goldenes Zeitalter in Weißrußland durchlebte.

Der religiöse Kampf, der durch die Einführung der kirchlichen Union mit Rom ausbricht, hat ein außergewöhnliches Aufleben der kulturellen Interessen (Schule, kirchliche Bruderschaften, Druckereien, polemische Literatur) zur Folge. Beide Parteien, die Anhänger des alten Glaubens und die der Union, spannen ihre Kräfte bis zum äußersten an, beide kämpfen mit geistigen Waffen, die nach westeuropäischem Vorbild geschmiedet sind. Die historischen Kulturtypen, die in Weißrußland besonders klar im 16., in der Ukraine im 17. Jahrhundert in Erschei-

nung treten, weichen so stark von den damaligen Moskauern ab, daß von irgendeiner Gemeinsamkeit dieser beiden Kulturen keine Rede sein kann.

Seit Mitte des 16. Jahrhunderts übernimmt statt der alten Aristokratie und Szlachta, die unter dem Einfluß der polnischen Kultur in starkem Maße polonisiert waren, das Kosakentum in der Ukraine die Führung. Es stellt sich Mitte des 17. Jahrhunderts an die Spitze der großen sozialen und nationalen Revolution und erkämpft sich unter der Leitung des Kosakenhetmans Bohdan Chmeľnyćkyj die Schaffung eines unabhängigen ukrainischen Kosakenstaates. Dieser Staat kann jedoch, stark geschwächt durch den zugespitzten Klassenkampf in eigener Mitte, seine Unabhängigkeit nicht lange behaupten. Ein Militärbündnis mit Moskau führt schließlich zu einem Vasalitätsverhältnis zum Moskauer Zaren. Nach einem über 20 Jahre andauernden blutigen Kampf, an dem sich auch die Türkei beteiligt, wird die Ukraine anfangs (1667) unter zwei und darauf unter die drei Nachbarstaaten: Moskau, Polen und die Türkei, geteilt, und nur die unter der Oberhoheit des Moskauer Caren verbliebenen Gebiete (die späteren Gouvernements Černigov und Poltava) bewahrten sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Autonomie mit einem eigenen Wahlhetman, eigenem Heer, Finanzen, Verwaltung und Gericht. Diese sogenannte Hetmanščyna schuf sich in kürzester Zeit ein hochentwickeltes national-ukrainisches Kulturleben (allgemeine Volksbildung, höhere Schulen: Akademie und Kollegien, zahlreiche Studienreisen der Jugend ins Ausland, Blütezeit der Literatur und Kunst, hohes Niveau der materiellen Kultur).

Moskau, das sich durch den Anschluß einiger ukrainischer Gebiete ein Übergewicht über Polen gesichert hatte, begann nun, gemeinsam mit den Ukrainern, einen Angriff auf die Türkei, um den Zugang zum Schwarzen Meer zu erhalten. Als Rußland aber unter der Führung Peters des Großen seine Kräfte sammelte, um die baltische Küste zu erlangen, und die Ukraine, die an diesen Plänen nicht unmittelbar interessiert war und für die dieser Kampf Vernichtung bedeutete, heranzog, rief das auf seiten der Ukrainer eine starke Reaktion hervor: Hetman Mazepa ging auf die Seite der Schweden über, um die Ukraine von der Moskauer Herrschaft zu befreien. Moskau gewann aber die Oberhoheit, und die Niederlage der Schweden 1709 bei Poltava begrub auch für lange Zeit die ukrainische Freiheit.

* * *

Die Loslösung der nördlichen von der südlichen, ukrainischen Ruś und das Auseinandergehen ihrer historischen Wege hatte auch eine gewisse Veränderung der historisch-geographischen Namen zur Folge. Für die nördliche Vladimir-Suzdaler Ruś, die unter dem Tatarenjoch stand und in einzelne sich gegenseitig befehdende Fürstentümer zerschlagen war, wurde der Name Ruś zum Widerhall einer halbvergessenen gelehrten, nicht aber volkstümlichen Tradition. Diese Erinnerung an die frühere Zugehörigkeit zum Kiever Staat diente nun bis zu einem gewissen Grade auch als Legitimation für den Anteil am geistigen Erbe der glänzenden Kiever Kultur. Nachdem die Kiever Metropoliten ihre Residenz nach Norden, nach Vladimir (1299) verlegten, begannen sie sich Metropoliten „der ganzen Ruś" zu nennen. Auch die Großfürsten, jene unter ihnen, die eine Hegemonie über die übrigen Fürstentümer anstrebten, pflegten sich nun „Großfürsten der ganzen Ruś" zu nennen, zuerst die Fürsten von Tver', dann die von Moskau, denen es im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts tatsächlich gelang, alle großrussischen Fürstentümer ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Moskau lieh seinen Namen auch dem vereinigten großfürstlichen Staate. Für ganz Europa, von Polen bis nach England, für den Osten, die Türken und Araber, gab es nur den einen Namen: das Moskauer Carentum, Moskovien, oder einfach Moskau. Seine Bewohner nannte man Moskoviter.

Nur die Ukrainer und Weißrussen behalten ihren alten Namen Ruś. So nennt sie auch das Großfürstentum Litauen, unter dessen Herrschaft sie im Laufe des 14. Jahrhunderts gelangen. Gleichfalls mit dem Namen Ruś bezeichnet Polen das ihm im 14. Jahrhundert einverleibte Galizien. Dieser Name hat gleichzeitig einen offiziellen und volkstümlichen Charakter. „Sie werden uns alle die Ruś auf den polnischen Glauben taufen," klagt ein Bürger im Jahre 1511.[34] Auch Dr. Skorina äußert im Vorwort zu der von ihm 1517 herausgegebenen weißrussischen Psalterübertragung, daß er diese Übersetzung gemacht habe, damit „meine Brüder, die Ruś, das einfache Volk, wenn es liest, sie besser verstehen möge". Der kalvinistische Pastor Budnyj gibt 1562 weißrussisch einen protestantischen Katechismus heraus für „das einfache Volk der Ruś und für die christlichen Kinder der Ruś".[35] Ein anderer Weißrusse, der Protestant Vasyl' Tjapinskij, schreibt

[34] Litovskaja Metrika, Bd. I, Petersburg 1903, S. 1196.
[35] ... narodu Rusi ... ruśkych ditej.

im Vorwort zu seiner weißrussischen Übersetzung des Evangeliums aus dem Jahre 1570, er habe für sein Volk die Ruś gearbeitet.[36] Schließlich enthält das Litauische Statut in seiner dritten Redaktion vom Jahre 1588 die Weisung, daß die Beamten verpflichtet sind, die Sprache der Ruś (ruśku movu) gut zu verstehen und alle amtlichen Urkunden ausschließlich in dieser Sprache zu schreiben.

Aber mit dem Namen Ruś bezeichnete man im litauischen Staate nur die eigenen Weißrussen und Ukrainer. Großrußland hieß bei den Litauern nur Moskovien, ebenso wie die Moskoviter die litauischen Weißrussen nur „litauische Leute" oder einfach „Litauer" nennen und wie für die Ukrainer im 17. Jahrhundert der Name „Čerkassen" in Moskovien aufkommt, der sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hält. Großrußland wurde aber zu Moskovien nicht nur für die litauische Ruś, sondern auch für Westeuropa.

Herberstein, Gesandter des Kaisers Maximilian II. in Moskau, publiziert 1549 „Rerum Moscoviticarum commentarii", wo er ausdrücklich von Moskovien die Russia absondert, d. h. die südliche ukrainische Ruś, deren westliche Grenze nach Herberstein bei Krakau verläuft. Der Italiener Guagnino gibt 1581 seine bekannte Arbeit „Sarmatiae Europeae descriptio" heraus und unterscheidet darin zwischen Polonia, Lithuania, Russia, Prussia, Livonia und Moschovia. 1600 erscheint in Frankfurt ein Sammelband mit Arbeiten verschiedener Autoren unter dem gemeinsamen Titel „Rerum Moscoviticarum autores varii" usw. Selbst der Syrier Paulos von Aleppo[37] bezeichnet in seiner bekannten Reisebeschreibung nach Moskau im Jahre 1654 mit Ruś die Ukrainer und nennt die Großrussen Moskoviter.

Auch die Ukrainer selbst benennen damals ihr eigenes Land mit dem alten Namen Ruś. Der Kosakenhetman Bohdan Chmeľnyćkyj nennt sich 1649 „Fürst und Selbstherrscher der Ruś". Er nennt sein Volk ruśkyj und träumt davon, die ganze Ruś von der polnischen Herrschaft zu befreien.[38] Sein Nachfolger, Hetman Vyhovśkyj, verhandelt 1658 mit Polen über die Bildung einer Föderation: Polen, Litauen und die Ukraine, wobei die Ukraine das Großfürstentum Ruś bilden soll. Hetman Dorošenko spricht in seinen Verhandlungen mit Polen im Jahre 1669 über die

[36] ... ruśkoho narodu.
[37] Putešestvie Pavla Aleppskogo, Bd. 4, Moskau 1898, S. 55 f.
[38] J. Michałowski, Księga pamiętnicza, Krakau 1864, S. 374.

Abtrennung von Polen des ganzen Gebiets, wo das ruśkyj Volk wohnt, als autonomen Kosakenstaat, wobei er genau die Grenzen dieses Gebietes, die sich mit denen des ukrainischen ethnographischen Gebietes decken, bezeichnet.[39]

Aber bereits im 17. Jahrhundert bürgert sich neben dem alten historischen Namen Ruś zur Bezeichnung des Landes, das wir heute Ukraine nennen, eine neue Benennung ein, nämlich Ukraina. An und für sich ist dieser Name alt. Wir finden ihn zum erstenmal in der Kiever Chronik unter dem Jahre 1187, wo es aus Anlaß des vorzeitigen Todes des jungen Fürsten Vladimir von Perejaslavľ heißt, daß „über ihn die Ukraina viel stöhnte".[40] Natürlich ist damit das Grenzgebiet der Kiever Ruś, das heutige Poltavaer Gebiet, gemeint. Etymologisch bedeutet Ukraina — Grenzgebiet. Der gleiche Chronist gebraucht weiter unter 1189 den Namen Ukraine zur Bezeichnung eines anderen Grenzgebietes, der damaligen südlichen Ruś, nämlich des südlichen Teils von Galizien („in der galizischen Ukraine").[41] In der gleichen Bedeutung finden wir „Ukraina" Ende des 13. Jahrhunderts. Dann verschwindet er aus den uns bekannten Denkmälern und erscheint im 16. Jahrhundert wiederum von neuem, stets aber in der Bedeutung eines Grenzgebietes. Nun wird mit diesem Namen das Gebiet am mittleren Dnepr bezeichnet, hauptsächlich das heutige Kiever Gebiet, das im 16. Jahrhundert Grenzgebiet des polnischen Staates im Südosten war. In seinem Projekt, die nach der Ljubliner Union 1569 vom Großfürstentum Litauen erlangten Gebiete auf dem rechten Dneprufer zu kolonisieren, nennt der römisch-katholische Bischof von Kiev Joseph Vereščynśkyj dieses Gebiet 1590 „Ukraina". „Ukraina" nennt es auch 1597 der polnische Historiker Joachim Bielski in seiner Chronik.[42] Wir finden den Namen Ukraina im Vertrag der Zaporoher Kosaken mit der polnischen Regierung im Jahre 1617, in den Briefen des Fürsten Jurij Zbaražs'kyj an König Sigismund III.[43] Diesen Namen gebrauchen der bereits oben genannte „Protest"[44] und die Verse von Kasijan Sakovyč anläßlich des Begräbnisses von Sahajdačnyj.

---

[39] Akty otnosjaščiesja k istorii Južnoj i Zapadnoj Rosii, Bd. 8, S. 218—220. D. Bantyš-Kamenskij, Istočniki malorossijskoj istorii, Bd. I, Moskau 1858, S. 208—212.

[40] Polnoe sobranie russk. letopisej, Bd. 2, S. 134.

[41] Ib. S. 211.

[42] Kronika Polska, Sanok 1856, S. 1714, 1723, 1729.

[43] Sbornik letopisej, otnosjaščichsja k istorii Južnoj i Zapadnoj Rossii, Kiev 1888, S. 248, 251, 253—255.

[44] Stati po slavjanovedeniju, Lief. 3, S. 150.

Es sei hervorgehoben, daß sich der Name „Ukrajina“ oder „Ukrajna“ seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch im Moskauer Carentum findet, wiederum mit der Bedeutung Grenzgebiet. In Moskovien bürgert sich jedoch dieser Name nicht für ein bestimmtes ethnographisches Territorium ein. Im 17. Jahrhundert wird er selten gebraucht, im 18. verschwindet er ganz. Parallel mit diesem Gebrauch von Ukraina in Moskau zur Bezeichnung der Grenzgebiete finden wir ihn in Polen, wo seit Ende des 16. Jahrhunderts so, wie bereits oben gesagt wurde, das Kiever Gebiet, das damalige Grenzgebiet des polnischen Staates genannt wurde.

Der polnische Historiker des 17. Jahrhunderts Samuel Grondski liefert in seiner 1672 geschriebenen Geschichte des polnisch-ukrainischen Krieges eine Erklärung für die Bezeichnung Ukraine des von Kosaken besiedelten Grenzgebiets:„margo enim polonice Kray: inde Ukraina, quasi provincia ad fines regni posita.“[45] Im Laufe des 17. Jahrhunderts wird der Gebrauch des Namens Ukraina in polnischen Denkmälern immer häufiger. Bald finden wir ihn in engerer Bedeutung zur Bezeichnung des Kiever Gebiets, häufiger für die ganze heutige rechtsufrige Ukraine einschließlich Podolien und Wolhynien. Die Bewohner dieses Gebiets werden Ukrainer genannt.[46]

Im Laufe des 17. Jahrhunderts vollzieht sich wiederum ein interessanter Wandel. Der Namen, der anfangs nur einen Teil des Gebiets bezeichnete, wird nun auf das ganze Gebiet und seine Bevölkerung bezogen. Das Volk selbst beginnt sein Gebiet Ukraina, sich selbst Ukrainer, seine Sprache ukrainisch zu nennen. Dieser Wandel steht im Zusammenhang mit der starken nationalen Bewegung Mitte des 17. Jahrhunderts, die durch den Aufstand von Bohdan Chmeľnyćkyj gegen Polen hervorgerufen wurde. Diese Bewegung erfaßte den ganzen, von Ukrainern besiedelten Raum und führte zur Bildung eines ukrainischen Kosakenstaates, der sogenannten Hetmanščyna. Der Name Ukraine (Kiever Gebiet, wo der Aufstand begann) breitete sich auf alle von Ukrainern besiedelten Gebiete aus, die sich durch die Wiedererlangung einer eigenen Staatlichkeit wiederum als eine Einheit zu fühlen begannen. Der Ausbreitungsprozeß dieser neuen Bezeichnung vollzog

[45] S. Grondski, Historia belli cosacco-polonici, Pest 1789, S. 19.

[46] Acta historica res gestas Poloniae illustrantia, Bd. 2, Krakau 1881, S. 1124; ferner A. Grabowski, Ojczyste Spominki, Bd. 2, Krakau 1845, S. 199.

sich außerordentlich schnell. Er läßt sich auf Grund der Urkunden genau verfolgen. Vor allen Dingen finden wir das Wort Ukraine in den Denkmälern der Volkspoesie, hauptsächlich in Liedern, die die Helden und Taten des 17. Jahrhunderts verherrlichen. Diese Lieder kennen weder Ruś noch ruśkyj, sondern nur Ukrajina, ukrajinśkyj. Es genügt, die bekannten Sammelbände ukrainischer historischer Lieder oder Volkslieder zu durchblättern, um sich davon zu überzeugen, daß der Namen Ukraine in die mündliche Volkspoesie seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts eindringt und sich bis zum heutigen Tage darin erhalten hat. Dieser Namen eroberte sich auch die Kunstpoesie des 17. und 18. Jahrhunderts. Man könnte eine lange Reihe Beispiele anführen, wo Ukraina als Bezeichnung für das ganze nationale Gebiet der südlichen Ruś gebraucht wird, in der Umgangssprache wie in den Urkunden.[47] Bohdan Chmelnyćkyj droht Anfang 1649 dem polnischen Gesandten, er würde „nicht einen Fürsten und nicht einen Adligen in der Ukraine lassen".[48] Und in der Urkunde des Kiever Brüderklosters aus dem Jahre 1651 heißt es „Gott hat ihm geholfen, die Polen aus der Ukraine hinter die Weichsel zu verjagen".[47] Ebenso wird der Name Ukraine in einem Brief des Jahres 1654 gebraucht.[49] Hetman Dorošenko nennt in der Instruktion an seine polnischen Gesandten 1670 sein Volk ukrainisch.[50] Der Černigover Oberst Dunyn Borkovśkyj rühmt im Universal des Jahres 1674 die Verdienste des Kosaken Zinko, der „für die Einheit seines Vaterlandes, der Ukraine, diese Welt verlassen" habe.[51] Der Name Ukraine wird auf einer jeden Seite der Chronik des Augenzeugen gebraucht, die zwischen 1670 und 1702 entstanden ist. Hetman Mazepa schrieb den bekannten Vers: Žalsja, Bože, Ukrajiny, ščo ne vkupi majeť syny.

Der Name Ukraina findet auch im Auslande Verbreitung. G. Beauplan gibt 1660 in Rouen seine wohlbekannte „Description d'Ukraine, qui sont plusieurs provinces du royaum de Pologne, continuis depuis les confins de Moscovie jusqu'aux limites de Transilvanie" heraus. Ihm folgt Pierre Chevalier, der Verfasser der „Histoire de la guerre des cosaques contre la Pologne" 1663, wo überall Ukraina

[47] Akty Južnoj i Zapadnoj Rossii, Bd. 3, S. 444.
[48] J. Michałowski, Księga pamiętnicza, S. 276.
[49] Sbornik letopisej, otnosjaščichsja k istorii Južnoj i Zapadnoj Rossii, Kiev 1888, S. 263.
[50] W. Lipiński, Z dziejów Ukrainy, Krakau 1912, S. 159.
[51] Ukrajina, Kiev 1919, Heft 3—4, S. 80.

im weiteren Sinne gebraucht wird. Der Verfasser einer deutschen Dissertation über die Kosaken, die 1684 in Leipzig erschien, Godofredus Weissius, benützt den Namen Ukraine auch für die Zeit vor 1206. Vgl. ferner Christophorus Hartknoch in „De republica Polonica", Jena 1678, den Schottländer Patric Gordon in seinen Aufzeichnungen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Tagebuch des P. Gordon, 1649—1652), die italienische Broschüre über den Sieg der Zaporoher Kosaken über die Tataren, Bologne 1684, die Gazette de France aus den Jahren 1652—1654, den bekannten Augsburger Historischen Almanach „Theatrum Europaeum", der seit 1652 bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts erschien usw. usw. Das Verzeichnis der Arbeiten, in denen mit Ukraine ein ganzes Gebiet und Volk bezeichnet wird, könnte beliebig vergrößert werden.[52]

Nirgends hat sich aber der Name Ukraine in so starkem Maße Bürgerrecht erworben, wie auf dem Gebiete der Kartographie. Ich will hier nicht alle Aufgaben der geographischen Karten des 17. Jahrhunderts mit der Erwähnung der Ukraine aufzählen (der größte Teil davon ist in der bekannten Ausgabe der Kiever Kartographischen Kommission: V. Kordt, Materijaly po istorii russkoj kartografii, Bd. I—II, Kiev 1909—1910, reproduziert). Ich nenne hier nur den bekannten Atlas von Beauplan „Delineatio specialis et accurata Ucrainae", der von dem berühmten Meister Gondius 1650 in Danzig ausgeführt wurde. Es läßt sich durchaus behaupten, daß die Bezeichnung Ukraine Ende des 17. Jahrhunderts in der Geographie einen festen Platz innehatte und im 18. Jahrhundert zu einem allgemein anerkannten und gebräuchlichen Terminus wurde.

Was das 18. Jahrhundert anbelangt, beschränke ich mich hier nur auf die Erwähnung des „Realen Staats- und Zeitungslexikons", Leipzig 1706, S. 1719 f., des „Großen Universallexikons aller Wissenschaften und Künste", Leipzig und Halle 1746, S. 484, des bekannten „Dictionnaire géographique et critique" Bryzen de Martinières oder seiner deutschen Ausgabe von 1744 (Bd. XII, S. 230—236) — überall finden wir den Namen Ukraine. Ebenso bei A. Fr. Büsching „Neue Erdbeschreibung", 1758, bei Fr. Weber

[52] Vgl. des Unterzeichneten „Die Ukraine und ihre Geschichte im Lichte der westeuropäischen Literatur des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Abhandlungen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts, Berlin 1927, Bd. I.

in seinem stark verbreiteten (einige Ausgaben in deutscher Sprache, Übersetzungen ins Fränzösische und Englische) „Veränderten Rußland“, 1721 (vgl. z. B. Bd. I S. 136 „Polacken, Ukrainer und Russen“), Chr. Engel „Geschichte der Ukraine“, 1796, Herders „Journal meiner Reise im Jahre 1769“ — stets finden wir den Namen Ukraine im weiteren Sinne des Wortes gebraucht.

Obgleich es scheinen dürfte, die angeführten Beispiele würden genügen, um die allgemeine Verbreitung und Gebräuchlichkeit des Namens Ukraine im 17. und 18. Jahrhundert zu beweisen, so wird mitunter jetzt noch behauptet, der Name Ukraine habe sich als Bezeichnung eines ganzen ethnographischen und geographischen Gebiets weder in Rußland noch in der Ukraine selbst eingebürgert. In den offiziellen Urkunden, den privaten Aufzeichnungen und Briefen stoßen wir jedoch häufig auf diese Bezeichnung. Wir finden den Namen Ukraine in den offiziellen, von der russischen Regierung erlassenen Urkunden (vgl. Dnevnye zapiski Jakova Markoviča, Bd. I, Moskau 1859, S. 484). Der russische Minister A. Volynskij gebraucht diesen Namen in seinen Briefen (S. Solov́ev, Istorija Rossii, Bd. XX, S. 469—470), der russische Generalgouverneur Leonťev schreibt 1744 in einem privaten Brief an den Grafen Al. Rozumovskij, daß sein Diener „in die Ukraine gehe“. Und jener antwortet, „der Diener sei bereits auf dem Wege in die Ukraine“ (Kievskaja Starina 1892, Heft 3, S. 490—492). Die Gattin des russischen Generalgouverneurs Rumjancev schreibt an den Gatten 1762—1779: „In der Nähe von Gluchov gibt es viel Schnee und in Poltava blühen Blumen auf dem Felde, welch großer Unterschied und doch ist das alles die Ukraine“ (Piśma gr. E. M. Rumjancevoj k mužu, herausgegeben von Graf D. A. Tolstoj, Petersburg 1888, S. 53) usw. usw. Selbst Peter I. benutzt in seinen Briefen an den polnischen Hetman A. Sienjawski den Namen Ukraine (Zapysky nauk. tov. im. Ševčenka, Band 92, S. 212 und 217). Es versteht sich von selbst, daß die Bezeichnung Ukraine unter den Ukrainern des 18. Jahrhunderts die größte Verbreitung sowohl in offiziellen Urkunden als auch im privaten Leben fand. Hierfür bedarf es keiner weiteren Beispiele.

III.

Nach dem Siege über Schweden erhält das Moskauer Reich die Hegemonie in Osteuropa. Moskau wird zum russischen Imperium und der Moskauer Car nimmt den prunkvollen Titel „Imperator Vserossijskij“, Kaiser von

ganz Rußland, an. Das Moskauer Volk beginnt sich selbst Russen, russisch (rossijskij oder Rossijane ist mehr literarisch) zu bezeichnen und eignet sich somit etwas abgeändert einen Namen an, der von altersher der alten Kiever Ruś gehörte und später in erster Linie ihren unmittelbaren kulturellen Erben, den Ukrainern. Als die russischen Herrscher nach den polnischen Teilungen (1772 bis 1795) die rechtsufrige Ukraine (das Kiever Gebiet, Podolien und Wolhynien) und ganz Weißrußland erhielten, verleibten sie ihrem Titel auch die Länder Groß-, Klein- und Weißrußland ein. Für das ukrainische Volk wie für die Weißrussen bedeutete jedoch diese Vereinigung in einem gemeinsamen russischen Staat fast den Verlust ihrer eigenen nationalen Eigenart. Sie erhielten dafür Güter recht zweifelhafter Art. Fürchterlichster Terror und Ausbeutung der lebenden physischen Kraft in der linksufrigen Ukraine (Kanalbau im Norden, unheilvolle Feldzüge nach Persien und nicht weniger unheilvolle gegen die Krim, die Türkei und Preußen, wo die Ukrainer in reichem Maße ihr Blut ließen), Vernichtung des ukrainischen Handels und wirtschaftlichen Lebens, um die Ukraine als einen besonderen wirtschaftlichen Organismus auszuschalten und in einen kolonialen Markt für die junge Moskauer Industrie zu verwandeln, Aufhebung der Autonomie, formale Einführung der Leibeigenschaft, Russifizierung der Kirchen und Schulen, — das sind die Güter, welche das kaiserliche Rußland im 18. Jahrhundert der linksufrigen Ukraine verlieh. Nachdem Rußland die ukrainischen und weißrussischen Länder von Polen erhalten hatte, tat es nichts zur Verbesserung ihrer schweren wirtschaftlichen Lage noch zur Hebung des kulturellen Niveaus in diesen Gebieten. Die alte überlebte soziale Ordnung, die die Polen bereits zur Zeit der polnischen Teilungen zu reformieren versuchten, wurde von der russischen Regierung belassen und durch einen starken militärischen und polizei-bürokratischen Apparat aufrecht erhalten. Wenn diese drei „russischen Völker" nunmehr vereinigt waren, so doch nur in gleicher sozial-politischer Rechtlosigkeit und Unfreiheit.

An der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts taucht im Leben der Ukrainer ein neues, in früheren Zeiten nicht gekanntes und von der russischen Regierung nicht erwartetes Moment auf. Es beginnt die ukrainische nationale Wiedergeburt, die sich auf das Volkstum und die Wiedererweckung der historischen nationalen Tradition stützte.

Anfangs auf dem Gebiet der Literatur und wissenschaftlichen Erforschung der ukrainischen Geschichte und Volkskunde, später im Bereich des national-politischen Denkens, verhilft diese Wiedergeburt den Ukrainern, die Freiheit der nationalen Entwicklung und ihre politischen Rechte zurückzuerlangen. Während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts versucht die russische Regierung, diese neue ukrainische Bewegung mit allen Mitteln zu unterdrücken. Sie verbietet die ukrainische Literatur, das ukrainische Theater, ja sogar die ukrainische Sprache, und verfolgt eine jede Äußerung eines nationalen ukrainischen Lebens aufs härteste. Trotz dieser Verbote nahm jedoch die ukrainische Bewegung ständig zu. Sie besaß ihren Stützpunkt in Galizien, wo die Ukrainer dank der österreichischen Konstitution ihr politisches und kulturelles Leben uneingeschränkt pflegen durften. Mit dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1917 trachteten die Ukrainer, eine Autonomie zu erhalten. Im Herbst des Jahres wurde eine ukrainische Volksrepublik in der Föderation mit Rußland proklamiert und zu Beginn des Jahres 1918 löste sie sich gänzlich von Rußland. Die lang unterdrückte und verbotene ukrainische nationale Bewegung flammte nun mit einer elementaren Kraft auf und die selbständige Ukraine besaß bereits ihre eigene ukrainische Staatsuniversität und ihre eigene ukrainische Akademie der Wissenschaften.

Die politischen Wandlungen, die das ukrainische Volk im Laufe des 17. bis 20. Jahrhunderts durchlebte, von der ersten Wiedergeburt seiner eigenen Staatlichkeit Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur erneuten Wiedergeburt nach dem Weltkrieg zeigten sich auch im Gebrauch des nationalen Namens. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts taucht neben dem Namen Ukraine, der im weiteren Sinne zur Bezeichnung des ganzen ukrainischen Gebietes und des gesamten ukrainischen Volkes verwendet wurde, ein neuer Name mit engerem Inhalt auf zur Bezeichnung jenes Teiles der Ukraine, der unter dem Protektorat des Moskauer Caren stand. Es war dies die linksufrige Ukraine, die sogenannte Hetmanščyna. Für sie bürgert sich nun „Mala Rosija“ oder „Malorossija“ ein, d. h. Kleinrußland. Diese Bezeichnung ist künstlicher und fremder Entstehung. Sie entstand im 14. Jahrhundert in den Kreisen der byzantinischen Geistlichkeit. Als Kleinrußland (die Ruś hieß bei den Griechen *'Ρωσσία*) bezeichnete der byzantinische Patriarch die galizisch - wolhynische Metro-

polie im Gegensatz zur Moskauer. Sie war gleichzeitig mit der Übersiedlung des Metropoliten Peter aus Kiev nach Moskau Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden. Vielleicht hat für die Griechen hier eine Analogie mitgespielt. In der Antike nannte man nämlich das alte ursprüngliche Griechenland, Hellas, — Kleingriechenland. Das große Gebiet der griechischen Kolonien im Westen, in Norditalien, hieß jedoch Großgriechenland. In diesem Sinne war für sie die alte Kiever Ruś Kleinrußland *ἡ Μικρὰ Ῥωσσία* und das neue koloniale Großrußland *ἡ Μηγαλὴ Ῥωσσία.* Die Bezeichnung Kleinrußland *ἡ Μικρά Ῥωσσία* finden wir z. B. in der Urkunde des byzantinischen Kaisers Kantakuzenos aus dem Jahre 1347 an den byzantinischen Patriarchen. Unter dem Einfluß dieser byzantinischen Gewohnheit nannte sich wohl auch der galizische Fürst Jurij Boleslav in der Urkunde von 1335 „Dux Totius Russiae Minoris". Der Name Kleinrußland tauchte wiederum Mitte des 17. Jahrhunderts nach der Perejaslavler Union von 1654 auf (nach der Eroberung Weißrußlands durch moskauer und ukrainische Kräfte). Damals nahm Aleksej 1655 den Titel „Vseja velikyja, malyja i belyja Rusi Samoderžec"[53] an. Dieser offizielle Namen der Moskauer Regierung für ein gewisses Gebiet bürgerte sich auch in der Ukraine ein. Mitunter wird er als Synonym für die Gesamtukraine gebraucht, mitunter findet man beide Namen nebeneinander oder miteinander verbunden, wie z. B. bei Velyčko „die kleinrussische Ukraine". Im Volk wurde diese Bezeichnung nicht populär, sie war für den offiziellen und literarischen Gebrauch vorbehalten. In neuerer Zeit drang sie in die russische Öffentlichkeit. Hier waren Kleinrußland und die Ukraine Synonyme.

* * *

Wie wir aus dieser kurzen Übersicht der tausendjährigen Geschichte Osteuropas (seit der Begründung des Kiever Staates) sehen, deckt sie sich durchaus nicht mit der Geschichte des Moskauer Staates und seines Nachfolgers, des russischen Imperiums. Sie weist eine Reihe eigener, gesonderter historischer Entwicklungen auf. Es ist in erster Linie die Geschichte von drei gesonderten Völkern, dem ukrainischen, weißrussischen und großrussischen. Wenn diese Völker auch vor 1000 Jahren aus einer

---

[53] M. Hruševśkyj, Velyka, Mala i Bila Ruś in Liter.-Nauk. Vistnyk 1917, Heft 1—2, S. 8.

gemeinsamen Stammesgruppe hervorgingen, so entwickelten sie alle drei durchaus verschiedene kulturelle und historische Typen mit verschiedenen Gemeinschaftsidealen und Bestrebungen, mit einer abweichenden Auffassung der eigenen Vergangenheit. Während die offizielle russische Geschichtsschreibung noch bis vor kurzem behauptete, es gäbe nur eine gemeinsame russische Geschichte, und sich bemühte, eigene wie fremde Leser davon zu überzeugen, diese gemeinsame Geschichte entspräche der Einheit des russischen Volkes, hielt sich unter den Ukrainern traditionell die Auffassung, daß sie selbst ein besonderes Volk darstellen und eine eigene Geschichte besitzen, daß diese Geschichte ihren Anfang in Kiev nahm und an niemand anderes abgetreten werden könne. Die hochstehende Kultur der Kiever Ruś schuf eine eigene nationale Tradition, die vom Geist des eigenen Patriotismus durchdrungen, stolz auf die eigene kulturelle Höhe gegenüber den Nachbarn war. Bereits in dem Mitte des 11. Jahrhunderts entstandenen Slovo o blagodati i pochvala knjazju Volodimiru des Kiever Metropoliten Ilarion sieht Hruševśkyj das reiche Pathos eines stolzen Patriotismus, das Gefühl für die Bedeutung der eigenen Zeit, als die Ruś bekannt und an allen Enden der Welt berühmt in die Reihe der Kulturvölker eintrat. Nestors Povesť vremennych let, die auf Grund früherer Chroniken entstand, ist von stärkstem patriotischen Gefühl durchweht ebenso wie die Kiever Chronik des 12. und die galizisch-wolhynische Chronik des 13. Jahrhunderts. Ein Zeitgenosse Nestors, der Abt Danilo, aus dem Černigover Gebiet entzündete während seiner Pilgerfahrt nach Palästina am Heiligen Grabe eine Kerze „von der ganzen ‚russischen‘ Erde“. Der Verfasser des allbekannten Igorliedes war ein Patriot der ganzen „russischen“ Erde nicht nur im ukrainischen nationalen, sondern auch im politischen Sinne. Er ist es, der die ruhmreiche Vergangenheit der Kiever Ruś zur Zeit Vladimirs des Großen und Jaroslavs des Weisen verherrlicht.

Das tatarische Joch, der Niedergang des galizischwolhynischen Staates, die allmähliche Besetzung der übrigen ukrainischen Gebiete durch Litauen schwächte allmählich das kulturelle Leben in der Ukraine. Auch die ständigen Tatareneinfälle und die Unbillen Ende des 15. Jahrhunderts hinterließen ihre verderblichen Folgen. Die oberen Schichten der ukrainischen Bevölkerung wurden damals in den politischen Interessenkreis des litaui-

schen, später polnischen Staates gezogen. Als sich in der Ukraina Unionsbestrebungen zeigten, die in starkem Maße durch römisch-katholische Kreise inspiriert, nicht nur von religiösen, sondern auch von politischen Motiven diktiert waren und bei der polnischen Regierung Unterstützung fanden, wurden von der ukrainischen und weißrussischen Öffentlichkeit diese Bestrebungen als ein Angriff auf das eigene Volkstum empfunden. Und gerade diese Anhänglichkeit an den alten Glauben, das wichtigste Merkmal des eigenen Volkstums, ließ Ende des 16., Anfang des 17. Jahrhunderts den bekannten Religionsstreit ausbrechen und die damit verknüpfte nationale kulturelle Bewegung, welche die erste nationale Wiedergeburt der Ukrainer und Weißrussen darstellte. Diese Wiedergeburt, das sei besonders hervorgehoben, stützte sich auf die historisch-nationale Tradition. Sie knüpfte an die Größe und den Ruhm der Ruś während der Kiever Zeit an und bemühte sich, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden gleich zwei Gliedern einer Kette, gleich zwei Etappen der gleichen geschichtlichen Entwicklung. Diese Bestrebungen finden besonders in den literarischen Werken, ja sogar in den offiziellen Urkunden einen bemerkenswerten Niederschlag. An die Stelle der ehemaligen Fürsten mit ihrer tapferen Gefolgschaft treten nunmehr die Kosaken mit ihrem Hetman. Im Protest des Kiever Metropoliten Iova Borećkyj und der übrigen orthodoxen Geistlichkeit Polens im Jahre 1621 werden die Zaporoher Kosaken als die unmittelbaren Nachfolger der Kiever Ruś verherrlicht.[54] Mit ähnlichen Worten rühmt der Rektor der Kiever Brüderschule Kasijan Sakovyč die Kosaken in seinen Versen anläßlich des Begräbnisses von Hetman Petro Sahajdačnyj 1622. Zugleich mit den ersten Nachrichten von den Erfolgen Bohdan Chmeľnyćkyjs im Frühling 1648 verbreitet sich in Polen die Nachricht, daß er einen eigenen Kosakenstaat mit Kiev als Hauptstadt aufrichten und sich selbst zum Fürsten proklamieren wolle.[55] In dem Projekt einer Föderation zwischen der Ukraine, Polen und Litauen vom Jahre 1658 taucht wiederum das „russische“ Großfürstentum auf, wie die Ukraine in dieser Föderation genannt werden sollte. In der von neuem einsetzenden ukrainischen Geschichtsschreibung finden wir die bemerkenswerte Tendenz, den engen Zusammenhang

---

[54] Stati po slavjanovedeniju, Lief. 1, Petersburg 1910, S. 149.

[55] Księga pamiętnicza J. Michałowskiego, Krakau 1864, S. 26—34. K. Szajnocha, Dwa lata dziejów naszych, Anh. 19.

zwischen der Kosakenukraine und dem Kiever Staat zu unterstreichen. Wir lesen darüber im Vorwort des Michajlo Losyćkyj zu seiner Chronik des Jahres 1670,[56] in der Chronik des Safonovyč von 1672, in der Synopsis von Giesel 1674, in der Chronik von Bobolynśkyj 1699, wie auch in einer ganzen Reihe anderer Werke. Noch ausdrucksvoller tritt diese Tendenz in der ukrainischen Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts hervor. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts entsteht eine Geschichte der Ukraine unter dem Namen Kratkoe opisanie Malorossii, deren Grundgedanken, wie N. Petrov mitteilt, in einer unmittelbaren Verknüpfung der Kosakenperiode in der ukrainischen Geschichte mit der großfürstlichen Zeit besteht.[57] Am deutlichsten tritt dieser Gedanke der fortlaufenden und selbständigen ukrainischen geschichtlichen Entwicklung von den Anfängen der Kiever Ruś bis zur Aufhebung der ukrainischen Autonomie Ende des 18. Jahrhunderts in dem berühmten Werk „Istorija Rusov“ hervor, für deren Verfasser man Grigorij Poletyka (1725—1784) hält. Ebenso behandelt diese Entwicklung der Verfasser der ersten im modernen Sinne des Wortes wissenschaftlichen „Geschichte der Ukraine“ Johann Christian Engel[58] (1796). In allen diesen Werken wird die Geschichte des ukrainischen Volkes als ein gesonderter historischer Prozeß dargestellt, der sich zeitweilig mit der Geschichte Polens, Litauens und Moskaus vereinigt, aber nur soweit dieser oder jener Teil der Ukraine zum Bestande dieser drei Staaten gehörte.

Eine solche auf alter Tradition beruhende Auffassung der ukrainischen Geschichte ging in das 19. Jahrhundert ein, als die wissenschaftliche Bearbeitung der ukrainischen Geschichte begann. Während aber damals die einheimische ukrainische Geschichtsschreibung gleich der auswärtigen die Kiever Ruś mit Recht als die erste staatliche Etappe des geschichtlichen Lebens des ukrainischen Volkes behandelte, erstand in der russischen Geschichtsschreibung gleichzeitig der Anspruch auf eine Gesamtkonzeption der Geschichte des russischen Staates. Als Anfangsperiode für diese Geschichte annektierte sie sich die Kiever Ruś. Am klarsten hat diese Konzeption Karamzin in seiner Geschichte des russischen Staates (1816) zum Ausdruck gebracht. Uneingeschränkt wurde sie von der gesamten

[56] Polnoe sobranie russk. letopisej, Bd. 2, Petersburg 1843, S. 231.
[57] Kievskaja Starina 1882, Heft 2, S. 319.
[58] Vgl. Krupnitzky, B. J. Chr. v. Engel und die Geschichte der Ukraine. Berl. Diss. 1931.

russischen Wissenschaft übernommen. Sie drang in die Schulbücher und beeinflußt noch heute durch ihre suggestive Kraft die auswärtige Geschichtsschreibung, die sich zumeist mit der Geschichte des russischen Staates befaßt und wenig Interesse zeigt für die Geschichte jener Völker, aus denen sich dieser Staat zusammensetzte. Zur Abrundung der Geschichte des russischen Staates zog Karamzin auch die Vorgeschichte Osteuropas heran, seiner nichtslavischen Kolonisationen, das Auftauchen der Slaven, die Entstehung dieses Staates in Kiev, von wo aus, nach Karamzin, Ende des 12. Jahrhunderts das Zentrum nach Vladimir im Suzdaler Lande und später nach Moskau verlegt wurde. Die Geschichte des Moskauer Carentums wird in der Geschichte des russischen Imperiums fortgesetzt.

P. Miljukov weist nach, Karamzin's Schema stelle nur eine Wiederholung jener Anschauungen dar, die sich in der russischen Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert herausgebildet hatten und denen die genealogische Idee der Moskauer Caren des 15. bis 16. Jahrhunderts zugrunde liegt. Auf Grund ihrer Herkunft aus der Kiever Dynastie meldeten die Moskauer Herrscher ihren Anspruch auf das Kiever Erbe an. Während sie in den litauischen Fürsten Usurpatore sahen, hielten sie bereits im 15. Jahrhundert die weißrussischen und ukrainischen Gebiete für ihr Erbgut. Zur Stützung dieser Ansprüche begannen auch die Moskauer Gelehrten in der Geschichte der Kiever Ruś die unmittelbare Einleitung zur Moskauer Geschichte zu sehen. Sie setzten eine Reihe historischer Legenden in die Welt, darunter auch die über die Krone und die Regalien Vladimir Monomachs, die sich in der Schatzkammer der Moskauer Caren befanden und ihnen als Symbol dienten für ihre Rechte, nicht nur auf das Erbe Kievs, sondern auch auf das von Byzanz. Diese Ansprüche auf die ideelle Erbschaft von Byzanz durch Moskau als dem Dritten Rom machten sich besonders nach der Eheschließung des Großfürsten Ivan III. mit Sofia Paläolog geltend. Ivan IV. gab seinen Rechtsansprüchen auf diese Erbschaft offiziell durch seine Krönung zum Caren im Jahre 1547 beredten Ausdruck.[59] Zahlreiche Kriege zwischen Moskau und dem Großfürstentum Litauen im 15. und 16. Jahrhundert um die ukrainischen (Černigover Gebiet) und weißrussischen

---

[59] Glavnye tečenija russk. istoričeskoj mysli, Moskau 1897, S. 192—201.

Länder setzten diese Ansprüche der Moskauer Herrscher in die Tat um.

Geschaffen durch das großrussische Volk, erhielt das russische Imperium in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts alle ukrainischen (und weißrussischen) Gebiete. Es unterwarf sie und beseitigte die letzten Reste ihrer nationalen Autonomie (1764 Aufhebung des Hetmanats, 1783 des eigenen Heeres, Gerichts, der Selbstverwaltung, 1765 Beseitigung der Autonomie der sogenannten Sloboder Ukraine, die in das Sloboder ukrainische Gouvernement umgewandelt wurde, 1775 Schleifung der Zaporoher Sič und Auflösung des Zaporoher Heeres). Damit war die politische Eigenart des ukrainischen Volkes beseitigt. Es verblieb den Ukrainern nur noch ihre nationale Eigenart, im 18. Jahrhundert stellte man aber diese nicht in Rechnung.

Das von Moskauer Gelehrten und Politikern im 15. Jahrhundert konstruierte Schema konnte nun Triumphe feiern. Seine Krönung erhielt es durch die Geschichte des russischen Staates von Karamzin, die diesen Sieg in wissenschaftlicher Form verkünden und dem russischen Staatszentralismus wie seinem Russifizierungssystem eine historische Rechtfertigung verleihen sollte. Vom Standpunkt der russischen caristischen Ideologie schien das durchaus berechtigt. Denn obgleich die ukrainische Öffentlichkeit alle Reformen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen ohne offenen Protest angenommen hatte, die Ukraine auf das Niveau einer russischen Provinz gebracht war, so entbrannte doch Anfang des 19. Jahrhunderts zwischen den Ukrainern und Großrussen ein nationaler Kampf. Beredte Beweise dafür finden wir in der Memoirenliteratur jener Zeit.[60] Es sollen hier nicht die politischen Äußerungen dieses Kampfes behandelt werden, die verschiedenen Geheimgesellschaften, denen eine staatliche Trennung der Ukraine von Rußland vorschwebte, nicht die verschiedenen politischen Prozesse „wegen Verrats", die sich in den entlegensten Provinzstädten abspielten, denn bekanntlich waren sie von keinen praktischen Folgen begleitet. Daß aber die Beziehungen zwischen den Ukrainern und Großrussen in den ersten Jahrzehnten des

[60] Über diese Gegensätze vgl. in den Memoiren der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts: General Michajlov-Danilevskij in Russkaja Starina 1900, Oktober, S. 212; A. Levšin in Ukrainskij Vestnik 1816, Heft 4, S. 47; Iv. Sbitnov in Vestnik Evropy 1830, Teil 173, S. 244; J. Kohl, Reisen im Innern von Rußland, Teil II, Dresden und Leipzig 1841, S. 298—299 usw.

19. Jahrhunderts recht gespannt waren, was sich im täglichen Leben zeigte und einen Niederschlag in der Literatur fand, stellt selbst ein so angesehener russischer Gelehrter wie A. Pypin fest. Er verwies bereits zu seiner Zeit auf den Streit zwischen dem Süden und Norden.[61] Dieser Streit wurde aber bald zu einem Kampf um die eigenen nationalen Rechte der Ukrainer. Er war gerichtet gegen den russischen Zentralismus und Chauvinismus, und er führte dazu, daß die Losung einer selbständigen Ukraine an der Schwelle des 19. und 20. Jahrhunderts erhoben wurde. Ihren Abschluß fand diese Bewegung in der Proklamierung einer eigenen ukrainischen Volksrepublik (Anfang 1918), nachdem der Carismus vernichtet war.

Uns interessiert hier aber nur die wissenschaftliche Seite dieses „Streites". Karamzin hatte für die russische Wissenschaft ein historisches Schema aufgestellt, das die Existenz eines selbständigen ukrainischen Lebens in der Vergangenheit verneinte und die ganze Anfangsperiode der ukrainischen Geschichte zu Gunsten einer Entstehung Rußlands im 9. bis 12. Jahrhundert deutete. Zu Gunsten dieses späteren Rußlands annektierte man nicht nur das politische, sondern auch das geistige Erbe der Kiever Ruś: die Nestor Chronik, die Izborniki Svjatoslavs, die Russkaja Pravda und schließlich das Igorlied. Sie alle galten nun als Denkmäler der russischen Literatur. Bereits 1836 mußte ein solcher loyale und gemäßigte Ukrainer wie Maksymovyč beweisen, daß das Igorlied eine ukrainische Schöpfung darstelle und der ukrainischen Volksdichtung, besonders den Dumen, sehr nahe stehe.[62] Kurz zuvor hatte Venelin, ein Ukrainer aus Karpatho-Rußland, eine Untersuchung geschrieben unter dem charakteristischem Titel: „Über den Streit zwischen dem Süden und Norden, ihren Rossismus betreffend."[63] Er führte darin aus, die Ukraine stelle die ursprüngliche Ruś dar, jene, die „ganz Europa und teils auch Asien kannte, und erst das Jahr 1812 habe die Magyaren, Polen und Franzosen gezwungen, den Begriff Ruś auf ganz Moskovien auszudehnen".

Wir wollen diesen Streit hier nicht in allen Einzelheiten

---

[61] A. Pypin, Istorija russkoj etnografii, Bd. III, Petersburg 1891, S. 302—303.

[62] Pesń o polku Igoreve in Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosveščenija 1836, und in Sobranie sočinenij, Bd. 3, Kiev 1880.

[63] Geschrieben in den Jahren 1832—33, erschien der Aufsatz erst 1847, vgl. A. Pypin, op. cit. S. 301—307.

verfolgen,[64] es sei nur hervorgehoben, daß von russischen Gelehrten der Versuch gemacht wurde, den selbständigen Charakter der ukrainischen Sprache zu negieren, ja sogar das ukrainische Volk seines Vaterlandes zu berauben, indem sie die Ukrainer als spätere Siedler auf ihren jetzigen Gebieten hinstellen wollten. Diese Theorie arbeitete N. Pogodin aus, weil er in den Schriftdenkmälern der Kiever Zeit nirgends Spuren der heutigen ukrainischen Sprache fand und in der Ukraine, in der Volkspoesie Spuren aus der Fürstenzeit vermißte, während er im großrussischen Norden die vielen Bylinen über Vladimir und seine Helden sah. Daher nahm Pogodin an, daß früher im Kiever Gebiet Großrussen gesessen hätten, die nach dem Tatareneinfall nach Norden abgewandert seien. An ihre Stelle sollen nach Pogodin von den Karpathen her die Vorfahren der heutigen Ukrainer eingewandert sein. Bereits bei ihrem Erscheinen (1854) wurde Pogodins Theorie von ukrainischer Seite angefochten. Besonders scharf äußerten sich dagegen M. Maksymovyč (1857) und A. Kotljarevśkyj (1861). Eine Erneuerung erfuhr Pogodins Theorie 1882 durch A. Sobolevskij, der mit seiner Behauptung, in Kiev hätten fast bis zum 16. Jahrhundert Großrussen gesessen, noch über Pogodin hinausging. Sobolevskijs Ansichten riefen viele Entgegnungen von seiten der Philologen (Žytećkyj, Naumenko, Potebnja) und Historiker (Antonovyč, Daškevyč, Holubovśkyj) hervor. Selbst einige russische Gelehrte (Golubev, Vladimirskij-Budanov) traten gegen Sobolevskij hervor. So wies z. B. Antonovyč nach, das Kiever Gebiet sei nach dem Einbruch Batyjs durchaus nicht entvölkert worden, und die Theorie, die Großrussen für autochthon zu halten und eine neue Einwanderung aus Galizien anzunehmen, entspräche durchaus nicht den Tatsachen. Auch die Untersuchungen der Sprachdenkmäler (Jagič, Kolessa, Krymśkyj, Šachmatov) ergaben eindeutig, daß von den alten Kiever und galizischwolhynischen Sprachdenkmälern die südliche altukrainische Gruppe im Gegensatz zur nördlichen, der großrussischen, gebildet werde. Ferner fanden sich in der Ukraine eine Unmenge von Volksliedern aus der alten Fürstenzeit (besonders die sogenannte Ščedrivky) und so-

[64] Der Streit darüber, ob das Ukrainische eine selbständige Sprache darstellt, oder ob es nur ein Dialekt ist, erübrigt sich nun, nachdem eine ganze Reihe von Akademien der Wissenschaften, darunter auch die Russische in Petersburg, und viele bekannte Sprachwissenschaftler das Ukrainische als eine selbständige Sprache anerkannt haben.

gar Reste von Bylinen.[65] Nachdem aber die Geschichte und Philologie noch eine Stütze an der Archäologie fand, besonders an den Arbeiten von Spicyn,[66] mußten auch die voreingenommensten Verteidiger der Pogodinschen Theorie ihre Stellung räumen. Über die Resultate dieses langjährigen wissenschaftlichen Streites schrieb Šachmatov in einer seiner letzten Arbeiten: „Vom Standpunkt der Geschichte des ukrainischen Volkes müssen wir auf das Entschiedenste den Gedanken ablehnen, daß das Kiever Gebiet nicht von den Vorfahren der heutigen Kleinrussen in alter Zeit besiedelt war, sondern von den Vorfahren der übrigen russischen Völker. Im 10. bis 11. Jahrhundert nach Großrussen am Dnepr zu suchen, ist ganz vergeblich, denn das großrussische Volkstum ist neuerer Entstehung.“[67]

IV.

Pogodins Hypothese ist, obgleich sie von ukrainischen, neuerdings auch von einigen russischen Gelehrten entschieden abgelehnt wurde, von größtem Einfluß auf die russische Geschichtsschreibung gewesen. Sie vermochte auch Karamzins Hypothese von den vier Hauptetappen der einheitlichen russischen Geschichte: Kiev, Vladimir, Moskau und Petersburg, zu stärken. Nach diesem Schema hat auch Solovev seine Geschichte Rußlands geschrieben und ein neuerer Forscher meint, dieses Schema habe sich in eine starke historiographische Tradition verwandelt, es sei zu einem Axiom im Aufbau der russischen Geschichte geworden.[68] Auch V. Ključevskij, Kurs russkoj istorii, Platonov, Lekcii po russkoj istorii (10. Auflage, Petersburg 1917), neuerdings Šmurlo, Kurs russkoj istorii, Prag 1931—1932, haben sich diesem Aufbau angeschlossen. Daneben wurden aber die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebensformen der Kiever Ruś von ukrainischen (Antonovyč und seiner Schule) wie russischen Gelehrten genauestens untersucht. Diese Arbeiten stellten neben gemeinsamen Lebensformen in der nördlichen, der Rostover Suzdaler Ruś und der Kiever auch so starke

---

[65] M. Hruševśkyj, Istorija ukr. literatury, Lemberg 1925, Bd. IV, wies nach, z. T. auf Grund der Arbeiten von V. Miller, daß das heutige sogenannte großrussische Epos in der Ukraine entstanden ist, wo diese Bylinen lange gelebt haben und den Dumen, die sie allmählich verdrängten, viele ihrer Motive übergaben.

[66] Žurnal Ministerstva Narodnogo Prosveščenija 1909, Januar.

[67] A. Šachmatov, Kratkij očerk istorii malorusskogo (ukrainskogo) jazyka in Ukrainskij Narod, Bd. 2, Petersburg 1916, S. 388.

[68] A. Presnjakov, Obrazovanie velikorusskogo gosudarstva, Petersburg 1920, S. 19.

Unterschiede fest. daß selbst russische Gelehrte sich gezwungen sahen. die „Kiever Periode“ als einen besonderen geschichtlichen Prozeß zu betrachten, während sie in der Geschichte der Vladimir Suzdaler und Moskauer Periode einen genetischen Zusammenhang feststellen mußten. Schließlich siegte die Ansicht, daß der Kiever Staat mit seiner Kultur eine „südrussische“ Schöpfung sei, d. h. eine Schöpfung des ukrainischen Volkes und daß die Fortsetzung dieser Periode weder in Suzdaľ noch in Moskau, sondern in der ukrainischen Ruś zu suchen sei, die sich erst unter Litauen und dann unter Polen befunden hat. In diesem Sinne äußerte sich bereits V. Storožev in seiner Russkaja istorija s drevnejšich vremen, Moskau 1898.[69]

Mit einem breit fundierten, wissenschaftlichen Anforderungen durchaus entsprechenden Schema, das die alte unwissenschaftliche Hypothese von Karamzin widerlegte, trat als erster der ukrainische Gelehrte M. Hruševśkyj hervor. 1914 erschien in dem von der Petersburger Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Sammelband „Stafi po slavjanovedeniju“, Lieferung I, sein Aufsatz „Zvyčajna schema ‚russkoji‘ istoriji j sprava racionalnoho ukladu istoriji schidnjoho slovjanstva“.

Der Aufsatz Hruševśkyjs enthielt nur die theoretische Formulierung jener Aufgaben. die er selbst in seinem Hauptwerk „Istorija Ukrajiny-Rusy“ erfüllte. Er behandelte darin die Geschichte eines Gebietes von Osteuropa und seiner Bevölkerung, nämlich die Ukraine, im Verlaufe ihres historischen Lebens, ohne dies Gebiet zu verlassen, ohne die Geschichte Großrußlands oder Weißrußlands einzubeziehen. Hruševśkyj weist darauf hin. daß Karam-

---

[69] Abweichend von den meisten russischen Gelehrten, die eine „gemein-russische“ Einheit bereits für das 10. bis 11. Jahrhundert annahmen und diese Einheit im politischen, kulturellen Leben und in den Literaturdenkmälern zu sehen vermeinten, führte F. Leontovič, Nacionaľnyj vopros v drevnej Rosii (Varšavskie Universitetskie Izvestija 1894, Heft 9, und 1895, Heft 1) aus, daß weder die Ähnlichkeit der Sprache noch die Einheit der Dynastie und Religion oder die Gemeinsamkeit des politischen Schicksals eine Grundlage zur Schaffung irgend einer nationalen Einheit geboten haben. Eine Reihe historischer Tatsachen widerlegen vielmehr diese angebliche „gemeinrussische“ Kultur zur Zeit des Kiever Staates (1894, Heft 9, S. 1). Leontovič unterstreicht, daß auch Nestor nur Historiker der Kiever Ruś war und nicht allrussischer, daß die Russkaja Pravda einen Unterschied mache zwischen den Russinen und Novgoroder Slovenen, ebenso wie heute sich der Kleinrusse vom Großrussen unterscheide (ib. S. 6). Wenn der Verfasser des Igorliedes von der „russkaja zemlja“ spricht, so habe er nur der Idee der Stammesgemeinschaft, nicht aber der staatlichen Einheit Ausdruck gegeben (ib. 1895, Heft 1, S. 28—29).

zins Schema, das den russischen geschichtlichen Untersuchungen zugrunde liegt, auf der genealogischen Idee der Moskauer Dynastie beruht, und macht auf die Hauptfehler dieses Schemas aufmerksam. Vor allen Dingen weist er nach, daß eine Vereinigung der alten Geschichte der südlichen Stämme, nämlich des Kiever Staates, mit derjenigen des Vladimirer und Moskauer Fürstentums im 13. und 14. Jahrhundert unlogisch ist. Der Kiever Staat, sein Recht und seine Kultur sind die Schöpfung des ukrainischen Volkes. Vladimir und Moskau wurden dagegen von Großrussen begründet. Nicht in Vladimir und Moskau fand daher die Kiever Periode ihre Fortsetzung, sondern im 13. Jahrhundert in Galizien und Wolhynien, im 14. bis 16. Jahrhundert in Litauen und Polen. Der Staat von Vladimir und Moskau ist weder Nachfolger noch Repräsentant des Kiever. Er erwuchs aus eigenen Wurzeln und seine Beziehungen zum Kiever Staat könnte man eher mit den Beziehungen des Römischen Reiches zu seinen Provinzen in Gallien vergleichen, als mit zwei aufeinander folgenden Perioden im politischen und kulturellen Leben Frankreichs. Die Kiever Regierung verpflanzte die Formen ihres gesellschaftlich politischen Aufbaus, ihres Rechts und ihrer Kultur, die sich im historischen Leben von Kiev herausgebildet hatte, nach Großrußland. Das genügt aber noch nicht, das Kiever Reich in die Geschichte des großrussischen Volkes einzubeziehen.

Gleichzeitig wird durch die Anfügung der Kiever Periode an die Anfänge des staatlichen und kulturellen Lebens in Großrußland die Geschichte des großrussischen Volkes ihrer Anfänge beraubt. Auf diese Weise verbleibt die Entstehungsgeschichte des großrussischen Volkes ungeklärt, man pflegt gewöhnlich seine Geschichte erst seit Mitte des 12. Jahrhunderts zu untersuchen. Der Prozeß der Rezeption und Modifizierung der Kiever gesellschaftlichen und politischen Rechts- und Kulturformen wird dabei auf großrussischem Boden gewöhnlich außer acht gelassen. So, wie sie in Kiev vorlagen, werden sie in das Inventar des großrussischen Volkes und des russischen Imperiums aufgenommen. Die Fiktion einer „Kiever Periode" verhindert es, die Geschichte des großrussischen Volkes in gebührender Weise darzustellen. Durch den Anschluß der Kiever Periode an die politische und kulturelle Geschichte der Großrussen geht aber auch das ukrainische Volk seiner Anfangsgeschichte verlustig. Man klammert sich häufig noch an die alte Vorstellung, die

Geschichte der Ukraine und des „kleinrussischen“ Volkes beginne erst mit dem 14. und 15. Jahrhundert, und man hält die vorhergehende geschichtliche Entwicklung für einen Teil der „gemeinrussischen“ Geschichte. Daraus ergibt sich, daß das ukrainische Volk erst im 14. bis 16. Jahrhundert in die Geschichte als ein Novum eintritt, denn vorher soll es angeblich keine Ukraine mit eigenem historischen Leben gegeben haben. Noch schlimmer ist es in diesem Schema mit dem weißrussischen Volke bestellt, denn die Weißrussen treten ganz hinter die Geschichte des Kiever, Vladimirschen, Moskauer Staates oder sogar des Großfürstentum Litauens zurück. Und doch hat Weißrußland eine wichtige Rolle gespielt, obgleich es nirgends in der Geschichte als schöpferisches Element aufgetreten ist. Es sei hier nur auf die Bedeutung des Weißrussentums bei der Herausbildung des großrussischen Volkes oder in der Geschichte des Großfürstentum Litauens hingewiesen, wo ihm eine wichtige kulturelle Mission gegenüber den kulturell niedriger stehenden litauischen Stämmen zukam. Die großrussische Nation wird für das weißrussische Volk erst 1772 zu einem historischen Faktor, als die ersten weißrussischen Provinzen Polens Rußland einverleibt wurden. Nicht viel früher gewann Großrußland Einfluß auf die Ukrainer, allerdings nur für einige hundert Jahre, und zwar nur auf das Gebiet der linksufrigen Ukraine. Da man aber den Begriff der Geschichte des russischen Volkes (womit alle drei ostslavischen Völker verstanden werden) durch den Begriff der Geschichte des großrussischen Volkes zu ersetzen pflegt, kommt dem großrussischen Staat im heutigen Schema der russischen Geschichtsschreibung eine ungebührlich große Rolle zu.

In dem, was man russische Geschichte nennt, sieht Hruševśkyj folgende Begriffe miteinander kombiniert oder in Konkurrenz zu einander stehend: 1. Geschichte des russischen Staates (Bildung und Entwicklung der staatlichen Organisation und ihres Gebietes), 2. Geschichte Rußlands, d. h. in welche die Gebiete und Geschichte der drei russischen Völker eingeschlossen wird, und 3. Geschichte des großrussischen Volkes (seines staatlichen und kulturellen Lebens). Ein jeder dieser Begriffe ist wert, Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen zu sein. Kombiniert man aber diese verschiedenen Begriffe, so erhält man kein vollkommenes Bild und eine folgerichtige Durchführung dieser Fragen ist unmöglich. Die Geschichte des großrussischen Volkes vermag nicht eine Geschichte des

Ostslaventums, seines staatlichen und kulturellen Lebens zu ersetzen. Es läßt sich ferner die Geschichte des weißrussischen und ukrainischen Volkes nicht übergehen, noch sie durch Angleichung und Anknüpfung an die großrussische Geschichte für minderwertige Fetzen erklären. Wird aber die russische Geschichte konsequent zu einer Geschichte des russischen Volkes, seines staatlichen und kulturellen Lebens reformiert sein, dann wird auch die Geschichte des weißrussischen und ukrainischen Volkes die ihr gebührende Stellung erhalten. Es kann keine allgemeine russische Geschichte geben, denn es gibt kein allgemein-russisches Volk. Es darf nur eine Geschichte der drei russischen Völker geben (falls eine solche verlangt wird) oder eine Geschichte des Ostslaventums, diese hätte dann an die Stelle der heutigen russischen Geschichte zu treten. Am folgerichtigsten wäre nach Hruševśkyj eine getrennte Darstellung der Geschichte eines jeden dieser Völker von den Anfängen bis auf unsere Zeit, das schließt aber die Möglichkeit einer synchronischen Darstellung, wie sie für die Weltgeschichte geboten wird, nicht aus.

Hruševśkyj selbst hat, wie gesagt, einen Teil seines Programmes der Geschichte des Ostslaventums bearbeitet, nämlich die Geschichte des ukrainischen Volkes. Das von ihm vorgeschlagene und von der gesamten ukrainischen Geschichtsschreibung angenommene Schema bot für die Ukraine nichts Neues, denn es setzte eine historische Tradition fort, die auf das 17. Jahrhundert zurückging. Allmählich beginnen aber die von Hruševśkyj geäußerten Ansichten auch in die russische Geschichtsschreibung einzudringen, so äußerte S. Platonov in der letzten Ausgabe seiner „Lekcii“: „Die Geschichte der Kiever Ruś ist in letzter Zeit Gegenstand von speziellen Untersuchungen jener Gelehrten geworden, die der Ansicht sind, daß die historische Tradition des alten Kiever Gebiets nicht aufgehört habe, sondern im ukrainischen Volke und in den Institutionen des litauischen Fürstentums fortlebe (M. Hruševśkyj, O. Efimenko).“[70] Platonov selbst zog daraus keine Konsequenzen, er baute seine Werke nach dem alten Schema auf. Sein Schüler jedoch, A. Presnjakov, schloß sich Hruševśkyj an zuerst in seiner Monographie „Knjažoe pravo v drevnej Rusi“ und darauf in seiner umfangreichen Arbeit „Obrazovanie velikorusskogo gosudarstva, očerki po istorii XIII—XV stoletij“, Petersburg 1920. In der historiographischen Einleitung zu seiner letzten Arbeit analysiert

[70] Lekcii po russkoj istorii, Petersburg 1917, S. 102.

er den 1914 von der Petersburger Akademie herausgegebenen Aufsatz Hruševśkyjs und schließt sich durchaus der Ansicht an, daß die ukrainische und großrussische Geschichte voneinander abzugrenzen sind. Er führt diese Abgrenzung auch in seiner Arbeit durch, indem er die Geschichte des großrussischen Staates, begonnen mit dem Rostover Gebiet im 12. Jahrhundert und darauf des Vladimirer und Suzdaler Fürstentums im 14. bis 15. Jahrhundert gibt, das alle einzelnen großrussischen Fürstentümer vereinigt hat. Presnjakov lehnt sowohl Pogodins Theorie als auch ihre Umänderung bei Ključevskij und den anderen russischen Gelehrten ab. Er weist nach, daß Jurij Dolgorukij und Andrej Bogoljubskij, die man gewöhnlich für die Entdecker des Rostov-Suzdaler Gebietes hält, dort ein bei weitem nicht so primitives gesellschaftliches, wirtschaftliches und kulturelles Milieu antrafen, wie man das bisher behauptete. Dieses Gebiet war bereits früher von Slaven kolonisiert, und es kann von einer Massenübersiedlung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, geschweige denn aus der Ukraine, keine Rede sein. Früher bereits hatte sich das großrussische Volkstum herausgebildet, aber Ende des 12. Jahrhunderts machte es sich mit größter Energie an den Aufbau eines eigenen Staatswesens.

Während Presnjakov hauptsächlich die gesellschaftliche und politische Entwicklung in Großrußland untersuchte, die zur Schaffung des starken zentralistischen Moskauer Staates führte, stellte sich ein anderer russischer Forscher, der Repräsentant einer älteren Generation und beste Kenner der Geschichte des Großfürstentums Litauen, M. Ljubavskij, die Aufgabe, den Kolonisationsprozeß zu verfolgen, der zur Besiedlung des heutigen großrussischen Zentrums und zur Schaffung einer eigenen großrussischen Nationalität führte. Diese Aufgabe löste er in seiner Arbeit „Obrazovanie osnovnoj gos. territorii velikorusskoj narodnosti. Zaselenie i ob-edinenie centra", Petersburg 1929. Auf Grund von historisch-geographischem Material schildert er die allmähliche Auseinandersiedlung der slavischen Kolonisten, die hauptsächlich aus dem Gebiet der Novgoroder Kriviči und Vjatiči in das Becken der oberen Volga und Oka gerichtet war, das Wachsen des Moskauer Fürstentums und die Einigung großrussischer Territorien vor dem Beginn des 16. Jahrhunderts unter der Führung von Moskau.

Das Buch von Ljubavskij fand eine scharfe Kritik von

seiten der marxistischen Historiker, die ihm großrussischen Chauvinismus und Nationalismus vorwarfen und, wie wir erwähnten, den militärischen Charakter der großrussischen Kolonisation unterstrichen. Der Führer der russischen marxistischen Historiker, M. Pokrovskij, lehnt den Terminus russische Geschichte ab und weist darauf hin, daß die Historiker der vormarxistischen Periode nur eine Geschichte des russischen Staates kannten und sich nicht nur vor einer Geschichte der Völker, die von diesem Staate versklavt waren, sondern sich auch vor einer Geschichte des russischen Volkes selbst verschlossen.[71] Ein anderer junger marxistischer Historiker, S. Piontkovskij, trat scharf gegen Ključevskij, Platonov und Ljubavskij auf. Er hielt ihnen vor, sie hätten die Geschichte der anderen osteuropäischen Völker verschwiegen mit Ausnahme der des russischen Volkes, ihr Augenmerk auf das großrussische Volk und das Moskauer Carentum gerichtet, der Rest sei für sie „nur Material gewesen, über das zu sprechen es sich nicht verlohne". Diese Historiker (und ihre Schüler) bemühen sich, nach Piontkovskij „die Geschichte der Völker der heutigen Union der Sozialistischen Sovet-Republiken durch eine Geschichte Großrußlands zu ersetzen".[72]

V.

Obgleich sich in der russischen Geschichtsschreibung immer mehr die Meinung durchsetzt, es sei nicht weiterhin möglich, die Geschichte der einzelnen Völker Osteuropas durch die politische Geschichte nur eines dieser Völker zu ersetzen, stehen sehr viele bedeutende russische Gelehrte, besonders in der Emigration, auch heute noch für das alte unlogische und seinem Wesen nach unwissenschaftliche Schema ein. Diese Gelehrten leben heute noch in der Gedankenwelt des alten absolutistischen Rußlands und denken in jenen Kategorien, welche die marxistischen Historiker mit Recht als großrussischen Nationalismus bezeichnen. Leider üben diese alten Vorstellungen und Kategorien einen starken Einfluß auf die ausländischen, auf dem Gebiet der osteuropäischen Geschichte arbeitenden Historiker aus. Unter dem Einfluß der russischen Geschichtsschreibung halten auch sie sich noch an das alte traditionelle Schema der osteuropäischen Ge-

---

[71] M. Pokrovskij, K istorii S.S.S.R. in Istorik-Marksist 1930, Bd. 17, S. 18 f.

[72] S. Piontkovskij, Velikoderžavnye tendencii v istoriografii Rossii, ib. S. 23 und 26.

schichte und geben sich augenscheinlich keine Rechenschaft über seine zweifelhafte Wissenschaftlichkeit.

Auch das wachsende Interesse für die Klärung des Begriffes osteuropäische Geschichte, die Festsetzung ihres Gebietes und Inhaltes unter dem Gesichtswinkel der byzantinischen und römischen Einflüsse, dieses Interesse, das sich in einer ganzen Reihe von Vorträgen hierüber auf Historiker-Kongressen (O. Halecki auf dem 5. Internationalen Historiker-Kongreß 1923 in Brüssel. J. Pfitzner auf dem 18. Deutschen Historiker-Tag zu Göttingen 1932, J. Bidlo auf dem 7. Internationalen Historiker-Kongreß in Warschau 1933) und in den sich anknüpfenden Polemiken gezeigt hat, konnte eine Lösung dieser Fragen bisher nicht herbeiführen.

Auf dem Internationalen Historiker-Kongreß in Warschau hielt Bidlo einen sehr interessanten Vortrag über „Was ist die osteuropäische Geschichte?“.[73] Er ging von der berechtigten Annahme aus, daß sich die europäisch-amerikanische Kulturwelt in zwei Kulturgebiete: das romanisch-germanische und griechisch-slavische, teile. Zur griechisch-slavischen oder osteuropäischen Kultur gehören die orthodoxen Slaven. Diese Behauptung muß jedoch eingeschränkt werden. Auch das Vorhandensein von Übergangsgebieten, die vom Standpunkt der kulturellen Einflüsse gemischt sind und zwischen der romanisch-germanischen und griechisch-slavischen Welt liegen, hätte berücksichtigt werden müssen. In erster Linie gehört hierher die Ukraine. Sie war ja dasjenige Gebiet, wo sich ostbyzantinische und weströmische Einflüsse kreuzten. Auf ukrainischem und weißrussischem Boden vollzog sich der Kampf zwischen der griechischen Orthodoxie und dem römischen Katholizismus. Über 200 Jahre lang wurde der größte Teil der ukrainischen und weißrussischen Gebiete von der kirchlichen Union beherrscht, und sie hat sich heute noch in den westukrainischen Ländern, in Galizien und Karpatho-Rußland, gehalten. Die Ukraine kann daher nicht als das ausschließliche Einflußgebiet byzantinischer Einflüsse angesprochen werden. Bidlo teilt die osteuropäische Geschichte seit dem 3. Jahrhundert in 11 Perioden, die verschiedene Perioden in der Entwicklung von Byzanz und der sich unter byzantinischem politischen und kulturellen Einfluß befindlichen Gebieten darstellen. Diese Einteilung ist im allgemeinen richtig, besonders in ihren ersten Punk-

[73] Inhaltsangabe in Résumés des Communications au Congrès, Bd. 2, Warschau 1933, S. 197—207, und Slavische Rundschau, Prag 1933, Nr. 6.

ten. Was aber die Stellung der Ukraine darin anbelangt, so erheben sich einige Bedenken. In der fünften Periode, der glücklichsten und ruhmreichsten für Byzanz (seit dem Ende des 9. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts) wird ein bedeutender Teil der Slaven: Bulgaren, Serben und Russen, christianisiert. Die byzantinische Kultur gewinnt Einfluß auf „Rußland", das eine gewisse Synthese zwischen der slavisch-normannisch-byzantinischen Kultur darstellt. Die Schwierigkeiten der Wiedergabe der Termini Ruś und Rossija in den nichtslavischen Sprachen läßt gewisse Unklarheiten aufkommen, was hier unter „Rußland" zu verstehen ist. Man würde meinen — die Kiever Ruś, die auch in der nächsten Periode, der sechsten, in Erscheinung tritt. Aber es heißt hier, daß die „Russen" (im 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts wohl) nicht nur mit den Turkotataren, sondern auch mit den Polen, Schweden und Deutschen zu kämpfen hatten, was auf die nördliche Ruś, die Novgoroder, hinweisen würde. In der siebenten Periode, in der Rußland teils unter die Tatarenherrschaft gelangt, teils allmählich an Polen und Litauen fällt, verschiebt sich das politische und kulturelle Leben in „Rußland" allmählich nach Moskau, das zum Zentrum eines neuen starken Staates und einer nationalen osteuropäischen Kultur wird. In der achten Periode unterliegt das südliche Gebiet der osteuropäischen Kultur, d. h. Byzanz selbst, der Herrschaft der Türken, und der westliche Teil des nördlichen Gebiets (Weißrußland und die Ukraine) kommt an das katholische Polen und Litauen. Dadurch unterliegen diese Gebiete dem Einfluß der westeuropäischen Kultur. Unterdessen vergrößert sich die Macht Moskaus und es wird zu einem Schirmherrn des von den Byzantinern selbst im Stich gelassenen Glaubens und zum wichtigsten Repräsentanten der osteuropäischen Kultur. In der neunten Periode läßt sich ein Niedergang der osteuropäischen Kultur feststellen. Während sie unter der Türkenherrschaft allmählich erstarrt, nimmt sie im Moskauer Staat eine freie Weiterentwicklung. Die Moskauer „Russen" bereiten sich ideell zur Befreiung der Balkanchristen vor, in erster Linie streben sie aber eine Befreiung der „Russen" aus der polnisch-litauischen Herrschaft an und sie erobern sich die linksufrige Ukraine. In der zehnten Periode, der Zeit der großen Kulturkrise, die durch die Reformen Peters des Großen entsteht, beginnt die Europäisierung. In der elften Periode wird Rußland in seiner auswärtigen Politik zu einem euro-

päischen Staatswesen, innenpolitisch bereitet sich aber ein scharfer Konflikt und Kampf vor zwischen den Anhängern der Europäisierung und ihren Gegnern, den Verfechtern der byzantinisch-russischen Kultur, die von der Kirche und der herrschenden Theokratie geschützt werden. Im Weltkrieg erreicht dieser Konflikt seinen Höhepunkt, als die Monarchie gestürzt wurde und die bolschewistische Revolution anbrach.

Wenn wir uns das von Bidlo vorgelegte Schema und seine Einteilung in Perioden näher ansehen, so scheint es, daß er der Tradition der russischen Geschichtsforschung folgend, nur den einen Staat Rußland und das russische Volk im Auge hat. Es mag sein, daß daran die übliche Terminologie selbst schuld ist, die im Deutschen, Französischen und Tschechischen keinen Unterschied zwischen den Begriffen Ruś und Rossija macht. Eine noch größere Unklarheit entsteht, wenn Bidlo die russische Kultur als eine einheitliche im Verlaufe von tausend Jahren behandelt. Uns scheint, daß er damit den Begriff der sogenannten gemeinrussischen Kultur, über welche russische Gelehrte zu sprechen pflegen, als einer gemeinsamen, von allen drei „russischen" Völkern gemeinsam geschaffenen und einer vom Kiever Staat bis zum Petersburger Imperium einheitlichen, im Auge hat. In Wirklichkeit bestehen aber, wie es z. B. aus der hier gebotenen Übersicht hervorgeht, wenigstens zwei nationale Kulturen, die Kultur des ukrainischen Volkes und die des russischen Volkes. Sie haben sich beide auf einer byzantinischen Grundlage entwickelt (wobei die Großrussen, das historisch jüngere Volk, die byzantinische Kultur über Kiev, d. h. durch ukrainische Vermittlung, erhielten). Die Großrussen ließen aber, wie Bidlo mit Recht hervorhebt, die byzantinischen Einflüsse auf kirchlichem Gebiet erstarren, sie unterlagen dem starken tatarischen Einfluß. Schließlich entstand als Ergebnis der Kreuzung dieser beiden östlichen Einflüsse der eigenartige Moskauer nationale Kulturtypus, den Peter I. an der Schwelle des 17. und 18. Jahrhunderts durch radikale Mittel zu europäisieren versuchte. Die Ukrainer dagegen unterhielten seit den Anfängen ihrer Geschichte enge Beziehungen zum Westen sowohl in der Kiever Periode als auch in der galizisch-wolhynischen. Als ein Teil der Ukraine zum polnisch-litauischen Staat gehörte, wurde sie immer stärker in den westeuropäischen Kulturkreis hineingezogen. sie nahm teil an dem Humanismus und der Reformation und schuf sich einen besonderen Kul-

turtypus. Ukrainische Wissenschaftler, die seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Moskau als Kulturträger wirkten, waren einige Jahrzehnte vor den Reformen Peters I. die berufensten Vertreter westeuropäischer Anschauungen und Begriffe. Wir könnten mit Bidlo einverstanden sein, wenn er unter „gemeinrussischer Kultur" nur die der kaiserlichen Periode Rußlands verstehen würde, als sich eine allgemeine, übernationale Reichskultur herausbildete, die allen Gebieten und Völkern, soweit sie zum russischen Imperium gehörten, ihren Stempel aufdrückte. Diese Kultur macht sich auch heute fühlbar in allen Staaten, die sich nach dem Weltkrieg von Rußland lösten, sie wird noch lange im Leben der Intelligenz eine Rolle spielen. Aber diese Kultur drang nicht in die Volksmassen, sie blieb Finnland, Polen und der Ukraine fremd, aber auch dem einfachen Großrussen, denn sie war für ihn eine rein äußerliche und berührte sein Leben nur oberflächlich. Man dürfte meinen, daß für Bidlo nicht diese Reichskultur, die heutzutage von der proletarischen abgelöst wurde, von Bedeutung ist, sondern die von einem jeden der osteuropäischen Völker im Laufe ihrer langen Geschichte geschaffene nationale Kultur. In diesem Falle wäre es besser gewesen, nicht nur von der russischen Kultur, der Kultur des großrussischen Volkes zu sprechen, sondern im allgemeinen die Kultur der Völker Osteuropas so zu behandeln, wie man von einer skandinavischen oder spanisch-iberischen Kultur spricht. Auf jeden Fall muß aber der Terminus russisch geklärt werden, um Unklarheiten und Mißverständnissen vorzubeugen.

Unter den Großrussen selbst setzt sich neuerdings immer mehr die Ansicht durch, daß jene Erscheinungen, die man gewöhnlich als russische Kultur, russische Literatur und Kunst anspricht, ihrem Wesen nach Schöpfungen des großrussischen Volkes sind und nicht der drei slavischen Völker Osteuropas, die zum russischen Staat gehören.

Die Ukrainer und Weißrussen mit ihrer eigenen nationalen Kulturtradition wurden nicht assimiliert. Sie gingen nicht im großrussischen Meer unter und sie bewahrten sich ihre eigene Physiognomie, ihren eigenen nationalen Kulturtypus und — eine eigene Stellung in der Geschichte. Daher wäre es richtig, sich bei der Darlegung der Geschichte Osteuropas und ihrer Perioden an das von Hruševśkyj gut begründete und zum Teil durchgeführte Schema zu halten. Es ist höchste Zeit, die Geschichte eines

jeden dieser drei ostslavischen Völker einzeln zu behandeln und, wenn man über die Geschichte des russischen Staates schreibt, sie mit der Geschichte des großrussischen Volkes zu verbinden. Es geht nicht an, daß man den Kiever Staat der großrussischen Geschichte einverleibt, denn er war eine Schöpfung des ukrainischen Volkes und gehört nur diesem allein.

Die Glaubensfreiheit in den Städten Polens.

Von

Karl Völker, Wien.

Als Träger der Reformation in Polen traten Adel und Bürgertum hervor. Der Umkreis ihrer Betätigung für die neue Lehre war durch das Ausmaß der Glaubensfreiheit, das ihnen eingeräumt wurde, bedingt. Hinsichtlich des Adels hat die Forschung die näheren hier in Betracht kommenden Begleitumstände genügend geklärt. Hingegen besteht hinsichtlich des Bürgertums noch keine volle Übereinstimmung. Die Hauptschwierigkeit ergibt sich aus dem Umstand, daß die für unsere Fragestellung maßgebende Gesetzgebung in besonderer Weise den Bedürfnissen des Adels als des entscheidenden Faktors im polnischen Staatswesen Rechnung trägt, dagegen auf das Bürgertum nicht im entferntesten auch nur annähernd ebenso Bedacht nimmt. Ungeachtet dieser Ungleichheit der Rechtslage stellte sich im Laufe der Zeit der Tatbestand ein, daß der bevorzugte Adel bis auf verschwindende Reste dem Protestantismus den Rücken kehrte, während das Bürgertum in einzelnen Städten bei ihm ausharrte. Bei der Wiederherstellung der alten Dissidentenrechte im 18. Jahrhundert handelte es sich in der Hauptsache um die ungeschmälerte Zulassung des evangelischen Gottesdienstes in den Städten, wohingegen im Reformationszeitalter der Schwerpunkt auf den ländlichen Gemeindegründungen des adeligen Patronates lag. Unter Sigismund August traten für die Freiheit der evangelischen Verkündigung vor allem adelige Abgeordnete auf den Reichstagen in die Schranken, unter Stanislaw August Poniatowski waren es in erster Linie deutsche Bürger, die es sich angelegen sein ließen, für die Errichtung evangelischer Stadtgemeinden die Rechtsgrundlage zu sichern. In diesem Wechsel der Szenerie prägte sich zugleich eine Eigentümlichkeit des Protestantismus in Polen aus. Eine Untersuchung über die Glaubensfreiheit in den

Städten Polens trifft demnach ein Kernproblem seiner Geschichte.

Die Reformation fällt zeitlich mit einer folgenschweren Krise, in welche die Städte Polens geraten waren, zusammen. Ihre Ursache war mannigfacher Art:

a) Wirtschaftlich machten sich ungeachtet anscheinender Blüte bereits die schädlichen Wirkungen einerseits des politischen Umschwunges auf dem Balkan infolge der Besitzergreifung Konstantinopels durch die Türken und andererseits der Verschiebung des Haupthandelsweges nach den neu entdeckten Erdteilen deutlich bemerkbar, insofern der Transitverkehr der Waren zurückging.[1]

b) Politisch trat die Einschränkung der Selbstverwaltung noch deutlicher als es bisher der Fall war in Erscheinung. Die Zeiten, da die Bürgerschaft auf Grund des Magdeburger und sonstigen deutschen Rechtes ihr Gemeinwesen mehr oder weniger nach eigenem Ermessen gestalten konnte, waren längst vorüber. Hinsichtlich der Gerichtsbarkeit, der ländlichen Grunderwerbung, ja selbst der Warenpreisbildung war sie in Abhängigkeit von außerhalb ihres Bereiches stehenden Instanzen geraten. So wurde bereits 1451 auf dem Reichstag in Korczyn bestimmt, daß der Woiwode das Recht habe, Bürger und Städter, die seinen Verfügungen sich widersetzen, zu bestrafen.[2] Gemäß den Statuten Johann Alberts aus dem Jahre 1496 wurde den Städtern der Besitz von Liegenschaften, die dem Landrecht unterworfen sind, untersagt.[3] Der Reichstag in Piotrków (1538) setzte wegen Überschreitung der festgesetzten Preise Geldstrafen für die Bürger fest, wobei er in dieser Hinsicht auch den geistlichen und adeligen Stadtherren die gleichen Befugnisse, die dem Woiwoden in königlichen Städten gebühren, zusicherte.[4] Der Wirkungskreis des Gemeinderates und der städtischen Behörden wurde im Zuge solcher und ähnlicher Verfügungen immer mehr eingeengt. Dieser Gang der Ereignisse hängt auch damit zusammen, daß es die Städte versäumten, sich rechtzeitig das Mitbestimmungsrecht bei den Reichstagen zu sichern. Die wenigen Abgeordneten der Bürgerschaften von Krakau, Warschau u. a.[5] übten auf die Gestaltung der Gesetzgebung nicht den geringsten Einfluß aus.

[1] W. Surowiecki: O upadku przemysłu i handlu miast w Polsce, Ausg. von K. I. Turowski, 1861, S. 121 ff.

[2] Volumina legum, 1, S. 72.

[3] Ebd., S. 124.

[4] Ebd., 258.

[5] Ebd., 2, S. 87 ff. Der Lubliner Akt trägt auch die Unterschrift von Städtevertretern.

c) Die politische Zurückdrängung der Städte war mitbedingt durch die soziale Umschichtung der Stadtbewohner. Wie im ganzen Reich schob sich auch hier der Adel als bestimmender Faktor in den Vordergrund. Während der Bürgerschaft das Ausgreifen über die Grenzen ihrer Gemeinwesen untersagt wurde, setzte sich der Adel in den Städten fest. Sigismund August gestattete 1552 dem Adel ausdrücklich den Ankauf von Plätzen, Häusern, Warenniederlagen in den Städten.[6] Dadurch erlangte die Schlachta die Möglichkeit, sich im öffentlichen und privaten Leben der Städte zur Geltung zu bringen, zumal sich zwischen ihm und besonders der wohlhabenderen Bürgerschaft auch gesellschaftliche Beziehungen ergaben. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht befand sich der Adel in einer günstigeren Lage, da er seine landwirtschaftlichen Produkte ohne Vermittlung der städtischen Kaufleute auf den Markt bringen konnte, um so mehr als er auch im Stadtbereich sich bei der Abwicklung von Geschäften frei bewegen konnte. Der Vorsprung des Adels bewog vermögendere Bürger, die Nobilitierung anzustreben.

d) Die Städte erfuhren in jener Zeit auch eine nationale Umformung. Die ursprünglich rein deutschen Bürgerfamilien, als die Träger des Wohlstandes und der Kultur daselbst tonangebend, hatten sich allmählich den Verhältnissen ihrer neuen Heimat so weit innerlich angepaßt, daß sie in die ihnen zunächst wesensfremde Geistesart ihrer Umwelt einzudringen begannen. Der steigende Einfluß der Schlachta, der führenden bodenständigen Gesellschaftsschicht, begünstigte den Polonisierungsprozeß in den Städten, zumal jene im Kampfe gegen diese nationale Momente geltend machte. Dem deutschen Bürgerstand trat ein polnischer entgegen. Die Krakauer Zünfte waren z. B. gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts bereits zum größten Teil polonisiert.[7] Aus der Art, wie Sigismund I. am 19. Februar 1537 den Streit um die deutsche Predigt in Krakau schlichtete, wird ersichtlich, wie sehr sich das deutsche Element daselbst bereits in der Defensive befand. Danach sollte in der Marienkirche am Vormittag nur polnisch und am Nachmittag nur deutsch und in der Barbarakirche in umgekehrter Reihenfolge gepredigt werden.[8] In der Hauptkirche der städtischen Bevölkerung erhielt durch diese Verfügung die polnische Predigt das entscheidende Übergewicht.

---

[6] Ebd., S. 8.

[7] R. F. Kaindl: Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, I, 1907, S. 147.

[8] Ebd., S. 145.

Welche Folgewirkungen ergaben sich aus diesen Umständen für die Verbreitung der Reformation in den Städten Polens?

Wenn auch der deutsche Einfluß in den Städten Polens zurückgedrängt wurde, so war das Deutschtum daselbst doch noch so stark, daß es ein Faktor blieb, dem man Rechnung tragen mußte. Die geistigen Beziehungen mit dem Mutterlande bestanden weiter fort. Die Fäden liefen herüber und hinüber. Aber auch der polnische Bürger war in seinen Handelsinteressen, zumal in Anbetracht der Zeitlage, auf den Verkehr mit Deutschland angewiesen. So ergab es sich von selbst, daß auf diesem Wege reformatorische Gedanken nach Polen eindrangen. Der Buchhandel, auf das allerengste mit der Buchdruckerkunst verbunden, hatte daran seinen besonderen Anteil. Die ersten bedeutenden Vertreter dieses Handelszweiges in Krakau, Zachäus Keßner, Georg Pfennig, Johann Haller, Florian Ungler, die Familie Scharfenberg u. a., waren zum größten Teil eben erst aus Deutschland eingewandert.[9] Bürger ließen ihre Söhne an lutherischen Hochschulen im Reich studieren, wodurch ebenfalls unmittelbare geistige Verbindungsmöglichkeiten hergestellt wurden. Unter den Studierenden, die Luthers Leiche nach Wittenberg einholten, befand sich bezeichnenderweise der Sohn des Warschauer Bürgermeisters Georg Bornbach.[10] So wuchs der Kreis der Anhänger der neuen Lehre in den Städten Polens stetig an.

Wie war es nun um deren Glaubensfreiheit bestellt? Besaßen sie die Möglichkeit, sich zu Gemeinden mit ungehinderter Kultusübung zusammenzuschließen? An sich wäre die Zulassung eines von der römischen Praxis abweichenden Gottesdienstes in Polen keine Neuerung gewesen. Bei der Besetzung von Rotrußland sicherte Kasimir d. Gr. der schismatischen Kirche volle Religionsfreiheit zu; daran wurde auch in der Folgezeit nicht gerüttelt. In Lemberg bestanden sogar drei gesonderte Kirchengemeinschaften nebeneinander; die monophysitischen Armenier errichteten hier mit Zustimmung Kasimirs 1367 ein Bistum,[11] also noch bevor die Lateiner ein solches erhielten (1415). Bei den Evangelischen lagen die Dinge aber doch anders. Die Anerkennung der Schismatiker erfolgte im Zusammenhang umfassenderer staatspolitischer Maßnahmen, freilich im

---

[9] J. Ptaśnik: Drukarze różnowiercy w Krakowie wieku XVI. In: Reformacja w Polsce, I, 1921, S. 181—188. Ders.: Księgarzy różnowiercy w Krakowie w XVI wieku. Ebd., S. 43—50.

[10] Th. Wotschke: Geschichte der Reformation in Polen, S. 86.

[11] Czesław Lechicki: Kościół ormiański w Polsce, 1928, S. 33.

Gegensatz zur päpstlichen Orientpolitik, die von einem mit dem Heiligen Stuhl unierten Rotrußland die Niederringung des Schismas erhoffte.[12] Bei den Evangelischen lagen aber die Voraussetzungen doch anders. Rechtlich angesehen galt der Protestantismus für den polnischen Staat zunächst als eine von der alten Kirche abgefallene Ketzerei, deren Zulassung eine Kampfansage gegen den Papst bedeutet hätte. Andererseits genossen bestimmte Gesellschaftskreise in Polen eine rechtlich verbürgte so weit gehende Bewegungsfreiheit, daß einseitigen Zugriffen des Staates selbst zu Gunsten der römischen Kirche Schranken gezogen waren. Welche Folgerungen ergaben sich von hier aus für die Errichtung eines evangelischen Kirchenwesens in den Städten?

Die Lösung wäre verhältnismäßig einfach gewesen, wenn die Gemeinderäte etwa in der Art der freien Reichsstädte des Deutschen Reiches über das Patronatsrecht hätten verfügen können. Alsdann hätten sie wenigstens an die Kirchen, die ihrer unmittelbaren Betreuung unterstanden, an Stelle der katholischen Priester evangelische Prediger berufen können. Aber so weit reichten nicht die Befugnisse der Stadtvertreter. In den königlichen Städten lag die Besetzung geistlicher Stellen in den Händen des Herrschers, der seine Rechte durch den Starosten bzw. Woiwoden ausübte, in den anderen, die einem geistlichen oder adeligen Grundherrn unterstanden, hatten diese das entscheidende Wort mitzureden. In der Stadtkirche der königlichen Stadt Fraustadt hielt dessenungeachtet nach dem Tode des altgläubigen Pfarrers (1552) der evangelische Prädikant Joachim Weißhaupt als Pfarrherr seinen Einzug, worauf daselbst durch ein halbes Jahrhundert im Sinne Luthers gepredigt wurde; der als Kirchenliederdichter weithin bekannte Valerius Herberger bekleidete seit 1590 dieses Amt. Aber Fraustadt nahm mit seiner rein deutschen Einwohnerschaft dicht an der schlesischen Grenze eine Sonderstellung ein.[13] Der Rat dieser Stadt, der sich übrigens auf ein gewisses Mitbestimmungsrecht bei der Besetzung der Pfarrstellen von früher her berufen konnte, war ungebundener als die Vertretungskörper anderer städtischen Gemeinwesen.

Anderswo blieb den evangelischen Städtern nichts anderes übrig, als daß sie ein eigenes Gotteshaus zur Pflege ihres Glaubens errichteten, zumal die Bürgerschaft nicht

---

[12] K. Völker: Kirchengeschichte Polens, 1930, S. 67 ff.

[13] Franz Lüdtke und W. Bickerich: Valerius Herberger und seine Zeit, 1927, S. 9 f., 24, 29.

so geschlossen wie in Fraustadt sich zur neuen Lehre hielt. Da kam nun den Evangelischen der Umstand zustatten, daß der Adel in den Städten festen Fuß gefaßt hatte. Evangelische Adelige und gleichgesinnte Bürger schlossen sich zur Pflege ihres gemeinsamen Glaubens zusammen. Durch die Vorzugsstellung der Schlachta im Staatsganzen erhielt dieses Unternehmen eine gewisse festere Grundlage. An deren Glaubensfreiheit hatten danach auch die Städter Anteil. Der Streit drehte sich in Polen nicht wie in anderen Ländern um die Freigabe eines evangelischen Bekenntnisses, sondern um die Beseitigung der bischöflichen Gerichtsbarkeit, die der Ausbreitung der neuen Lehre im Wege stand. In den Städten gestalteten sich allerdings die Dinge in dieser Hinsicht weniger verwickelt als auf den Besitzungen des protestantischen Adels. Es fielen nämlich bei der Errichtung evangelischer Gotteshäuser die Schwierigkeiten, die sich aus dem adeligen Patronat ergaben, fort. Durch die Berufung von Prädikanten für die evangelischen Städter wurden nicht, wie auf dem Lande, geistliche Stellen der römischen Kirche entzogen. Zwischen dem protestantischen Adel und dem Episkopat erwuchsen hingegen schwere Mißhelligkeiten, weil jener sich über das Bestätigungsrecht der Bischöfe bei der Vergebung von Patronatspfarreien glatt hinwegsetzte und auf eigene Faust evangelische Seelsorger in die Pfarrkirchen einrücken ließ. Aber den Bischöfen stand andererseits auch in den Städten das Recht zu, Irrgläubige, nicht nur Kleriker, vor ihr Forum zu laden, wie z. B. aus dem Prozeß, der 1535 den Posner Bürgern Michael Werner, Stanislaus Unger, Heinrich Falkner u. a. gemacht wurde,[14] hervorgeht. Infolgedessen bedeutete die Entscheidung Sigismund Augusts im Jahre 1565, wonach die staatlichen Behörden die Urteile geistlicher Gerichte nicht mehr vollstrecken sollten,[15] auch für die evangelischen Städter eine erhebliche Entspannung, wiewohl ihnen keinerlei Sonderrechte ausdrücklich zugebilligt wurden.

Eine Ausnahme bildete die evangelische Gemeinde in Krakau. Am 8. August 1569 gestattete Sigismund August auf dem Reichstag zu Lublin, „durch die Bitten mehrerer seiner Räte bewogen“, „allen zu den Dogmen und Einrichtungen des einst verehrten Vaters Johannes Calvin sich bekennenden Christen“ in Krakau und Umgebung die Er-

[14] Th. Wotschke: Die Reformation im Lande Posen, 1913, S. 11.
[15] K. Völker, a. a. O., S. 154.

richtung eines Friedhofes.[16] Am 2. Mai 1572 fügte er gelegentlich des Warschauer Reichstages noch die Bestätigung des von diesem den Evangelischen der Krönungsstadt erstandenen Bethauses unter gleichzeitiger Zusage freier Religionsübung hinzu.[17] Von der ersten Urkunde weicht diese insofern etwas ab, als sie sämtliche Unterzeichner des Sendomirer Bekenntnisses, also auch Lutheraner und böhmische Brüder, mit einschließt. Als Beweggrund für dieses Entgegenkommen gibt der König die Abwehr etwaiger Störungen der öffentlichen Ruhe infolge der vorhandenen religiösen Spannungen an. Die Androhung von Vergeltungsmaßnahmen von Amts wegen im Falle feindlicher Handlungsweisen gegenüber den Evangelischen — der Krakauer Bischof wird in diesem Zusammenhang ebenfalls genannt — verlieh der evangelischen Gemeinde in Krakau, die 1570 auf der St. Johannsgasse ein Haus, Brog genannt, erstanden hatte,[18] ein bedeutendes Maß von Sicherheit. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß der König in beiden Fällen dem Druck adeliger Fürsprecher, deren Unterstützung er bei den Reichstagsverhandlungen benötigte, nachgab. Aus der Kollektenliste anläßlich des Ankaufs des Brog wird deutlich, wie sehr der Adel in der Krakauer evangelischen Gemeinde im Vordergrund stand. Der Kastellan Martin Zborowski eröffnet die Reihe der Spender mit 1000 Gulden; es folgt der Woiwode Stanislaus Myszkowski mit 500 fl.; erst in einem weiten Abstand treten Namen deutscher Bürger, wie Woltin, Fugelweder, Raup, Richter, Gutterer, mit geringen Beträgen auf. Den Stein brachte zwar der Sproß aus einem deutschen Bürgergeschlecht Johann Boner ins Rollen, indem er den evangelischen Glaubensgenossen in seinem Garten einen Platz zur Abhaltung von Gottesdiensten überwies;[20] aber dieser Förderer protestantischen Lebens war selbst bereits in den Adelsstand erhoben worden, wie auch sonst Adelige ihre schützende Hand über der Krakauer Gemeinde hielten. Um 1565 fanden sich die Protestanten im Hause Tenczynskis zusammen.[21] Immerhin umschloß die Krakauer Gemeinde Angehörige beider Gesellschaftsklassen und Nationen, was auch in der Zweisprachigkeit der Predigten zur Geltung kam.

---

[16] Adalb. Wengierski: Chronik der evangelischen Gemeinde zu Krakau, deutsch bearb. von K. F. W. Altmann, 1880, S. 15 f.

[17] Ebd., S. 18 ff.

[18] Ebd., S. 17.

[19] Ebd., S. 13 f.

[20] Ebd., S. 8.

[21] Leon Wachholz: Z dzieju zboru ewangelickiego w Krakowie. In: Reform. w Polsce, I, S. 268.

Nicht um vieles anders gestalteten sich die Dinge in anderen polnischen Städten. Als die Lutheraner in Posen 1554 im Hause des Bürgers Jakob Grützer Privatgottesdienste abhielten, zog sie Bischof Andreas Czarnkowski vor sein Gericht,[22] ebenso schritt er gegen die Brüder ein;[23] er mußte aber seine Angriffe einstellen, als sich der Woiwode Stanislaus Górka jener und der General Jakob Ostrorog dieser annahm.[24] Unter dem Schutze der beiden Magnaten, denen andere Adelige, wie Raphael Leszczyński, Lukas Jankowski, an die Seite traten,[25] richteten die Evangelischen in Posen ihren Gottesdienst ein. In der königlichen Stadt Meseritz (Międzyrzec) schützte der evangelische Schloßhauptmann Nikolaus Myszkowski den Rat, als dieser 1555 sogar an die Pfarrkirche einen neugläubigen Prediger berief.[26] Daß die evangelisch gewordenen Grundherren in den ihnen unterstehenden Städten, wie Birnbaum (Międzychód), Grätz (Grodzisk), Pleschen (Marszewo) u. a. ihre Patronatsrechte zu Gunsten der neuen Lehre ausübten, versteht sich unter diesen Umständen von selbst. In Lissa (Leszno), dem geistigen Mittelpunkt des großpolnischen Protestantismus, richteten sich die drei rechtgläubigen reformatorischen Bekenntnisse mit deutschem, polnischem und tschechischem Gottesdienst unter dem Schutz des Grafen Raphael Leszczyński[27] um 1555 gottesdienstlich ein. Zum Beweis dafür, daß in den übrigen Provinzen des Reiches die protestantischen Gemeindebildungen in den Städten in der gleichen Weise erfolgten, sei auf Lublin in Kleinpolen und Wilna in Litauen verwiesen. Hier fanden sich die Evangelischen seit 1553 im Schloß des Fürsten Nikolaus Radziwill des Schwarzen, des einflußreichsten Politikers des Großherzogtums, zu ihren öffentlichen Andachten regelmäßig zusammen,[28] dort nahm der Woiwode von Bełz Stanislaus Tęczyński die sich bildende Gemeinde in seinem Hause auf.[29] Die arianischen Gemeinschaften in den Städten traten unter den gleichen Vorbedingungen ins Leben.

Der Protestantismus stützte sich demnach in den Städten Polens auf die gleichen Rechtsgrundlagen wie auf dem

---

[22] Th. Wotschke: Die Reformation im Lande Posen, S. 25.
[23] Ebd., S. 22 ff.
[24] Ebd., S. 26.
[25] Ebd., S. 28.
[26] Ebd., S. 29.
[27] W. Bickerich: Aus Lissas kirchlicher Vergangenheit, Heft 1, S. 3.
[28] H. M(erczynk): Zbory i senatorowie protestanccy w dawnej Polsce, 1905, S. 225.
[29] A. Kossowski: Protestantyzm w Lublinie i w Lubelskiem w XVI—XVII w., 1932, S. 29.

flachen Lande. Die Vorzugsstellung des Adels im öffentlichen Leben sicherte ihm hier wie dort seinen Bestand. Die Wesensart der Gemeinden war jedoch in beiden Fällen eine andere. Die Landgemeinden erscheinen als ausschließliche Stiftungen der adeligen Grundherren, die für ihre Erhaltung aufkamen, wohingegen in den Städten die Bürgerschaft einen bedeutsamen Teil der Kosten auf sich nahm. Dieser Umstand bringt es auch mit sich, daß in den Stadtgemeinden das deutsche Element oft in entscheidender Weise hervortrat, wohingegen auf dem Lande fast durchweg nur in polnischer Sprache die Predigt erfolgte. Nach außen hin bestand aber hinsichtlich der Rechtslage zwischen beiden so gut wie kein Unterschied. Der Kampf des Adels um die Freiheit der evangelischen Wortverkündigung galt ebenso dem evangelischen Gottesdienst in den Städten wie auf dem Lande. Von einem etwaigen selbständigen Hervortreten evangelischer Bürger zu Gunsten ihres Glaubens kann nicht die Rede sein. So bildete die Warschauer Konföderation vom 28. Januar 1573 sowie der auf ihr fußende Krönungseid der Herrscher von Heinrich von Valois an auch die Rechtsgrundlage des evangelischen Gemeindewesens in den Städten.[30]

Die Protestanten Polens betrachteten beides als die magna charta ihrer Glaubensfreiheit. Von anderweitigen Religionsedikten unterschieden sich diese Kundmachungen durch ihren negativen Charakter. Es wird hier nämlich nicht wie in verwandten Entscheidungen dieser Art einem bestimmten evangelischen Bekenntnis die freie Betätigung zugesichert, sondern es wird lediglich die Zusage gemacht, daß die in der Religion Dissidierenden deshalb von Staats wegen nicht belästigt werden sollen. Die in Warschau Konföderierten gelobten, sich wegen ihrer abweichenden religiösen Überzeugung nicht zu befehden, die Könige verpflichteten sich, unter den Dissidenten „Frieden und Ruhe" mit starker Hand aufrechtzuerhalten. Diese allgemeinen Bestimmungen konnte man gewiß im Sinne voller Glaubens- und Gewissensfreiheit deuten; infolge seiner unbestimmten Fassung ließ aber die „pax dissidentium" auch eine willkürliche Auslegung entgegengesetzter Art zu.[31] Wie die Dinge nun einmal in Polen lagen, hing alles davon ab, inwieweit der Protestantismus in der Lage war, Machtfaktoren für sich ins Treffen zu führen.

---

[30] Text der Warschauer Konfoederation bei I. Chrzanowski und St. Kot: Humanizm i reformacya w Polsce, 1927, S. 424; die Krönungseide in den Volum. legum bei den einzelnen Herrschern.

[31] K. Völker, a. a. O., S. 155 f.

Die Städte wurden in der Warschauer Konföderation nicht besonders erwähnt; dafür war auch kein Anlaß vorhanden. Es unterlag aber keinem Zweifel, daß sie in den Dissidentenfrieden mit eingeschlossen waren. In der Tat ließen die staatlichen Behörden zunächst den evangelischen Gottesdienst in den Städten unbehelligt, wie auch der katholische Adel im allgemeinen sich ruhig verhielt.

Für die Dauer erwies sich jedoch jene Rechtsgrundlage als völlig ungenügend. Solange einflußreiche Adelige das protestantische Kirchenwesen in den Städten schützten, ging alles glatt vonstatten. Der Rückschlag trat aber sofort ein, als sich die Reihen der Protektoren zu lichten begannen. Die Verschiebung der Machtverhältnisse bekamen die Evangelischen in den Städten sehr bald zu spüren. Nicht von seiten der legalen Amtstellen, die sich an die königliche Zusicherung des Dissidentenfriedens gebunden fühlten, wohl aber durch unverantwortliche Elemente, die sich andererseits der Gunst einflußreicher Kreise erfreuten.

Der Jesuit Peter Skarga, welcher der Warschauer Konföderation jegliche Rechtsgültigkeit absprach, wies in seinen zündenden Flugschriften mit besonderem Nachdruck auf die Unzulässigkeit des protestantischen Gottesdienstes in den königlichen Städten hin.[32] Wenn man von Krakau absieht, so konnten die evangelischen Städter tatsächlich kein sozusagen auf Namen lautendes Privileg daselbst für sich geltend machen. Selbst wenn man an der Rechtsverbindlichkeit der Warschauer Konföderation festhielt, war die von Skarga aufgeworfene Frage, ob sie als Rechtsgrundlage für die volle Glaubensfreiheit des Protestantismus in den königlichen Städten ausreiche, nicht glatt von der Hand zu weisen. Zur Aufrechterhaltung des Status quo, sofern durch das Gegenteil die öffentliche Ruhe gefährdet werden konnte, genügte sie zweifelsohne, aber eine lebensstarke Kirchengemeinschaft mußte darauf bedacht sein, sich stetig auszubauen. In dem Maße, als die schützende Hand des Adels zu schwach wurde, um von den evangelischen Gemeinden in den Städten die drohenden Gefahren abzuwenden, gerieten sie in eine schwere Krise.

Da die staatlichen Behörden von Gewaltmaßnahmen gegen „die Ketzer“ aus den oben erwähnten Gründen sich von sich aus fernhielten, griff die katholische Gegnerschaft zur Selbsthilfe. Auf Betreiben der unter Stefan Batory und Sigismund III. zu Macht und Ansehen emporgehobenen

---

[32] K. Völker: Die Gewissensfreiheit der Hörigen nach der Warschauer Konföderation vom 28. Januar 1573, in: ZoG., VI, 1932, S. 171.

Jesuitenpartei veranstalteten fanatisierte Volksmassen in den Städten Überfälle auf die gottesdienstlichen Gebäude der Evangelischen, um auf diese Weise die protestantische Glaubensfreiheit durch die Herbeiführung eines neuen Tatbestandes umzustoßen. In Posen wiederholten sich in der Zeit von 1593 bis 1616 die Angriffe gegen die Bethäuser der Lutheraner und böhmischen Brüder immer wieder von neuem, bis der evangelische Gottesdienst gänzlich eingestellt werden mußte, wiewohl die hart bedrängten Evangelischen zunächst ihre beschädigten Gotteshäuser wieder instand zu bringen sich nicht verdrießen ließen.[33] In Krakau setzte der Vorstoß der katholischen Volksmenge gegen den Brog bereits 1574 ein; 1577, 1578 und 1587 wiederholten sich die Pöbelausschreitungen, bis das Gebäude am 23. Mai 1591 endgültig dem Erdboden gleichgemacht wurde; in Alexandrowice, wohin der Gemeindedienst verlegt wurde, steckten Studenten das Bethaus am 14. Juni 1613 in Brand.[34] In Lublin war das evangelische Gemeindehaus 1611, 1614, 1620, 1627 und 1631 dem gleichen Schicksal ausgesetzt; das gottesdienstliche Leben der Evangelischen hörte auf.[35] Die Reformierten von Wilna mußten 1581, 1591, 1611, 1639 und 1682 das gleiche Ungemach über sich ergehen lassen.[36] An anderen Orten ging es nicht anders zu.

Wie verhielt sich die polnische Regierung zu diesen Vorkommnissen? In einer Reihe von Fällen ließ sie es an Verwarnungen nicht fehlen, zumal wenn adelige Fürsprecher beim König Klage führten. So sicherte Stefan Batory der Krakauer Gemeinde am 27. Oktober 1578 unter Strafandrohung gegen ihre Vergewaltiger ihren Besitzstand zu;[37] der Warschauer Reichstag erließ am 4. Mai 1593 unter dem Eindruck der Posener Vorgänge eine Verfügung gegen die Störer des Friedens;[38] wegen der Vorfälle in Lublin ordnete Sigismund III. am 20. Juli 1620 eine strenge Untersuchung und Bestrafung der Täter an;[39] über den Administrator der Wilnaer Diözese Wojna wurde 1591 sogar die Landesverweisung verhängt, als er sich weigerte, die an den anti-

---

[33] Wotschke, a. a. O., S. 92—97.

[34] Wengierski-Altmann, a. a. O., S. 24 f., 30 f., 40, 44, 61.

[35] Kossowski, a. a. O., S. 128, 133.

[36] H. M(erczynk), a. a. O., S. 225.

[37] Wengierski-Altmann, a. a. O., S. 32 ff. „Ne quisquam hominum audeat in Civitate eadem tumultus atit turbas aliquas excitare vel sediones facere quacumque ex causa sine privatae sine publicae rei, sine religionis etiam gratia.

[38] Volumina legum, II, S. 342: „Tumulty mają być hamowani i ci którzy tumultowali mają być karani."

[39] Kossowski, a. a. O., S. 128.

protestantischen Tumulten beteiligten Studenten auszuliefern.[40] Diese gelegentlich freundlichen Gesten[41] lenkten jedoch die Entwicklung von der nun einmal eingeschlagenen Bahn nicht ab. Die Beseitigung des evangelischen Gottesdienstes in den Städten entsprach schließlich dem Regierungsprogramm Sigismunds III., der die Wiederherstellung der katholischen Glaubenseinheit in Polen mit vollem Ernst anstrebte. In Regierungskreisen setzte sich im strikten Gegensatz zu der Denkweise vor einem halben Jahrhundert die Meinung fest, daß zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Ruhe im Innern die katholische Reaktion nicht in die Schranken gewiesen werden dürfe. So ließ man ihr freie Hand, bis ein Zustand geschaffen wurde, der eine gesetzliche Regelung erheischte.

Auf dem Konvokationsreichstag, der die Wahl Władysławs IV. vorbereitete, wurde gewissermaßen aus der Regierungstaktik des verstorbenen Königs Sigismund III. die Schlußfolgerung gezogen, indem in die Generalkonföderation die Bestimmung aufgenommen wurde, daß in den königlichen Städten zur Vermeidung von Tumulten keine weiteren evangelischen Gotteshäuser errichtet werden dürfen.[42] Den bestehenden wurde zwar ihr Besitzstand zugesichert, aber nur de usu und nicht de iure. In dem Verbot des Baues neuer lag gewissermaßen die freilich unausgesprochene Aufforderung an die Gegner der Evangelischen miteingeschlossen, sich der unliebsamen „ketzerischen" Gebäude im Wege der Selbsthilfe zu entledigen. Die Beschränkung der öffentlichen Religionsübung der evangelischen Städter auf den Status quo, wenn auch unter ausdrücklicher Zulassung der privaten, war um so bedenklicher, als sie mit der Aufrechterhaltung des Religionsfriedens, der Hauptforderung der seinerzeitigen Warschauer Konföderation, begründet wurde. Während man 1573 den Dissidentenfrieden nur unter Gewährung voller Glaubensfreiheit an die Protestanten sichern zu können glaubte, vertrat man 1632 den Standpunkt, daß die Ruhe im Innern deren Beschränkung nötig mache. Der Begriff „pax inter dissidentes de religione" im Krönungseid erfuhr nun eine willkürliche Auslegung, seit der Protestantismus die einflußreichen adeligen Förderer eingebüßt hatte. Bei den königlichen Städten setzt die rückläufige Gesetzgebung ein,

---

[40] H. M., a. a. O., S. 226.

[41] Der in Lublin auf Grund der königlichen Weisung 1620 durchgeführte Prozeß endete mit der Freilassung der Beschuldigten infolge mangelnder Beweise. Kossowski, a. a. O., S. 128.

[42] Volumina legum, III, S. 346.

da man auf die dortige Rechtslage unmittelbaren Einfluß von Amts wegen nehmen konnte. Das evangelische Kirchenwesen auf adeligem Grund und Boden schützte, soweit es noch vorhanden war, nach wie vor die Vormachtstellung der Schlachta.

Man blieb bei den Bestimmungen des Jahres 1632 nicht stehen. Bei der Generalkonföderation im Jahre 1668 wurde verfügt, daß im Herzogtum Masowien, also in der Reichshauptschaft Warschau, d. i. am Orte des königlichen Hoflagers, der evangelische Adel nur Privatgottesdienst unter Ausschluß der plebeischen Dienerschaft ohne Predigt und ohne Gesang abhalten dürfe.[43] Man berief sich hierbei auf Vorrechte des Herzogtums Masowien, dessen Adel in der Tat sich von allem Anfang von der neuen Lehre im allgemeinen ferngehalten hatte. Es sollte auf diese Weise etwaigen Bestrebungen der protestantisch gebliebenen Schlachta, welche die Politik in Warschau häufig zusammenführte, daselbst einen ständigen evangelischen Gottesdienst einzurichten, von vornherein ein Riegel vorgeschoben werden. Den Schlußpunkt bildete der vierte Artikel des Warschauer Traktates vom 3. Juli 1716.[44] Danach wurde den Dissidenten die Errichtung neuer Gotteshäuser untersagt und die Zerstörung der im Gegensatz zu den älteren Verfügungen aufgeführten verordnet. Ausdrücklich wird betont, daß den in den Städten zerstreut lebenden Evangelischen lediglich das religiöse Privatexerzitium, aber ohne Zusammenkünfte der Glaubensgenossen, also ohne Predigt und Gesang, gestattet sei. In der Konsequenz dieser Maßnahme liegt das Verbot der Förderung und Beherbergung protestantischer Prädikanten zum Zwecke der Abhaltung von Gottesdiensten. Wie ernst es den Gesetzgebern darum zu tun war, wird aus dem angedrohten Strafausmaß gegen Übertreter — Geldbuße, Einkerkerung, Landesverweisung — ersichtlich. Im Grunde genommen kam es also darauf hinaus, daß den evangelischen Städtern nur die Gewissens-, aber nicht die Glaubensfreiheit eingeräumt wurde. Ein protestantisches Gemeindeleben war unter diesen Umständen unmöglich gemacht worden. Es war einzelnen Evangelischen nicht untersagt, in den Städten Aufenthalt zu nehmen; sie machten sich aber sofort strafbar, wenn sie irgendwie mit ihrer Bekenntnisart hervortraten, ja selbst wenn mehrere in ihren Wohnungen zu gottesdienstlichen Zwecken sich zusammenfanden.

---

[43] Volumina legum, IV, S. 485.
[44] Ebd., VI, S. 124.

Aber selbst wenn die Evangelischen in den Städten sich mit ihrer Rechtlosigkeit in Glaubenssachen abfanden, wurden sie auch hinsichtlich ihrer bürgerlichen Rechte wegen ihres abweichenden Glaubensbekenntnisses empfindlich geschädigt. Unter dem Einfluß der erstarkten katholischen Reaktion schränkten die städtischen Behörden in ihrem Wirkungskreis die Bewegungsfreiheit der Dissidenten immer mehr ein. Die Chronik der evangelischen Gemeinde zu Krakau weiß von sich häufenden Überfällen auf Wohn- und Geschäftshäuser evangelischer Bürger in der Zeit von 1593 bis 1656 zu berichten.[45] Im Jahre 1624 faßte der Stadtrat von Krakau den Beschluß, den Evangelischen kein Bürgerrecht mehr zu verleihen und sie von den städtischen Immunitäten auszuschließen.[46] Auf die Weisung Władysławs IV. hob er zwar diese Bestimmung wieder auf; die Vorstellung des bischöflichen Offizials an die Zechen vom 7. Juni 1637, Ketzer in die Zünfte nicht aufzunehmen,[47] beleuchtet aber zur Genüge die Kursrichtung. In Posen drängte der Rat am 10. Februar 1610 der Goldschmiedeinnung an Stelle der evangelischen katholische Vorsteher auf[48] und verbot am 20. Juni 1619 die Erteilung des Bürgerrechts an Protestanten.[49] In Lublin wurden im Jahre 1693 die protestantischen Kaufleute aus allen öffentlichen Ämtern entfernt und zur Teilnahme an der Fronleichnamsprozession unter Strafandrohung genötigt.[50] In der Beschwerdeschrift der Dissidenten aus dem Jahre 1763, dem Todesjahr Augusts III., heißt es u. a.: „In einigen Städten und Dörfern müssen die Protestanten an dem Fronleichnamsfest und anderen Tagen den öffentlichen Prozessionen beiwohnen und Lichter tragen oder wohl gar niederknien."[51] Dieser gesteigerte Druck gerade hinsichtlich der zwangsweisen Teilnahme der Evangelischen an katholischen Kultusübungen hing mit der in Glaubensfragen alles beherrschenden Stellung des römischen Klerus zusammen, der sich im 18. Jahrhundert in Polen das Recht herausnahm, zur Befestigung der Machtposition der katholischen Staatsreligion auch in die kirchlichen Angelegenheiten der Dissidenten einzugreifen.[52] Von der einstigen Glaubensfreiheit war nur

---

[45] Wengierski-Altmann, a. a. O., S. 49, 56, 58, 69, 75, 81, 83.
[46] Ebd., S. 78 f.
[47] Ebd., S. 98.
[48] Wotschke, a. a. O., S. 96.
[49] Ebd., S. 98.
[50] Kossowski, a. a. O., S. 220.
[51] Th. Wotschke: Glaubensbedrückungen im 18. Jahrhundert, S. 9.
[52] K. Völker, a. a. O., S. 243.

ein ganz bescheidenes Ausmaß beschränkter Duldung übriggeblieben.

Dennoch verschwand der Protestantismus aus den Städten Polens nicht vollständig. Die Zugehörigkeit zum evangelischen Kirchentum war nicht, wie etwa in Österreich, verboten und seine gottesdienstliche Ausübung war nicht wie in Frankreich überhaupt unmöglich gemacht worden. Noch immer beschworen die Könige bei ihrer Krönung den Dissidentenfrieden, der allerdings im Laufe der Zeit eine völlig andere Deutung, als es seine ersten Anreger im Jahre 1573 haben wollten, erhalten hatte. Die Ausweisung der sogenannten Arianer 1658 konnte im Sinne der Duldung der Angehörigen der rechtgläubigen reformatorischen Bekenntniskirchen verstanden werden. Der Ausschluß der Protestanten von den städtischen Vorrechten bedeutete nicht das Verbot ihrer Niederlassung überhaupt; der Zwang zur Teilnahme an andersgläubigen kirchlichen Veranstaltungen wie der Druck überhaupt löst erfahrungsgemäß nicht selten ein gesteigertes konfessionelles Zugehörigkeitsgefühl aus, auch wenn man äußerlich nachgeben muß. Wirtschaftliche Interessen ließen übrigens städtischen Behörden vielfach rätlich erscheinen, den Bogen nicht zu überspannen. In Lublin belief sich z. B. die Zahl der evangelischen Handwerker bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts auf 12,81 Prozent.[53] Selbst in den Zeiten der schwersten antiprotestantischen Reaktion erfolgten gelegentlich amtliche Entscheidungen zu Gunsten der Evangelischen. So wurde den Reformierten in Wilna 1686 und den Lutheranern daselbst 1739 gestattet, ihr Gotteshaus wieder aufzubauen.[54] Den Lutheranern von Biala, das durch ihre Tuchindustrie weithin bekannt war, sicherte August II. durch den Schutzbrief vom 15. August 1730 freie Religionsübung zu.[55]

Es gab in Polen auch Städte, woselbst der Faden überhaupt nicht abriß. Um die Jahrhundertwende mußten die Protestanten in den königlichen Städten auf Weisung Sigismunds III. die ehemaligen katholischen Pfarrkirchen, die sie sich angeeignet hatten, wieder herausgeben. Daraufhin erbauten die heimatlos gewordenen Evangelischen in Fraustadt „das Kripplein Christi",[56] woselbst sie vom Christabend 1604 an — danach der Name des Gottes-

---

[53] Kossowski, a. a. O., S. 230.

[54] H. M., a. a. O., S. 226.

[55] J. A. Kolatschek: Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Biala in Galizien, 1860, S. 29.

[56] Lüdtke-Bickerich, a. a. O., S. 33 f.

hauses — ihre Gottesdienste feierten. In Meseritz, Schwerin (Skierczyn), Grätz (Grodzisk) richteten sich deren Glaubensgenossen in gleicher Weise ein.[57] Lissa (Leszno) weist ebenfalls eine seit dem 16. Jahrhundert ununterbrochene Geschichte des öffentlichen evangelischen Kirchenwesens auf. Unter dem Schutze des einflußreichen Grafengeschlechts Leszczyński legten bereits um 1555 deutsche Lutheraner und tschechische böhmische Brüder hierzu den Grund. Seine Lebensfähigkeit beweist die Umwandlung der dortigen Trivialschule in ein evangelisches Gymnasium im Jahre 1602 durch den Grafen Andreas.[58] Die Tatsache, daß der bedeutendste Schulmann seiner Zeit, Johann Amos Comenius, von 1628 bis 1641 das Rektorat dieser Lehranstalt verwaltete und daselbst einige seiner bedeutendsten Werke schuf,[59] läßt uns zur Genüge erkennen, daß unter günstigen äußeren Voraussetzungen selbst im Zeitalter der Gegenreformation evangelisches Leben in den Städten Polens sich zu entfalten vermochte. Die Übersiedlung des Comenius nach Lissa erfolgte im Zusammenhang mit der Niederlassung österreichischer Exulanten, die während des Dreißigjährigen Krieges wegen ihres evangelischen Glaubens die Heimat verlassen mußten, in Großpolen. Für die aus Schlesien eingewanderten Lutheraner wurde die bis auf den heutigen Tag bestehende Kreuzkirche 1635 ihrer Bestimmung übergeben;[60] die Johanneskirche der böhmischen Brüder wurde in ihrer jetzigen Gestalt zwar erst im Jahre 1732 aufgeführt, was aber lediglich darin seinen Grund hat, daß das Gotteshaus der Brüder vorher wiederholt ein Opfer der Flammen geworden ist.[61] In seinem Privilegium vom 6. September 1652 bemerkt Graf Boguslaus Leszczyński ausdrücklich: „Die Katholischen sollen die Grenzen ihrer Kirchen nicht überschreiten; die Böhmischen aber und Augsburgischen soll ein jeder insonderheit Ihrer habenden Privilegiis gemäß nachleben."[62] In der Zeit, als das evangelische Gemeindewesen in Lissa durch den Zuzug aus Österreich einen neuen Aufschwung erfuhr, wurde es in anderen Orten Großpolens erst eigentlich begründet. Unter den adeligen Grundherren, die dieses

[57] W. Bickerich: Evangelisches Leben unter dem weißen Adler, 1925, S. 19.

[58] Th. Wotschke: Das Lissaer Gymnasium am Anfang des 17. Jahrhunderts, S. 8.

[59] Joh. Kvačala: J. A. Comenius, 1892.

[60] Gottfr. Smend: Die Begründung der Kreuzkirchengemeinde in Lissa, S. 20.

[61] H. M., a. a. O., S. 155.

[62] Smend, a. a. O., S. 69.

Kolonisationswerk förderten, ragt der Woiwode von Kalisch, Sigismund Grudziński, hervor. In seinem Privileg für die Deutschen in Bnin vom 24. Februar 1636 führt er u. a. aus: „Wir schenken den Deutschen einen geraumen Platz zu ihrem Erdbegräbnis, worauf sie nach ehester Möglichkeit eine Kirche erbauen mögen. Dazu Wir frei Holz und die Hälfte von allen und jeden Bauunkosten geben wollen; auch solche Kirche, wenns von nöten, erweitern und so oft es die Not erfordert, wiederum aufs neue aufbauen mögen, dawider niemand weder geistlich noch weltlich sich setzen noch einig Recht dazu haben soll, auf keinerlei Weise nun und zu ewigen Zeiten.“[63] Graf Adam Albrecht Przyjemski stellte am 26. April 1639 für die Ansiedler auf seinem Grund und Boden eine Urkunde aus, worin es heißt: „Da ich gesonnen bin, den Leuten deutscher Nation noch größere Gutherzigkeit zu erzeigen, habe ich ihnen Recht und Macht gegeben, auch Art und Stelle angewiesen, eine Kirche Augsburgischer ungeänderter Konfession zu erbauen... Welche Freiheit des Exercitii religionis ich nicht allein den Bürgern und Einwohnern dieser Stadt (Rawitsch) und andern meinen Untertanen auf meinen Gütern für mich und meine Nachkommen zulasse, sondern auch allen benachbarten und angrenzenden.“[64] Diese Zusagen erfolgten mit Zustimmung des Königs Władysław IV. So entstanden die evangelischen Stadtgemeinden Rawitsch, Bojanowo, Schwersenz, Unruhstadt, Schlichtingsheim, Obersitzko u. a. m.; bereits vorhandene Gemeinden, wie Meseritz, Schwerin, Birnbaum, wurden durch die Ankömmlinge auf neue Grundlagen gestellt.[65] In allen diesen Ortschaften behauptet sich das evangelische Kirchenwesen ungeachtet aller Rückschläge im 18. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag. Es muß dabei beachtet werden, daß es sich nicht um königliche Städte, sondern um Gründungen unter adeliger Schutzherrschaft handelt. Gegenüber dem 16. Jahrhundert war diese durch wirtschaftliche Erwägung und nicht durch die persönliche konfessionelle Einstellung des betreffenden Adeligen bestimmt. Während früher einer evangelischen Gemeinde im allgemeinen die Daseinsmöglichkeit verschüttet wurde, wenn der Patron zum Katholizismus übertrat, beruhte jetzt der Bestand der großpolnischen städtischen Siedlungsgemeinden auf verbürgten

---

[63] W. Bickerich: Sigismund Grudziński, der Kolonisator und seine religiöse Stellung. In: Aus Posens kirchlicher Vergangenheit, 1912, S. 102.

[64] Th. Wotschke: Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Rawitsch, S. 3.

[65] W. Bickerich: Evang. Leben unter dem weißen Adler, S. 22.

Rechtsurkunden und letzten Endes auf der Ausdauer und Beharrlichkeit der evangelischen Bürger.

Seine festeste Stütze erhielt aber der Protestantismus in Polen nicht von diesen, sondern von den Städten Polnisch-Preußens. Bei seinem Anschluß an Polen wurde dem Gebiet, das man Polnisch-Preußen bezeichnet, eine weitgehende Selbstverwaltung zugestanden. In dem Inkorporationsprivilegium vom 6. März 1454 sicherte Kasimir der Jagiellone für sich und seine Nachfolger den Ständen der neu erworbenen Provinz — die Bürger wurden ausdrücklich erwähnt — die Wahrung sämtlicher bisherigen „Rechte, Freiheiten, Privilegien und Immunitäten" zu.[66] Dadurch erhielten sowohl der preußische Landtag, als auch die Ratskollegien in den Städten Danzig, Thorn, Elbing u. a. gegenüber den städtischen Vertretungskörpern im übrigen Polen eine gehobene Stellung, zumal der polnische König sich verpflichtete, Ämter nur an Einheimische zu vergeben. Die städtische Bevölkerung blieb ungeachtet ihrer politischen Verbindung mit Polen deutsch, wodurch die enge geistige Fühlungnahme mit dem Reich sich von selbst ergab. Mit dem Ordensland wurden nach dem Abflauen der Erregung wegen des Abfalles im Jahre 1454 wieder normale Beziehungen angeknüpft. Durch den Ausgleich zwischen Sigismund I. und dem letzten Hochmeister Albrecht im Jahre 1525, wonach dieses in ein weltliches Herzogtum unter polnischer Lehensherrschaft umgewandelt wurde, fielen auch für Polnisch-Preußen gewisse Schranken im ungehinderten Verkehr mit dem Königsberger Hof fort.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Reformation in den Städten Danzig, Thorn, Elbing u. a. rasch festen Fuß fassen konnte. Nach der Annahme des Luthertums betrachtete Herzog Albrecht die Förderung der neuen Lehre auch außerhalb seiner Landesgrenzen als eine seiner Herrscheraufgaben. Die enge Verbindung mit dem Reich brachte es mit sich, daß in den Stadtkirchen von Polnisch-Preußen sehr bald im Geiste des Wittenberger Reformators gepredigt wurde. In Danzig verkündigten die neue Lehre der ehemalige Dominikanermönch Jakob Knade, der einstige Karmelitermönch Mathias Binewald u. a.; von hier griff die Bewegung auf die benachbarten Städte über. Wie stark sie war, geht daraus hervor, daß ihre Anhänger bereits 1525 den Versuch unternahmen, das Kirchenwesen von Danzig nach lutherischen Grundsätzen umzugestalten.

[66] Volum. legum, I, S. 80.

Das Unternehmen scheiterte zwar, da der abgesetzte Rat mit Hilfe Sigismund I., der peinliche politische Rückwirkungen befürchtete, den alten Zustand wiederherstellte. Aber durch das am 20. Juli 1526 erlassene königliche Statut, wonach der Abfall von der katholischen Kirche mit dem Tode bestraft werden sollte, ließ sich die Reformation in den preußischen Städten nicht aufhalten.[67] Am 7. März 1543 richtete Luther an den vom Danziger Rat 1537 an die Marienkirche berufenen Prediger Pankratius Klein, einen ehemaligen Dominikaner, die Mahnung, „er möchte nicht vom Dienst am Wort zurückweichen".[68] Gestützt auf ihre Patronatsrechte besetzten die Ratskollegien die Pfarrstellen mit Anhängern der Lehre des Wittenberger Reformators. Schließlich blieben den Katholiken in Danzig drei, in Thorn zwei, in Elbing keine Kirche; in den kleineren Städten Polnisch-Preußens lagen die Dinge nicht anders.[69]

Mit Rücksicht auf das wirtschaftliche Übergewicht besonders Danzigs ließ die polnische Regierung den Dingen ihren Lauf. Sigismund August gab schließlich 1557 in Danzig und 1558 im übrigen Preußen das Augsburgische Bekenntnis frei. Diese Entscheidung entsprach der gesamten Kirchenpolitik des letzten Jagiellonen, der die konfessionellen Gegensätze nach Tunlichkeit abzuschwächen sich bemühte, um den Lieblingsgedanken seines Lebens, die einzelnen Teile seines Reiches zu einer in sich geschlossenen Einheit zusammenzuschließen, dadurch zu fördern.[70] Die Gewährung der uneingeschränkten Religionsübung an die preußischen Lutheraner sollte diese der polnischen Krone in politischen Belangen gefügiger machen. Die auf dem Lubliner Reichstag 1569 tatsächlich erfolgte Eingliederung von Preußen in das Staatsganze des Jagiellonenreiches, wodurch das Land zu einer bloßen Provinz herabgedrückt wurde, geschah zwar gegen den Willen der davon betroffenen Städte, für den Protestantismus in Polen hatte aber diese Wendung den Vorteil, daß die Evangelischen dieses Gebietes mit den Glaubensgenossen des übrigen Reiches zu einer Schicksalsgemeinschaft enger verbunden wurden.

Für die weitere Gestaltung des evangelischen Kirchenwesens in Polen wurde es von folgenschwerer Tragweite, daß in der Zeit, als der Adel dem Protestantismus massen-

[67] K. Völker, a. a. O., S. 141 ff.

[68] Briefwechsel, Enders, 15, S. 122.

[69] Hans Maercker: Geschichte der ländlichen Ortschaften und der drei kleinen Städte des Kreises Thorn, 1899/1900, S. 37.

[70] K. Völker: Die Kirchenpolitik Sigismund Augusts, in: Redlich-Festschrift, 1929, S. 497 f.

weise den Rücken kehrte, in den evangelischen Bürgern der Städte Danzig, Thorn, Elbing, Graudenz, Marienburg, Dirschau u. a. ihm unerschrockene Verfechter seiner Interessen erwuchsen. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß die Evangelischen in Polnisch-Preußen in zwei entscheidenden Fragen ihre Sonderart bewahrten: sie hielten sich von allem Anfang von der Sendomirer Verständigung fern und stellten sich entgegen allen Unionsbestrebungen[71] auf den Boden der Augsburgischen Konfession und sie verknüpften zugleich mit ihrem religiösen Bekenntnis die Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum. Aber gerade diese besondere Note verlieh ihnen eine gewisse innere Festigkeit und Geschlossenheit, die ihnen die harten Zugriffe der katholischen Reaktion im 18. Jahrhundert überwinden half.

Das Thorner „Blutgericht“ im Jahre 1724 beleuchtet, von anderem abgesehen, zur Genüge die Schwierigkeit der Lage, in der sich die Lutheraner von Polnisch-Preußen befanden. Eine Rauferei zwischen Zöglingen des evangelischen Gymnasiums und Jesuitenkollegs am 16. Juli 1724 wurde zum Anlaß genommen, um den evangelischen Bürgermeister Roesner und neun Bürger nach einem langwierigen Prozeß ungeachtet des Einspruches selbst des päpstlichen Nuntius am 7. Dezember 1724 dem Henker zu übergeben und den Evangelischen das Gymnasium, die Marienkirche und die Druckerei zu entziehen.[72] Die Danziger Marienkirche, die Hauptkirche der Stadt, wurde immer wieder (1717, 1733, 1764) für den katholischen Kultus angefordert.

Trotz alledem boten die Lutheraner in den Städten Polnisch-Preußens den Protestanten im übrigen Polen einen festen Rückhalt in den Notzeiten. Es sei nur auf die kulturelle Bedeutung des Thorner Gymnasiums, das zu einer höheren Lehranstalt ausgebaut, einen Ersatz für das einst blühende evangelische Schulwesen in Polen bildete, hingewiesen. In dem Maße, als der polnische Adel den Dissidenten nicht mehr ausreichenden Schutz angedeihen ließ, erwuchs den evangelischen Bürgern in den Städten, woselbst sie ihren Glauben frei bekennen durften, eine um so größere Verantwortung in der Wahrung protestantischer Gesamtinteressen. Der Schwerpunkt des Protestantismus in Polen verschob sich auch im Laufe der Zeit nach dieser Richtung. Es ist für die Lage bezeichnend, daß die entschei-

---

[71] K. Völker: Der Unionsgedanke des Consensus Sendomirensis; in: ZoG., VII, S. 308—325.

[72] Fr. Jacobi: Das Thorner Blutgericht 1724, 1896.

denden Verhandlungen der Evangelischen beider Bekenntnisse in der Zeit von 1712 bis 1728 in Thorn und Danzig — hier fanden 1718, 1719, 1726 und 1728 Generalsynoden statt — abgehalten wurden.[73] Von hier liefen die Fäden nach dem evangelischen Ausland, das zu Gunsten der Glaubensgenossen sich am Warschauer Hof einsetzte. Auch ist es kein Zufall, daß die Konföderation des lutherischen Adels zum Zwecke der Erneuerung der alten Dissidentenrechte 1767 in Thorn abgeschlossen wurde. Wenn auch dieser noch immer sich zu Wort meldete, so hatte er doch längst nicht mehr die tatsächliche Führung. Sofern von einem geistigen Leben des Protestantismus in Polen im 18. Jahrhundert die Rede sein kann, trug dieses durchaus die Wesenszüge des deutsch-evangelischen Bürgertums an sich.[74]

Der Warschauer Traktat vom 5. März 1768 kam auch schließlich im besonderen den evangelischen Bürgern zugute. Der Anteil der Städte von Polnisch-Preußen an der Wiederherstellung der Glaubensfreiheit in Polen wird deutlich an dem verhältnismäßig breiten Raum, den ihre kirchlichen Belange im Warschauer Traktat einnehmen. Bei der Regelung der Errichtung des Judicium mixtum zur Schlichttung der Religionsbeschwerden wird in Art. 2, Abs. 13 und 14, auf die besonderen Bedürfnisse „der kleineren und größeren Städte Preußens" ausdrücklich Rücksicht genommen.[75] Im 3. Artikel werden sodann im einzelnen alle Rechte aufgezählt, die den Evangelischen daselbst von neuem verbürgt werden: freie Religionsübung im vollen Umfang, unbeschränkten Genuß der Bürgerrechte, auch bei Erlangung von städtischen Ämtern.[76] Ferner werden die in Thorn seit 1724 bestehenden Beschränkungen aufgehoben: der Besitz des Gymnasiums, der Schulen und der Druckerei wird den Evangelischen „für immer" bestätigt (Abs. 7), ebenso das Eigentum der in der Altstadt erbauten lutherischen Kirche, deren Ausgestaltung mit Turm und Glocken nichts im Wege stehe (8), wie nicht minder der übrigen von den Evangelischen benutzten Kirchen (11), desgleichen das Patronatsrecht des Magistrates hinsichtlich der St. Johanneskirche (10)[77] verbürgt. Die zu Ungunsten der Evangeli-

[73] G. Smend: Die Synoden der Kirche Augsb. Bek. in Großpolen, 1930, S. 172—223.

[74] K. Völker: Kirchengeschichte Polens, S. 237 ff.

[75] Volum. legum, VII, S. 268.

[76] Ebd., S. 270.

[77] Ebd., S. 271 f.

schen getroffenen Verfügungen in der Angelegenheit der Danziger Marienkirche werden aufgehoben (S. 13).

Für die Gesamtheit der evangelischen Städter Polens war die in Abs. 3 des 2. Artikels ausgeführte Bestimmung maßgebend, wonach es ihnen unbenommen sein sollte, ungehindert durch den katholischen Klerus allenthalben Kirchen, Schulen, Friedhöfe und Spitäler, allerdings mit Zustimmung des Grundherrn zu errichten.[78]

Bevor die Auswirkungen des Warschauer Traktates hinsichtlich der nun möglichen Neugründungen evangelischer Gemeinden in den Städten Polens sich bemerkbar machen konnten, erfolgte der Zusammenbruch des polnischen Reiches. Daß im preußischen und russischen Teilungsgebiet, deren Herrscher die Wiederherstellung der alten Dissidentenrechte eifrig betrieben, die Grundsätze des Traktates beobachtet wurden, versteht sich von selbst. Aber auch die österreichische Regierung, die im Zeitpunkt der ersten Teilung Polens noch immer an dem Grundsatz der Intoleranz gegenüber dem Protestantismus festhielt, ließ für Galizien den Warschauer Traktat gelten. Im Zusammenhang mit der Kolonisationspolitik des Wiener Hofes gestattete Maria Theresia demnach durch das Ansiedlungspatent vom 1. Oktober 1774 evangelischen Handelsleuten und Gewerbetreibenden die Niederlassung in den Städten Lemberg, Zamość, Jaroslau und Zaleszczyki. Es war der Auftakt zum Toleranzpatent Josefs II. vom 13. Oktober 1781. In dem nach 1772 übrig gebliebenen Rumpfpolen trat für den Protestantismus dadurch eine merkliche Änderung ein, daß nunmehr die Reichshauptschaft Warschau[79] mit den auf Grund des Traktates daselbst errichteten evangelischen Kirchen und Konsistorien sein Mittelpunkt werden konnte.

Der Grundcharakter des Protestantismus in Polen war nach der Wiederherstellung der Dissidentenrechte gegenüber der Glanzzeit der polnischen Reformation ein anderer geworden. Seine Träger waren nunmehr in der Hauptsache deutsche Bürger, ohne daß dabei das früher führende Element des polnischen Adels ihm völlig abhanden gekommen wäre. Dieser Wandel hängt mit der Gestaltung der Glaubensfreiheit in den Städten Polens zusammen.

---

[78] Ebd., S. 259.

[79] Th. Wotschke: Der evangelische Gottesdienst in Warschau in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. In: Posner Evang. Kirchenblatt, 1933, S. 242—255.

II. Miszellen.

Eine neue Quelle für die Abdankungsabsichten Kaiser Alexanders I. in seinen Spätjahren.

Mitgeteilt von

Karl Stählin.

Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen der Großfürstin Aleksandra Feodorovna, geb. Prinzessin Charlotte von Preußen, ist uns längst die Szene bekannt, wie Kaiser Alexander im Sommer 1819 zu Krasnoe Selo, mit ihr und ihrem Gatten Nikolaj Pavlovič plaudernd, das junge Ehepaar, dem schon der erste Sohn geboren war, plötzlich mit der Äußerung überraschte, er betrachte Nikolaus als seinen Nachfolger, und zwar noch zu seinen eigenen Lebzeiten. „Wir saßen wie zwei Statuen da," schreibt die Großfürstin, „mit weit geöffneten Augen, aber stumm." Der Monarch fuhr fort: Der Bruder Konstantin sei mehr als je zuvor zum Thronverzicht entschlossen und wolle seine Rechte des Älteren auf Nikolaus und dessen Nachkommen übertragen. Europa habe mehr als je junge Souveräne in der Fülle der Kraft nötig. Er selbst sei nicht mehr derjenige, der er gewesen, und halte es deshalb für seine Pflicht, sich rechtzeitig zurückzuziehen. Er glaube auch, daß der König von Preußen ebenso handeln und „Fritz" — dem späteren Friedrich Wilhelm IV. — seinen Thron einräumen werde. Als die beiden auf diese Worte fast in Schluchzen ausbrachen, versuchte er sie zu trösten: der Wechsel werde nicht sogleich stattfinden, vielmehr würden noch Jahre darüber vergehen. Trotzdem fühlten sich Nikolaus und seine Frau durch diese völlig unerwartete Mitteilung „wie vom Blitz getroffen, die Zukunft schien uns düster und glücklos geworden".

Abgesehen von dieser ersten Eröffnung, die in Schilders Alexander-Biographie (Bd. IV, S. 143 u. 498 — hier der Wortlaut aus den Memoiren der Großfürstin —) zu lesen ist, war eigentlich nichts von weiteren Auslassungen des Kaisers über seine Rücktrittsabsichten bekannt. Eine von L. Schneider in sein Werk „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms" (Bd. I, 199 ff.) aufgenommene Niederschrift des Prinzregenten vom Jahr 1859 bezieht sich lediglich auf die ihm in Gatčina „Mitte Oktober 1822" zuteil gewordene und durch ihn nach seiner Rückkehr nur seinem königlichen Vater zu dessen „unglaublichem Erstaunen" mitge-

teilte vertrauliche Eröffnung Kaiser Alexanders über die Resignation des Großfürsten Konstantin zugunsten Nikolaus' und eine „im Archiv zu Petersburg und in der Kathedrale zu Moskau in duplo niedergelegte Acte" dieses Inhalts. Noch beim Tode Alexanders hätten in Preußen der König und er, der Prinz, allein gewußt, was nun bevorstand. Dabei leidet diese als Berichtigung gelegentlich des Erscheinens einer Pariser Broschüre vom Prinzregenten verfaßte Notiz selbst an zwei Gedächtnisfehlern: statt „Mitte Oktober" soll es heißen „Mitte November", und das „unglaubliche Erstaunen" Friedrich Wilhelms III. war durch die Abdikationsabsicht des Caren hervorgerufen, von der in dieser Notiz mit keinem Wort die Rede ist. Nun findet sich aber im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv unter dem Nachlaß Kaiser Wilhelms I. — Rep. 51 E, Rußland — eine bisher, wie es scheint, völlig unbeachtet gebliebene, vom Ende des Jahres 1823 stammende eigenhändige Niederschrift des Prinzen Wilhelm von Preußen mit einigen Nachträgen aus dem Anfang des Jahres 1826, die uns über jenes Thema in ungewöhnlich interessanter Weise weiter unterrichtet.

Der junge Prinz hatte Anfang Oktober 1823 mit seinem militärischen Gefolge[1] der Revue und einem Feldmanöver der Truppen des Großfürsten Konstantin Pavlovič[2] in Brest-Litovsk beigewohnt und dann, einer weiteren Einladung zum Besuch seiner Schwester Charlotte folgend, im Schloß Gatčina bei Petersburg Wohnung genommen, während der Car noch eine Inspektionsreise im Süden Rußlands ausführte[3] und erst im November nach Hause kam. In Gatčina fand darauf eine Unterredung des Prinzen mit Kaiser Alexander „über seine Abdication" statt.

Mit Auslassung der minder wichtigen Sätze möge die Denkschrift im Wortlaut und nach der Schreibweise des Originals hier folgen:

.... Der Kaiser Alexander kam ungefähr den 13. od. 14. November an.[4] Ich hatte die 5 Wochen benutzt um mehrere Male nach Petersburg zu fahren und vieles Bekannte wiederzusehen u. einzelne Truppentheile im Schnee exercieren zu sehen: General Uwaroff[5] com-

---

[1] General v. Thile II, General Graf Brandenburg, Oberst Prinz W. Radziwill und Major v. Willisen, der Adjutant Prinz Wilhelms.

[2] Polnische Armee und das litauische Armeekorps des Generals Ožarovskij, das ebenfalls unter dem Oberbefehl Konstantins stand.

[3] Sie galt der Besichtigung der Zweiten Armee in Tulčin, die zur größten Befriedigung des Kaisers ausfiel (vgl. Schilder, a. a. O., IV, S. 284 ff.), und einiger Militärsiedlungen.

[4] Die Daten nach neuem Stil.

[5] Feodor Petr. Uvarov, General der Kavallerie und Generaladjutant des Kaisers.

mandierte damals die Garden. Es wird den 13. od. 14. gewesen sein, als der Kaiser von Zarskoi Selo nach Gatschina kam u. nach dem Empfang mich in meiner Wohnung im linken Flügel des Gatschinaer Schlosses besuchte. Nach den ersten Erzählungen von seiner Inspicierungs-Reise u. s. w. fragte er mich: Avez Vous été à Pétersbourg, et avez Vous trouvé des changements depuis 1817? Ich sagte was ich Vieles gesehen hätte u. bemerkte u. A. Nommément j'ai été frappé de la grandeur et de la beauté du palais du Grand Duc Michel encore en construction, mais il me semble que V. M. est un peu partial pour Son frère cadet, car son palais sera bien plus beau que celui de Nicolas. Bei diesen Worten sah mich der Kaiser mit einem prüfenden Blick, den ich nie vergessen werde, schweigend an u. sagte dann mit einem ernsten Ton: C'est que tout cela sera un jour à Nicolas. Ich erwiderte: Certainement, mais V. M. vivra encore longtemps, et puis succédera le GD. Constantin, — — da unterbrach mich der Kaiser: Non, il ne succédera pas, il a résigné à la couronne dans le cas que je suis enlevé de cette terre, avant ma 50ième année, ou quand j'aurais abdiqué moi même à la couronne, car j'abdiquerai dès que j'aurais 50 ans! Mein über alle Maaßen erstauntes Gesicht u. dazu unwillkürliche Handbewegung, entging ihm nicht u. sagte daher fortfahrend: Ne Vous étonnez pas; je sens diminuer mes forces, ce qui n'est pas étonnant à mon âge et dans ma position. Ich weiß nicht woher ich den Muth u. die Kraft hernahm ihm zu antworten: (französisch) Aber Sire, Ihre Kräfte können nicht im Abnehmen sein, wenn man die eben zurückgelegten Reise Anstrengungen übersiehet und Sie so kräftig siehet, u. Ihr Alter ist ja gerade das, in welchem man reiche Lebenserfahrungen erst recht zur Nutz-Anwendung bringt. Der Kaiser: Non, non, je me connais trop bien pour me dire qu'en deux ans d'ici (er war damals 48 Jahre alt u. starb 24 Tage vor vollendetem 50 Jahr.[6] 1. Dzb. u. 24. Dzb.) je n'aurai plus les forces ni corporelles ni d'esprit, pour gouverner plus longtemps mon immense pays. Un Empereur de Russie qui ne peu plus faire dans les 24 heures, 300 Werst, inspecter les troupes, parler aux authorités sur les affaires, rendre les desirs usités de la sociétée, ne peu plus gouverner la Russie. Mon plan est tout à fait arrêté. Pour mon frère Constantin Vous le connaissez et cela ne Vous étonnera pas qu'il ne se sens pas les facultées de monter sur le trône. L'occasion d'entamer entre nous une corde aussi délicats n'était pas chose facile À une promenade à Varsovie l'année passé, la conversation entre lui et moi, tomba sur ma santé; j'otais le gant, j'enfonçais le doigt de l'autre main sur la surface de la main découverte, et comme la chair ne se releva pas de suite je disais à mon frère: voyez Vous, c'est le signe du commencement de l'hydropésie, il ne durera donc pas longtemps et Vous me succéderez! Jamais je ne Vous succéderai, répond mon frère, je n'ai ni les facultés ni la volonté de monter sur le trône, une des raison de mon mariage a été, de me rendre impossible au règne.[7] En ambrassant mon frère je lui disait: je ne me suis donc trompé que telle serait Votre résolution. Nicolas sera donc mon successeur? ce qui mon frère affirma. — Nun erzählte der Kaiser wie der ganze Plan dieser wichtigen Entschließungen weiter verabredet worden sei, wie die Kaiserin Mutter von allem unterrichtet wurde, die zu allem zustimmte, daß Fürst

---

[6] Der Prinz täuscht sich hier merkwürdig: Alexander I. war 1823 erst 46 Jahre alt und starb 48jährig.

[7] Konstantin hatte bekanntlich nach der Scheidung von seiner koburgischen Gemahlin die polnische Gräfin Grudzynska 1820 geheiratet, die vom Kaiser zur Fürstin Lowicz erhoben wurde.

Alexander Galitzin, als einziger Mitwisser, die Documente der einstigen Abdication des Kaisers, die Resignation Constantins, die Bestimmung daß dem zu Folge Nicolas der rechtmäßige Thronfolger sei, — selbst geschrieben habe, u. zwar in 2 Exemplaren, von denen das eine im Archiv in Petersburg, das andere im Altar der einen Cathédrale in Moskau niedergelegt sei,[8] mit der Aufschrift: À me rendre d'après mes ordres, ou à ouvrir si je viens à mourir. — Auf mein Befragen, ob Nicolas von Allem unterrichtet sei, erwiderte der Kaiser: Il connait en général d'idée du projet, mais pas les détails. Nach allen diesen hochwichtigen Mittheilungen konnte ich dem Kaiser natürlich nur für seine Gnaden danken mir eine solche Eröffnung gemacht zu haben, wobei ich jedoch nicht unterdrücken konnte zu sagen, daß wenn jener Akt wirklich zur Ausführung käme, was ich noch immer nicht glauben könne, der Eindruck in Europa ein nicht zu ermessnener sein würde, da ja Niemand besser wisse als er selbst, wie die Schicksale des Weltalls, mit seiner Person seit der großen Zeit von 1813, verschmolzen seien, u. sein Abtreten vom politischen Schauplatz, in der Blüthe der Jahre nicht begriffen werden würde u. zu großen Störungen und Verwicklungen führen könnte. Auf diese allerdings sehr freimüthige Äußerungen bei meinem Alter gegenüber eines so erhabenen u. von mir so hochverehrten Herrn, erwiderte der Kaiser freundlich, daß sein Bruder Nicolas ein verständiger, besonnener Mann sei, der vollkommen fähig sein würde die Geschicke Rußlands u. die Europäische Politik richtig weiter zu führen. Ich werde, sagte er, der Erste sein der ihm nach meiner Abdication huldigt; will er ab u. zu meinen Rath, so werde ich ihm denselben geben, sonst aber ganz in der Einsamkeit leben. Mais le jour de son couronnement je serais dans la foule au bas de l'escalier des Lions (Moskau) pour lui crier le premier Hourrah!! — Somit war ich also in Kenntniß d'un fait accompli, das in 2 Jahren zur Ausführung kommen sollte! Der Kaiser verließ mich, mich mit Herzlichkeit umarmend, die ich in tiefster Rührung und Ergriffenheit ihm die Hand küssend erwiderte! — ....

.. der Kaiser verlangte mit keinem Worte diese Geheimhaltung, aber aus der ganzen Lage der Sache konnte er mit Recht annehmen, daß ich Niemandem Mittheilung machen würde, doch stand es gleich bei mir fest, nur allein dem König meinem Vater Alles zu sagen...

.. Als ich nach gewonnener Fassung zu meiner Schwester ging, sah sie mich an u. rief sofort: Aber wie siehst Du denn aus, Du bist ja bleich wie eine Leiche! Bist Du unwohl? Wohl wissend daß ich ihr bei ihrem, große Schonung erheischenden Zustande,[9] keine Gemüths Bewegung machen durfte, u. die Geheimhaltung des eben Erlebten mich zum Schweigen nöthigte, so entschlüpften mir doch die Worte als Antwort: Sieht man mir wirklich etwas ungewöhnliches doch noch an? nun ich habe eine unterredung mit dem Kaiser gehabt, die meine Blässe erklärt! Mein Gott, rief meine Schwester aus, er hat Dir doch nicht von seiner Abdications Idée gesprochen? Ja! antwortete ich! Nun da kanntst Du sehen, welch ein Vertrauen der Kaiser Dir schenkt u. wie er Dich liebt und achtet, erwiderte Charlotte! In

---

[8] Zu den Mitwissenden gehörte noch der Metropolit Philaret von Moskau und außer dem mit dem Kaiser auch noch nach seinem Sturz als Minister der Volksaufklärung und der fremden Kulte intim befreundeten Golicyn der politische Hauptvertraute, Graf Arakčeev. Das Original der Urkunde befand sich in der Moskauer Uspenskij-Kathedrale, drei Kopien waren im Reichsrat, im Senat und im Synod niedergelegt.

[9] Infolge einer Frühgeburt.

dem Moment öffnete Nicolas die Thür um an das Bett zu treten; Ch. rief ihm entgegen: Pensez ce qui l'Empereur vient de confier à Guillaume! Bei diesen Worten warf er die Thür wieder zu u. trat nicht ins Zimmer. Ch. sagte: „Da siehst Du wie er darüber denkt: er will nichts von der Abdication wissen; als ihm die erste Mittheilung en tatonnant von seiner Mutter gemacht wurde, hat er so entschieden, fest u. bestimmt erklärt, daß er nie etwas weiteres davon hören wollte, daß man auch niemals darauf zurückgekommen ist, mit ihm zu sprechen; wir wissen nur daß zwischen dem Kaiser, Constantin u. der Kaiserin Mutter etwas der Art verabredet sein soll, aber Détails kennen wir nicht; weißt Du mehr?" Ego: „ich weiß Alles bis ins kleinst Détail"! Ch.: „Nun dann schweige; ich will ebensoweinig etwas weiteres wissen als Nicolas. Aber der Gedanke an sich ist so schrecklich, daß man krank davon werden kann"! — Ich versprach ihr nicht wieder darüber zu sprechen. Ebenso habe ich nie mit N. davon gesprochen, was mir Ch. auch besonders empfahl.

Der Prinz kehrte darauf nach Berlin zurück, fand aber erst nach der festlichen Einholung der Prinzessin Elisabeth von Bayern als Gattin des Kronprinzen einen ruhigen Augenblick, um seinem Vater alles Gehörte mitzuteilen. Seine Denkschrift über diese Erlebnisse von 1823 schließt mit den Worten:

Als ich endlich dazu kam u. ihm Alles erzählte, wie ich es hier aufzeichnete, war er in einer Art überrascht, ja erschreckt, aufgeregt u. ungehalten, wie ich es erwartet hatte. Ich mußte immer Einzelnes auf seine Frage wiederhohlen, weil er genau wissen wollte, ob er mich richtig verstanden habe. Nachher sprach er nie wieder mit mir über diesen Gegenstand. Ich weiß nicht ob er jemals dem Kaiser A. über seine Absicht geschrieben hat; gesehen hat er ihn nicht wieder seit der Zeit! —

Die Zusätze von Anfang des Jahres 1826 beziehen sich zunächst auf den Tod Alexanders, die Haltung des Kaisers Nikolaus und seine Proklamation sowie den Dekabristenaufstand. Der Prinz reiste sodann zum zweitenmal nach Petersburg, um dem neuen Kaiser die Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung zu überbringen, und hatte in Warschau mit Konstantin Pavlovič eine Unterredung, über die er in weiteren Zusätzen berichtet:

Der König befahl mir über Warschau zu reisen, um dem Grß Fst. Constantin seine Anerkennung über seine loyale Haltung bei diesem ganzen, so merkwürdigen Ereigniß auszusprechen! Ich reiste also am 9. Januar ab, blieb einen halben Tag in Posen! — u. kam den 11. in Warschau an. Der GrßFst. C. empfing mich in Belvedere zusammen mit der Fürstin Lowicz, auf das Herzlichste, aber sehr bewegt. Zum Diné à 3 erschien ich zum 2. mal. Nachtisch am Camin, kam die Rede darauf wie der König die erste Nachricht von der Abdications Idée des Kaisers Alex. empfangen habe? Ich trat nun mit der ganzen Erzählung über die, in diesen Blättern, niedergelegten Erzählungen über jene Mittheilungen des Ks. Alex. an mich — hervor. Gleich bei den ersten Worten: Le Roi a reçu la première nouvelle de l'idée de l'abdication par moi, car l'Emp. Alex. a eû la confiance insigne, de m'en parler avec tous les détails, l'année 1823 à Gatschina après la revue

de l'armée de V. A. I. à Brest, — sagte der GßFst: Comment, Vous saviez tout? est is possible; oh! c'était dit pour être redit à Votre père. Ich erwiderte, daß ich es ebenso aufgefaßt hätte, aber auch nur allein meinem Vater die Mittheilung gemacht hätte u. Niemand weiter, bis zum Eintreffen der Todes Nachricht des Kaisers. Bei jedem Satz meiner Erzählung der détails, sagte der GßFst: C'est cela, c'est parfaitement juste. Bei der Stelle, wie der Kaiser A. ihm bei der Spazier Fahrt auf die beschriebene Art, zum 1. mal von der Abdication u. er von seiner Resignation gesprochen habe, sagte er hierzu: J'ai dit: Je servirai mon frère N. comme je Vous ai toujours servi, avec la même fidélité sans bornes, oui, avec la fidélité d'un chien, d'un barbet,[10] car c'est ce qu'il y a de plus fidèle au monde. Auch diese Unterredung gehört mit zu den merkwürdigsten meines Lebens. Auch durch die Mittheilungen der Fürstin Lowicz, die ungemein ergriffen von meiner Erzählung war, welche auch sie bei einzelnen Stellen hinzufügte, als Erinnerung der Vorgänge wie sie von Allem Nachricht erhalten habe durch ihren Gemahl, wurde diese Unterhaltung unbeschreiblich interessant u. mir sehr werth u. teuer! ....

III. Kritiken, Referate, Selbstanzeigen.

Goldschmidt, A. Die Bronzetüren von Novgorod und Gnesen. Marburg 1932. 42 S., 105 Lichtdrucktafeln.

Diese Untersuchung erschien als II. Band der von Richard Hamann, in Verbindung mit dem Deutschen Verein für Kunstwissenschaft, herausgegebenen Folge „Die frühmittelalterlichen Bronzetüren". Sie gilt zwei berühmten Denkmälern der Bronzeplastik des 12. Jahrhunderts: den sogenannten „Korsunschen" (angeblich aus Chersones stammenden) Türen an der Westseite der Sophienkathedrale in Novgorod und der „porta aenea" an der Südfassade des Domes in Gnesen, die eine alte Tradition wiederum mit Chersones verbindet — sie sollen von Vladimir dem Großen, nach seiner Taufe, von Chersones nach Kiev und von dort durch den polnischen König Boleslaw II. im 11. Jahrhundert nach der damaligen Krönungsstadt Gnesen gebracht worden sein. In beiden Fällen erweist sich die Tradition als unbegründet. Weder die Novgoroder noch die Gnesener Bronzetüren haben etwas mit der byzantinischen Kunst von Chersones zu tun, und sie können stilistisch unmöglich in die Zeit Vladimirs I. versetzt werden. Auch berichten die Quellen nichts über den Chersoneser Ursprung der Türen. Eine Verwechslung, wie Goldschmidt annimmt, könnte dadurch entstanden sein, daß die Bronzetüren an einer der Seitenkapellen der Novgoroder Kathedrale (die sogenannten „Sigtunschen Türen", d. h. aus Sigtuna in Schweden stammend) tatsächlich, in der Art ihrer Aus-

[10] Pudel.

schmückung, byzantinische Motive und byzantinischen Stil zur Schau tragen.

Die älteren, die Novgoroder Türen sind im wesentlichen eine sächsische Arbeit um die Mitte des 12. Jahrhunderts; nur einiges wurde später auf russischem Boden und durch russische Meister ergänzt. Ursprünglich waren sie nicht für Novgorod, sondern, wie schon längst Friedrich Adelung erkannt hat,[1] für die polnische Hauptstadt Plock bestimmt, worauf die Darstellung des Plocker Bischofs Alexander (1129—1156) auf einer der Reliefplatten deutlich hinweist. Wenn man in diesem den Auftraggeber erkennen muß, so deutet das Vorhandensein, auf einer anderen Platte, des Bildnisses des Bischofs (später Erzbischofs) Wichmann von Magdeburg (1152—1192) auf den Ort hin, wo die Türen hergestellt worden sind. Da Wichmann hier noch als „episcopus" bezeichnet ist und noch nicht das Pallium trägt, welches er 1154 erhielt, kann man mit Bestimmtheit schließen, daß die Türen aus seiner mit dem Dom verbundenen Gußwerkstatt zwischen 1152 und 1154 hervorgegangen sind — wobei natürlich die ihnen zugrunde liegenden Wachsmodelle bereits früher entstanden sein könnten. Auch die ausführenden Meister, Ricwin (Riquinus) und sein Gehilfe Waismuth, sind hier mit ihren Arbeitswerkzeugen dargestellt, ebenfalls ein russischer Meister Abram, welcher aber sicher erst nach der Übertragung der Reliefplatten von Plock nach Novgorod tätig war: wohl fiel ihm und seinen nicht genannten Gehilfen die Arbeit des Zusammensetzens der einzelnen Platten und ihrer Ausbesserung und teilweisen Ergänzung zu. Die übrigen Felder der reichgegliederten Türen, deren beide Teile aus 51 mit einem üppigen Rahmenwerk zusammengefaßten Reliefplatten bestehen, sind teils mit alt- und neutestamentlichen, teils mit symbolischen Darstellungen ausgefüllt, die den Kampf des Guten mit dem Bösen und den Sieg der Tugenden über die Laster versinnbildlichen. Stilistisch weichen drei Reliefplatten und ein Teil des ornamentierten Rahmenwerkes von den übrigen Partien merklich ab: es sind, außer der schon erwähnten Platte mit der Darstellung des Meisters Abram, die Platte mit der männlichen langgezogenen, in ihrer Bedeutung noch nicht erkannten Figur und die unten rechts angebrachte Platte mit der Darstellung eines bogenschießenden Zentauren (ähnliche Zentaurengestalten trifft man z. B. im Bereiche der Vladimir-Suzdal'schen Steinplastik). Diese Platten (und einige Leisten des Rahmenwerkes) gehören

[1] Die Korsunschen Türen in der Kathedralkirche zur heiligen Sophia in Novgorod. Berlin 1823.

zweifelsohne einer späteren Zeit an; sie müssen die älteren, bei Übertragung von Plock nach Novgorod, oder auch später verloren gegangenen oder schadhaft gewordenen Reliefs jedenfalls schon in Rußland ersetzt haben. Ob die Nachricht der ältesten Novgoroder Chronik zum Jahre 1336,[2] deren zufolge der Novgoroder Erzbischof Vasilij in diesem Jahre kupferne vergoldete Türen für die Sophienkathedrale stiftete, sich eben auf die „Korsunschen" Türen bezieht, und nicht etwa — wie Goldschmidt anzunehmen neigt — auf andere, die sich dort einst befanden, und jetzt an der Dreifaltigkeitskathedrale des Coimesisklosters in Aleksandrov (Bezirk Vladimir) angebracht sind, mag dahingestellt bleiben. Die slavischen Inschriften, die an vielen Stellen neben den ursprünglichen lateinischen eingraviert sind, geben entweder eine russische Übersetzung der letzteren oder sie fügen russische Erklärungen dort bei, wo keine lateinischen Inschriften vorhanden sind; auch sie müssen bei Neuaufstellung in Novgorod angebracht worden sein. Mehrere Platten wurden bei dieser Neuaufstellung (vielleicht bereits früher?) vertauscht, was eine einwandfreie Rekonstruktion der Türen, und folglich eine zwingende Deutung aller dargestellten Szenen und Figuren, ungemein erschwert.

Der Verfasser unternimmt auch nicht den Versuch einer solchen vollständigen, mehr oder weniger hypothetischen Rekonstruktion und beschränkt sich auf einige Berichtigungen und Vorschläge. Um so eingehender und sicherer ist die meisterhaft durchgeführte stilistische Analyse der Reliefs, die ihre nächsten Parallelen in solchen zeitgenössischen sächsischen Bildwerken finden, wie z. B. der bronzenen Grabtafel des Erzbischofs Friedrich im Magdeburger Dom. „Der Schönheitssinn (der Künstler, die diese Reliefs geschaffen haben) versagt im einzelnen, offenbart sich aber in der Gesamtwirkung."

Die Gnesener Türen, mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Adalbert (Vojtěch), des Apostels des deutschen Ostens und des Schutzherrn der ersten polnischen Krönungsstadt, sind aller Wahrscheinlichkeit nach (unkundliche Quellen fehlen auch hier, wie für die Geschichte der Novgoroder Türen) eine Stiftung des Boleslaw III. Schiefmund, des 1102 bis 1138 in Polen regierenden Herzogs. Für diese Datierung sprechen, außer einer alten Tradition und verschiedenen äußeren Umständen (das Auffinden des Hauptes des Heiligen in Gnesen im Jahre 1127 und die darauf folgende Belebung seines Kultus, reiche Schenkun-

[2] Polnoe Sobranie Russkich Letopisej, Bd. III, S. 77.

gen Boleslaws an den Dom), auch stilistische Gründe. Die beiden Türflügel, die je in einem Stück gegossen sind, enthalten achtzehn strenger und konsequenter als auf den Novgoroder Türen geordnete Kompositionen, welche voneinander nur durch einfache, glatte Leisten getrennt sind; ein eleganter Rahmen mit antikisierendem Rankenwerk umfaßt jeden Flügel. In der Behandlung der Figuren, der Architektur und des Faltenwurfes, wie auch in der Ornamentik, unterscheidet Goldschmidt mehrere, mindestens drei verschiedene Künstlerhände. Der Erhaltungszustand der Reliefs ist sehr ungleichmäßig. Was die Interpretation der einzelnen Szenen angeht, so ist sie viel eindeutiger, als bei den Novgoroder Türen. Sie lassen sich mit Leichtigkeit nach den alten Lebensbeschreibungen des Heiligen bestimmen. Goldschmidt legt seinen ikonographischen Erklärungen die bekannte Vita eines Zeitgenossen Adalberts, Jan Kanaparz (Johannes Kanaparius) zugrunde.[3] Interessant sind die Darstellungen der ethnisch und in ihrer Tracht charakterisierten heidnischen preußischen Krieger (häufig in den Predigt und Martyriumsszenen) und der durch Spitzhüte und Bärte bezeichneten Juden (der hl. Adalbert verklagt sie vor dem Herzog Boleslaw). Schwieriger ist der Herstellungort der Gnesener Türen festzustellen. Nach Goldschmidts Ansicht käme in erster Linie eine böhmische Gußwerkstatt in Betracht; die Künstler aber, welche die Wachsmodelle geschaffen, wären vielleicht keine einheimischen, sondern von auswärts einberufene Meister gewesen. Für ganz unbegründet hält er aber die Meinung des K. Kantak, nach welcher die Gnesener Türen eine französische Arbeit wären.[4] Als Vorlagen für einzelne Kompositionen dienten vielleicht Handschriftenbilder; Goldschmidt weist in diesem Zusammenhang auf die Miniaturen von mehreren böhmischen illustrierten Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts hin.

Dieses, bei aller Knappheit der Darstellung, ungemein reichhaltige und anregende Werk löst zwar nicht alle mit diesen bedeutenden Denkmälern der deutschen Kunst auf slavischem Boden verbundenen Probleme, aber es leitet diese Probleme ein für allemal in methodologisch scharf begrenzte Bahnen.

Die vorzüglichen Aufnahmen, die jedes stilistische und technische Detail klar vor die Augen führen, sind von Prof. Richard Hamann und seinem Sohn für diese Publikation, oft unter erheblichen technischen Schwierigkeiten, neu angefertigt worden.

Berlin. V. Rakint.

[3] Ed. Bielowski. „Scriptores Rerum Polonicarum", Bd. III.
[4] Miesięcznik kościelny. Posen. Bd. VIII, 1912, S. 411—423.

Hinz, W. Peters des Großen Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit. Breslau 1933. 101 S.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich die Aufgabe gestellt, „die im aufnehmenden wie im schöpferischen Sinne wissenschaftlichen und künstlerischen Lebensäußerungen Peters I." zu untersuchen. Wenn es auch an Vorarbeiten auf diesem Gebiet nicht fehlt, so hat das Schaffen des großen Caren, von dieser Seite her gesehen, noch keine zusammenfassende Darstellung erfahren. Daher hätte die Arbeit einem gewissen Interesse begegnen können.

Bei dem riesengroßen Gebiet, um das es sich handelt, war eine scharfe Abgrenzung unumgänglich. Der Verfasser ist der Meinung, die Grenzen klar genug gezogen zu haben. Nur sind die Begriffe Kultur und Wissenschaft von ihm nicht näher bestimmt worden. Aus der Darstellung läßt sich nur entnehmen, daß die Gebiete recht eng gefaßt sind. Während Peters Anteil an der höheren Kultur herausgearbeitet werden soll, hauptsächlich Wissenschaft und Kunst, wird tatsächlich aus dem Gesamtgebiet der Wissenschaften nur ein kleiner Ausschnitt der näheren Betrachtung unterzogen. „Die Grenzgebiete religiöser und sozialer Kultur" werden ganz ausgeschieden. Die für Peters Zeit wichtigsten wissenschaftlichen Fragen der Staatsphilosophie, des Natur- und Völkerrechts, Fragen, die dem Caren und seinen Mitarbeitern am schnellsten eingingen und vertraut wurden, werden nicht einmal erwähnt. Dabei hat sich Peter auf seinen Auslandsreisen sehr eingehend mit dem Recht und der Verfassung der europäischen Nachbarstaaten beschäftigt. Da der Verfasser nur über die „Kunstkammer"-Wissenschaften, Geographie, Astronomie und Geschichtswissenschaft berichtet, so ist entweder sein Wissenschaftsbegriff zu eng oder der Titel des Buches zu weit.

In seiner Einführung betont der Verfasser zwar, daß Peter auch schon vor seinen Reisen durch die Ausländer in Moskau die westeuropäische Technik in Umrissen kennengelernt hatte, aber wieweit sich diese Einflüsse erstreckten, welchen Gebieten sie galten, diese Fragen werden unberührt gelassen. Der Verfasser untersucht lediglich die Einwirkungen der Auslandsreisen, da sie nach seiner Meinung „vorwiegend" dem Caren die Anregungen vermittelt hätten. Das läßt den Eindruck entstehen, als wäre Peter völlig unvorbereitet in die neue Kulturwelt hineingeraten und als hätte da seine eigene Entwicklung erst begonnen. Will man aber genetisch vorgehen, um die Entwicklung

des jungen Caren wirklich zu verstehen, so muß auf den Anteil des Moskauer Staates des 17. Jahrhunderts an der westlichen Kultur zurückgegriffen werden. Dann muß gesagt werden, wieviel von der westlichen Wissenschaft und Kunst schon am Hofe der Caren Aleksej und Fedor bekannt war, es muß die Rede sein von den Bibliotheken, den Aufführungen, schließlich auch von der Ausstattung der Gemächer, von den ausländischen Puppen und Bilderbogen, mit denen Peter als Kind gespielt hat. Für seine Entwicklung sind auch diese nebensächlichen Dinge bedeutsam. Erst auf dem Hintergrunde dieses Mosaiks wird das innere Werden des Caren verständlich. Erst recht hätte die Frage gestellt werden müssen, was Peter aus der Nemeckaja Sloboda wirklich über die Aneignung technischer Kenntnisse und Fertigkeiten hinaus hat mitnehmen können. Läßt man aber, wie der Verfasser es getan hat, die vorbereitende Zeit beiseite, so läuft man Gefahr, ein Bild zu entwerfen, dem es an Perspektive fehlt.

Wie vom Verfasser die Entwicklung des jungen Caren vernachlässigt wird, so werden von ihm auch da, wo er auf sein eigentliches Gebiet, auf die Auslandsreisen kommt, manche Voraussetzungen gemacht, die seine Arbeit stark beeinträchtigen. So hält der Verfasser z. B. die „Zwischenreisen“ von 1711 und 1712/13 für „weniger wichtig“ als die „erste“ und die „zweite“ Reise. Mit gutem Recht ließe sich auch das Gegenteil behaupten. Obwohl der Car in diesen Jahren viel im Felde liegt in Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und Holstein, hat er doch, wie es nun seine Art war, in den Städten, die er besuchte, sich nichts entgehen lassen. Das richtige Urteil über diese Periode seines Lebens werden wir allerdings erst gewinnen, wenn wir uns die Mühe gemacht haben, das in unseren staatlichen und städtischen Archiven noch vorhandene Material hervorzuholen und auszuwerten. Jedenfalls liegt die Bedeutung der „Zwischenreisen“ keineswegs „nur“ im beiläufigen Zusammentreffen mit Leibniz. Bei den mehrfachen Reisen zwischen Karlsbad und der Ostseeküste hätte auch sein Aufenthalt in Wittenberg und in den Freiberger Bergwerken genannt werden können. Dadurch, daß aus dem Reisebericht nicht alles hervorgeholt wird, ist die Darstellung einseitig.

Das Quellenmaterial, auf dem das Buch aufgebaut ist, besteht zum größeren Teil aus Berichten der Zeitgenossen, zum geringeren Teil aus eigenen Äußerungen Peters. Daß manches an einschlägigem Material nicht herangezogen worden ist, kann dem Verfasser bei dem Umfang der Lite-

ratur und den äußeren Schwierigkeiten, auch nur die wichtigsten Quellen für eine Spezialarbeit zusammenzubringen, weiter nicht verübelt werden. Zu beanstanden ist aber folgendes: Eine Arbeit, die Peters Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit untersucht, muß ihn selbst mehr zu Worte kommen lassen. Fremde Beobachter werden immer, so wichtig für uns ihre Berichte sind, in die Vorgänge manches hineindeuten, was tatsächlich gar nicht vorgelegen hat. Will man bei einer Arbeit wie der vorliegenden sicher gehen, so darf man nicht in so starkem Maße aus zweiter Hand schöpfen, sondern muß nach dem Selbstzeugnis fragen und die Grundlage in den persönlichen Äußerungen des Caren suchen. Dazu hätte das Briefcorpus viel stärker herangezogen werden müssen.

Die Behandlung von Teilgebieten kann der Forschung große Frucht einbringen. Wenn der Verfasser Peters Gedanken über die Naturwissenschaften nach allen Seiten hin mit allen bei ihm vorliegenden Spannungen dargestellt hätte, so wäre dies solch eine Frucht gewesen. Statt dessen übergeht der Verfasser alle Spannungen, ignoriert die negativen Momente und verflacht dadurch das Bild. Und doch hätten gerade die Berichte über Utrecht und Leyden 1697 sehr viel mehr hergeben können. Wenn der Verfasser nach seiner Darstellung Rückschlüsse auf die persönliche Einstellung und Entwicklung des Caren ziehen will, so wäre es gewagt, auch wenn die Darstellung umfassender wäre.

Was über Peters Bedeutung für die Geographie und Geschichte gesagt wird, führt über Bekanntes nicht hinaus. Auch über sein Verhältnis zur Kunst wäre Genaueres herauszuarbeiten gewesen. In der Beurteilung, die der Verfasser seiner eigenen Arbeit gibt, vermögen wir ihm ebensowenig zu folgen. In seiner Zusammenfassung heißt es: „Das bedeutsamste Ergebnis unserer Darlegung ist die Feststellung, daß Peters des Großen Verhältnis zur höheren Kultur viel tieferreichend und umfassender war, als dies gemeinhin angenommen wird. Die angeführten Zeugnisse widerlegen die Auffassung von Peter als einem ‚Schwarzarbeiter' oder ‚genialen Handwerker'." Uns will es scheinen, daß der Verfasser die Bedeutung seiner Feststellung nicht wenig überschätzt. Der Nachweis, daß Peter eine selbständige wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung durchlaufen habe, ist von ihm wenigstens noch nicht erbracht. Immerhin, die Zusammenstellung des Materials ist ganz nützlich, und wir wollen die Arbeit, an die der Verfasser sicher nicht wenig Mühe gewandt hat, als fleißige Leistung anerkennen.

Mit Einzelheiten soll diese Besprechung nicht erst belastet werden. Auf einiges sei aber doch hingewiesen: Prokopovič ist 1714 weder Bischof gewesen, noch hat er in diesem Jahre den Auftrag bekommen, Peters Geschichte zu schreiben, sondern erst 1722. Nartovs Aufzeichnungen liegen keinesfalls den Ereignissen so nahe, wie der Verfasser es annimmt. Schließlich aber hätte der Name Alexander Brückners nicht durchgehend in Brinkner verschrieben zu werden brauchen.

Berlin. R. Stupperich.

Dietrich Gerhard. England und der Aufstieg Rußlands. Zur Frage des Zusammenhanges der europäischen Staaten und ihres Ausgreifens in die außereuropäische Welt in Politik und Wirtschaft des 18. Jahrhunderts. München u. Berlin 1933. 444 S.

Es ist mir eine aufrichtige Freude, das Buch Gerhards, das in unserer Historikerwelt mit Recht Aufsehen erregt, hier anzuzeigen. Das wäre auch schon früher geschehen, wenn meine Absicht nicht durch eigene dringende Arbeiten verzögert worden wäre. Doch darf ich wohl bei dieser Gelegenheit mit Dank erwähnen, daß diese letzteren in wiederholten Gesprächen mit dem Verfasser noch vor der Vollendung seines Werkes eine Förderung erfuhren.

Mit Nachdruck sei zum Eingang dieser Besprechung auf den Untertitel hingewiesen, der nur einem Ahnungslosen vielleicht zu kompliziert erscheinen mag, der aber tatsächlich schon auf dem Titelblatt über die prinzipiellen Fragestellungen orientiert, mit welchen der Verfasser an das im Verhältnis der beiden europäischen Flügelmächte beschlossene Thema herantritt. Und bereits die erste Textseite bringt sodann in sehr präzisen, vollberechtigten Sätzen dem Leser die Erweiterung des historischen Weltbildes seit den Tagen Rankes, des Begründers unserer heutigen Universalhistorie, zum Bewußtsein: „Stärker sehen wir heute die Entfaltung über den Erdball hin, stärker das Auseinanderbrechen des alten europäischen Gefüges. Und inmitten der Auflockerung und Ausweitung der Gegenwart wenden sich auch die Blicke des historischen Betrachters fragender und kritischer jenem alten Bilde von einer in fester Verklammerung sich wechselseitig vorwärtstreibenden europäischen Staatenwelt zu.“

Mit der großen Umgruppierung der Mächte im Anfangsjahr des Siebenjährigen Krieges wird für England das nichtatlantische Europa zum Nebenkriegsschauplatz seines Ringkampfes mit Frankreich, tritt die Zweiteilung der

Staatenwelt in eine maritim-koloniale und eine kontinentale Sphäre deutlich hervor. Ein Menschenalter später nähert sich mit dem Abfall Amerikas das Erste Britische Reich seinem Ende, während gleichzeitig mit der Eroberung der Nordküste des Schwarzen Meeres durch Katharina die Erschütterung des Nahen Orients beginnt, in deren Folge Bonaparte seine ägyptische Expedition unternimmt und — wieder durch sie beschleunigt — der Aufbau des Zweiten Britischen Reiches einsetzt. England und Rußland, durch den Ostseehandel im 18. Jahrhundert eng miteinander verknüpft und aufeinander angewiesen, im Südosten aber zu jenen Vorstößen durch die Barriere des Osmanischen Reiches noch gründlich voneinander geschieden, werden erst im 19. Jahrhundert mit der beiderseits immer zunehmenden Expansion die Weltrivalen.

Es weht, wie schon aus der Aufzeigung dieser wenigen Meilen- und Grenzsteine hervorgehen dürfte, wahrhafte Höhenluft der Universalgeschichte durch Gerhards Buch. Und von der Fülle neuer politischer Quellen einmal ganz abgesehen, wird seine Darstellung durch die wirtschaftsgeschichtliche Forschung und ihre Ergebnisse ganz hervorragend bereichert. Ja, große Politik und Wirtschaft sind — wie es wiederum schon der Untertitel bekundet — nicht nur für England, sondern auch für Rußland in unlösliche Beziehung zueinander gesetzt.

Dem entspricht auch die ganze Struktur des Werkes. Auf das erste politische Kapitel „England und Osteuropa vor Öffnung des Schwarzen Meeres" folgen die zwei nächsten „Die englisch-russischen Wirtschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert" und „Die Öffnung des Schwarzen Meeres und die Wandlung der englisch-russischen Handelsbeziehungen", beide also ganz oder vorwiegend wirtschaftsgeschichtlichen Inhalts. Ihnen reihen sich Kapitel 4 und 5 als politische Abschnitte an: „England und das Europäische Staatensystem nach dem amerikanischen Krieg" und „England in den ost- und nordeuropäischen Verwicklungen 1787—1790". Das alles gipfelt im 6., umfangsreichsten Kapitel: „Russian Armament", jenem Versuch des jüngeren Pitt vom Jahr 1791, den Stoß des zweiten Türkenkrieges Katharinas durch Očakovs Belassung bei der Türkei abzumildern, was mit der großen politischen Aufgabe der Zukunft, der Erhaltung des türkischen Sperrgürtels gegen Rußlands Vordringen, und fast mehr noch mit dem Wirtschaftsproblem, der Umlagerung der Masse des Holzbezuges von Rußland nach Polen, zusammenhängt und zugleich die Abdrehung des russischen Exporthandels vom Nord- nach dem Südweg

verhindern soll. Ein kurzes 7. Kapitel zeigt schließlich die Ansätze auf, die zu dem in einem Ausblick noch behandelten 19. Jahrhundert hinüberleiten: „Europa und Asien vor der ägyptischen Expedition“.

Auch die eingehendere Schilderung einzelner politischer Knotenpunkte, wie z. B. des Reichenbacher Kongresses, mündet — natürlich die einzig fruchtbare Betrachtungsweise — stets wieder in die große Linie der Universalhistorie zurück, wie denn auch sonst zusammenfassende Schau in die tiefere Vergangenheit oder in die Fernen der Zukunft nirgends mangelt. Besonders stark tritt zugleich ein vollendetes Einfühlungsvermögen des Verfassers in die großen Lebensbedingungen der Völker und ihrer Staaten wie in deren Gesamtcharakter hervor. Wahre Prachtstücke, auch von stilistischer Meisterschaft, wie sie nur die liebevollste Verbundenheit mit dem Gegenstand erzeugt, finden sich zumal auf den England gewidmeten Seiten. So, wenn er das Hinausströmen in die Welt, das Erobern neuer Tätigkeitsgebiete für die Handelsengerie der Nation, schildert, die sich damit auch neue Märkte für das heimische Gewerbe eröffnet: „So sehr der Einsatz der staatlichen Machtmittel die großartige Ausbreitung des Handels auf See und über See förderte und vorwärts trieb — Krieg und Frieden, Kampf und Handel, Machtpolitik und Wirtschaftsentfaltung ein einziger Lebensvorgang mit kaum unterscheidbaren Übergängen —: an eine einheitliche Überschau und Leitung dieses noch so weitmaschigen Prozesses von seiten der Regierung war . . nicht zu denken.“ In dem strafferen politischen Organismus des absolutistischen Frankreich war das eher möglich, mehr noch in dem Preußen der Hohenzollern gegenüber den einfacheren Aufgaben eines noch unentwickelten Wirtschaftskörpers. „Anders in dem oligarchisch-parlamentarischen England des 18. Jahrhunderts und gegenüber einer Nation, deren intensive Hinwendung zu Handel und Schiffahrt in besonderem Maße über die Landesgrenzen hinauswies und darum das Wirtschaftsleben noch schwerer übersehbar machte.“ Oder wenn er den Gründen des „denkwürdigen Vorgangs“ nachgeht, wie England „unmittelbar nach der größten Niederlage, die dem Reich je zuteil geworden“ (mit dem Abfall Amerikas), ohne „überlegungsreiche Testamente und Traktate“, wie sie den kontinentalen Politikern seit alters zu Gebote standen, aber mit dem der britischen Rasse eigenen Instinkt für den Gefahrenmoment „ähnliche Bedrohungen in stetigem Aufstieg zu überkommen vermochte“, während das kompakte und gerundete Gefüge des französischen Staatskörpers bald darauf zerbrach.

Doch ich halte inne, um mich noch einem Hauptzug der Gerhardschen Forschung und Darstellung zuzuwenden: einem Gegenstück zu dem universalen, von der Geopolitik innerhalb ihrer berechtigten Grenzen beeinflußten Charakter der Betrachtungsweise, das sie jedoch nur auf das wünschenswerteste ergänzt. Es ist die tiefdringende und umfassende Kenntnis der realen Einzelheiten wirtschaftlicher und kommerzieller Natur, die namentlich in dem Kapitel über den englisch-russischen Handel höchst interessantes und wichtiges neues Material in Gestalt der „naval stores" usw. bietet, die ganze russische Wirtschaftsweise von diesem Ausgangspunkt glänzend analysiert und in dem Kapitel „Russian Armament" auf das anschaulichste auch Polens wirtschaftliche Lage beleuchtet.

Daß eine solche Fülle der Einzelkenntnisse nur aus dem Studium aller einschlägigen, auch entlegenster Quellen, Untersuchungen, Darstellungen — mit sehr starker Heranziehung auch der russischen neben solchen in polnischer, schwedischer usw. Sprache — erworben wird, ist kaum besonders zu erwähnen.

Zu einem einzigen Punkt, Pitts Motive für das „Armament" betreffend, noch eine kritische Bemerkung in aller Kürze. Der etwas verwickelte Pittsche Kalkül schien mir, als ich über das noch ungedruckte Werk vor Jahr und Tag zu referieren hatte, doch in erster Linie von einem Machtproblem der hohen Politik auszugehen. Es ist wohl möglich, daß ich mich darin getäuscht habe. Daß es aber mindestens schon sehr bedeutsam mitspricht, möchte ich jetzt noch annehmen. Der Verfasser selbst scheint mir das auch gar nicht zu leugnen, nach e i n i g e n seiner Sätze zu urteilen, sondern nur die weiter nach Asien deutenden Linien für die damaligen Erwägungen des Ministers auszuschließen. Andere seiner Sätze lassen aber m. E. zugunsten der Handelsfrage das weltpolitische Moment hier übermäßig zurücktreten. Demgegenüber wäre wohl, wenngleich Katharinas Kriegsziele damals schon wieder bescheiden genug geworden waren, an die so häufig die Aufteilung der Türkei erörternden Gespräche auf der Krimreise zu erinnern. Es wäre weiter zu fragen, ob nicht z. B. Miles' „Inquiry" (S. 360 ff.) jene Broschüre aus der publizistischen Hochflut um 1790 und 91 mit ihren weiterausgreifenden Perspektiven, eben damit Gedankengänge der Regierung, obwohl vielleicht übertreibend, wiedergab. Das Faktum aber, daß Pitt als Chef des India Board schon 1786 einen Generalkonsul in Ägypten mit dem speziellen Auftrag der Regelung des indischen Nachrichtenverkehrs ernannte, scheint mir noch

besonders in dem angedeuteten Sinn verwertbar zu sein, wogegen die Wiederaufhebung dieses Postens 1793 — im Jahr der Koalitionsgründung und des Kampfes um Toulon. das den Engländern mit Hilfe des künftigen Mamelukenbesiegers wieder entrissen wird — vielleicht in der ersten Zusammenraffung der Kräfte auf die näheren Ziele ihre teilweise Erklärung finden kann. Doch handelt es sich bei dem allen nur um einen im Grunde unwesentlichen Gradunterschied der Auffassung, um die Annahme etwas fließenderer Grenzen zwischen den zwei Zeitbereichen auf meiner Seite.

Das Buch, das in den Umbruch der Staatenentwicklung auf der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts ausmündet, ist in dem großen Umbruch der eigenen Zeit geschrieben: vorbildlich nach Stoffwahl und Methode der Durchführung für die neu heranwachsende Historikergeneration. In dieser Zeitschrift aber sei noch der besonderen Genugtuung darüber Ausdruck gegeben, daß sich der Verfasser mit so freudigem Entschluß und so überaus glücklichem Ergebnis auch der osteuropäischen Welt zuwandte, Räumen und Zuständen von seltsam dunkler Entlegenheit immer noch in den Augen mancher Älteren, dem „europäischen Hinterhaus", aus dem nur eine kleine Spezialistengruppe etwas sagenhafte, schwer nachzuprüfende Kunde bringt. Daß manchem dieser Glücklichen in täglich neuer Entdeckerfreude auf einsamen Pfaden das Herz schwillt, sei nur nebenbei konstatiert.

Berlin. K. Stählin.

Stasiewski, Bernhard. Untersuchungen über drei Quellen zur ältesten Geschichte und Kirchengeschichte Polens. Breslauer Studien zur historischen Theologie, Bd. 24. Breslau 1933. 178 S.

Obgleich die Arbeit Stasiewskis der Berliner Philosophischen Fakultät als Dissertation vorlag, kann sie keineswegs als eine Anfängerleistung bezeichnet werden. Mit sicherer Methodik und einer ausgezeichneten Beherrschung der einschlägigen polnischen und tschechischen Literatur kann sie als eine Vorarbeit für das vom Autor geplante größere Werk über die „Abhängigkeit Breslaus von Gnesen" betrachtet werden, die von der künftigen Arbeit eine weitere Klärung des Forschungsstandes erwarten läßt. Hier hat Stasiewski zunächst drei der umstrittensten Quellen zur ältesten polnischen Geschichte einer erneuten Untersuchung unterzogen, nämlich den Reisebericht des Ibrahim Ibn Jakub, den Auszug der Dagone iudex-Urkunde in der

Kanonessammlung des Kardinals Deusdedit und das Prager Privileg aus dem Jahre 1086. Alle drei Quellen stehen dadurch in engem Zusammenhang, daß bei den Ortsangaben des jüdischen Kaufmanns, des Regests wie des Diploms Heinrichs IV. für Prag die eigentliche kritische Aufgabe in der Klärung und Sicherstellung der Topographie besteht, und innerhalb dieser Aufgabe der Verlauf der südlichen Grenze. die Zugehörigkeit Krakaus und daneben Schlesiens im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts zu Polen ein weiteres Problem aufgibt.

Das Wort Brückners über die Dagone iudex-Urkunde, es gebe auf der Welt keinen zweiten Text, der in acht Zeilen mehr Rätsel enthalte (Slavia Occidentalis VII, S. 71), läßt sich mehr oder minder auch auf die beiden anderen Quellen anwenden, die Stasiewski seiner Untersuchung zugrunde legt. Infolge der Brüchigkeit der ersten schriftlichen Quellen zur polnischen Geschichte, auf die Stasiewski selbst jüngst in dieser Zeitschrift hingewiesen hat, sind eigentlich alle Fragen, die die Quellen aufgeben, kontrovers, und ist die Literatur dementsprechend umfangreich, aber auch widerspruchsvoll. Bei dieser Lage gab es zwei Möglichkeiten der Untersuchung. Die eine bestand darin, in selbständiger Problemstellung unmittelbar an die Quellen heranzugehen, wie es etwa R. Holtzmann in mehreren Arbeiten auf der deutschen, Ptaśnik, Łodyński, Zakrzewski und andere auf der polnischen Seite getan haben. Oder man konnte von der umfangreichen Literatur ausgehen, ihre Meinungen prüfen, ihre Gegensätze klären und nur da, wo ihre Lösungen nicht zusagten, eigene Versuche zur Lösung bieten. Stasiewski hat den zweiten Weg gewählt. Seine Arbeit ist daher zunächst einmal ein sorgfältiges kritisches Literaturreferat; es eröffnet dem deutschen Leser den Zugang zu dem einschlägigen polnischen und tschechischen Schrifttum, das etwa von Holtzmann notgedrungen vernachlässigt werden mußte, aber auch von P. Kehr nicht genügend berücksichtigt worden ist. Damit, daß Stasiewski die vorhandenen Meinungen zu klären sucht, anstatt zu ihnen noch eine weitere hinzuzufügen, hat er zweifellos auch der polnischen Forschung einen Gefallen erwiesen, während die Auswertung der polnischen und tschechischen Literatur der deutschen Forschung wichtige und bisher zu wenig berücksichtigte Ansichten vermittelt. Ref. vermißt an unmittelbar zum Thema gehöriger Literatur nur Maryan Łodyński, Uzależnienie Polski od papiestwa a kanonizacja św. Stanisława (Warszawa 1918), während die Ergänzung des sonsti-

gen, sehr reichlich verarbeiteten Schrifttums durch den einen oder anderen Titel hier überflüssig scheinen darf.

Die Prüfung der vorhandenen Literatur zwang den Verfasser, sich besonders mit den Arbeiten St. Zakrzewskis zu befassen, dessen Name daher im Vorwort (S. VI) ausdrücklich hervorgehoben wird. Der polnische Historiker hat sich an verschiedenen Stellen mit allen drei, von Stasiewski untersuchten Quellen ausführlich beschäftigt, so daß die Schrift Stasiewskis fast als ein — zweifellos sehr nötiges — Nacharbeiten und Durchprüfen der Zakrzewskischen Thesen erscheint. Wer die suggestive, geistvolle, stets mit größter Sicherheit vorgebrachte Arbeitsweise Zakrzewskis kennt, wird es verstehen, daß Stasiewski den Anschauungen des polnischen Historikers gelegentlich m. E. zu Unrecht erlegen ist. Das gilt in der Untersuchung des Reiseberichts Ibrahims, der gegen Holtzmann auf 973 datiert wird, für den § 3. Aussagen über Krakau (S. 20 bis 28), in dem Stasiewski mit einer leichten Modifikation fast ganz Zakrzewski, Czeski charakter Krakowa, in: Kwart. hist. 30 (1916) folgt und mit ihm an die Stelle Krakaus ein Dorf in Ungarn setzt. Auch in der Bezeichnung des Dagone iudex-Regests als des Auszuges aus einer päpstlichen Lokationsurkunde folgt Stasiewski zu weitgehend dem polnischen Historiker, da das „leguntur" des Textes zumindest die eindeutige Feststellung des von Zakrzewski und Stasiewski angenommenen Charakters der ursprünglichen Urkunde verhindert.

Den Hauptteil der Arbeit nimmt die Untersuchung dieses Regests ein (S. 29—117); in ihrem Mittelpunkt steht die Behandlung der topographischen Verhältnisse. Gerade dieser Abschnitt zeigt, mit welcher Sorgfalt der Verfasser die kontroversen Meinungen zu klären und wie er sich dazwischen zu entscheiden weiß. Die Lage Krakaus innerhalb der Grenzbeschreibung (gegen Zakrzewski) und damit Zugehörigkeit zu Polen um 990, die Deutung von Schinesne als Gnesen und nicht Stettin, der auch Ref. gegen Brückner und andere polnische Forscher unbedingt zustimmen möchte, und von Alemure als der Gegend am Mohrafluß (mit Voigt) sind wohl die wichtigsten Ergebnisse dieses Abschnittes, neben dem dann auch die Gesamtdeutung (§ 3), welche den Rechtsvorgang als Eigentumsübertragung betrachtet, um dem deutschen Druck zu entgehen, und mit Recht die große Bedeutung der hier ansetzenden künftigen Politik Polens gegenüber Kaiser und Kurie unterstreicht, wertvolle Beobachtungen bringt. Trotz sorgfältigster Klärung der Meinungen wird man freilich

nicht die Überzeugung haben dürfen, daß nun die „gesicherten Ergebnisse“ eindeutig feststehen. Was in entscheidendem Maße kontrovers war, ist kontrovers geblieben und mußte es mit der Methode des Verfassers wohl auch bleiben — und voraussichtlich wird die spröde und brüchige Materie die Forschung kaum über dieses Resultat hinauskommen lassen.

Am selbständigsten gegenüber Zakrzewski hat Stasiewski die dritte Quelle, das Prager Privileg von 1086 behandelt. Gegen Holtzmann nimmt er an, daß die inserierte Grenzbeschreibung, welche aus einem Privileg des hl. Adalbert von 985 bzw. der Gründungsurkunde des Bistums Prag von 973 stammen soll, zum Teil Angaben enthält, die nur auf die Zeit Bischof Gebhards von Prag passen, aber nicht ein Jahrhundert früher anzusetzen sind, so daß zumindest verfälschende Zusätze Bischof Gebhards vorliegen und sich die Zugehörigkeit Krakaus und Schlesiens zu Böhmen im letzten Drittel des 10. Jahrhunderts nicht erweisen läßt. Auch die jüngste polnische Gesamtdarstellung der schlesischen Geschichte, R. Grodecki, Dzieje polityczne Śląska do R. 1290, in: Historja Śląska od najdawniejszych czasów do roku 1400, Bd. I (Kraków 1933), S. 156, kommt im Anschluß an Zakrzewski zu dem gleichen Resultat.

Für Kap. 2 Die Entstehung des Prager Privilegs im Jahre 1086 (S. 127—141) hätten die Ausführungen von B. Schmeidler, Kaiser Heinrich IV. und seine Helfer im Investiturstreit (Leipzig 1927), 272—274 und a. a. O., nicht übersehen werden dürfen, da sie sowohl auf die politischen Interessen, die dabei mitspielten, wie auf den Anteil, den einerseits Gebhard, anderseits die Diktatoren der kaiserlichen Kanzlei an der Entstehung der Urkunde hatten, weiteres Licht werfen.

Wie immer man Einzelheiten der Arbeit Stasiewskis betrachten mag — im ganzen ist die sorgfältige Untersuchung um so wichtiger, als zum ersten Male seit Zeißberg in der deutschen Literatur die ältesten Quellen der polnischen Geschichte systematisch und mit voller Literatur- und Stoffkenntnis behandelt worden sind.

Königsberg E. Maschke.

Paszkiewicz, Henryk, Jagiellonowie a Moskwa. (Die Jagellonen und Moskau.) Bd. I. Litwa a Moskwa w XIII i XIV wieku. (Litauen und Moskau im 13. und 14. Jahrhundert.) Warschau 1933. 454 S.

Es ist ein großangelegtes Werk, wie wir aus der Vorrede erfahren, auf drei Bände berechnet. Der vorliegende

erste Band, als eine Art von Einleitung gedacht, greift dem allgemeinen Titel gegenüber weit zurück, bis in die Zeiten, in welchen es weder Jagellonen gegeben, noch Moskau irgendeine politische Rolle gespielt hat. Er besteht aus vier umfangreichen Abschnitten von je ca. 100 Seiten. Der erste Abschnitt behandelt die Entstehung und den Werdegang des litauischen Reiches bis zum Tode des Großfürsten Witenes (1315).

Die älteste Geschichte Litauens war lange Zeit ein brachliegendes Feld. Der bekannte ukrainische Historiker Volodymir Antonovyč war wohl der erste, der versucht hat in die lückenhafte und mythenreiche Überlieferung wissenschaftliches Licht zu bringen. Im Vergleiche mit der kritiklosen „Geschichte" von Narbutt bildeten seine Studien wesentlichen Fortschritt und galten für längere Zeit als das letzte Wort der Forschung. Erst in den letzten Jahren des 19. und in den ersten des 20. Jahrhunderts wandten sich zahlreiche Forscher diesem Gegenstande zu. Von seiten der Polen taten es: K. Stadnicki, A. Prohaska, W. Kętrzyński, J. Latkowski, K. Skirmunt, L. Krzywicki, W. Kamieniecki; von den russischen Gelehrten: Leontovič, E. Volter, I. Lappo; von den ukrainischen M. Hruševśkyj, welcher im IV. Bande seiner Geschichte der Ukraine-Ruś dieses Gebiet berührte. Der Wiederaufbau des litauischen Staates und das Wiederaufleben des litauischen Problems in Osteuropa nach dem letzten Weltkriege haben zur Belebung des Interesses für Litauens Anfänge wesentlich beigetragen. Den regsten Anteil an den Forschungen nimmt wieder die polnische Historiographie mit den Abhandlungen von Chodynicki, Papée, Zajączkowski, Łowmiński; auch die litauischen Historiker Totoraitis und Puzinas, der weißruthenische Ljubavskij und der russische Philologe Sobolevskij meldeten sich zum Worte. Dr. H. Paszkiewicz ist dieser Bewegung durchaus nicht fremd geblieben; durch seine Abhandlung: „Z zagadnień ustrojowych Litwy przedhisorycznej" (Aus den Verfassungsfragen des vorhistorischen Litauens), insbesondere aber durch die sehr sorgfältig zusammengestellten „Regesta Lithuaniae" (Bd. I, Warschau 1930) hat er die Studien über das alte Litauen ganz wesentlich gefördert.

Alle diese Arbeiten haben eine Reihe von Problemen an den Tag gefördert und zu lösen versucht: die Angelegenheit des Territoriums, welche von den Litauern in der Morgenröte ihrer Geschichte besiedelt war; die Hauptrichtlinien ihrer räuberischen Einfälle in die benachbarten Länder; die

Bedeutung des Abkommens der litauischen Kunigas mit den ruthenischen Fürsten vom Jahre 1219; die Rolle, welche die Kunigas im damaligen Litauen gespielt haben: ob sie bloß Bandenanführer, oder wirkliche Territorialfürsten waren; ob Mendog tatsächlich der erste Organisator des litauischen Reiches gewesen, oder etwa schon vor ihm die großfürstliche Gewalt vorhanden war; genaue Bestimmung der Zeit, zu welcher Mendog die oberste Gewalt erlangt hat; genealogischer Zusammenhang und verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Fürsten, deren Namen in den ältesten Quellen genannt werden; der Grad ihrer Abhängigkeit von Mendog; Bestimmung der Residenz Mendogs sowie seines Krönungsortes; die Angelegenheit der Echtheit seiner Urkunden; die Fragen, ob Švarno ganz Litauen oder nur den südlichen Teil desselben beherrscht habe, und ob Trojden unmittelbar auf ihn folgte, oder erst später zur Herrschaft gelangte; die Herkunft Trojdens; die Herkunft seiner Nachfolger auf dem großfürstlichen Thron, und zwar ob Pukuwer, Witenes und Gedimin seine Nachkommen waren oder einer anderen Dynastie angehörten. In allen diesen und auch anderen weniger bedeutsamen Angelegenheiten beschränkt sich der Verfasser nicht bloß darauf, den gegenwärtigen Stand der Forschung zu berichten, sondern greift tätig in die Diskussion ein und versucht die Streitfragen mehr oder weniger selbständig zu lösen. Meistens sind seine Argumente stichhaltig und überzeugend. Mit einigen können wir uns aber nicht ganz einverstanden erklären. So bekämpft er, unserer Ansicht nach, ungerecht die von Spicyn und Ljavdańskij aufgestellte und von Sobolevskij gestützte Hypothese von einer Zusammengehörigkeit von Holjaď der altruthenischen Chroniken (an der Prova, einem Nebenfluß der Oka) mit den preußischen Galinden und folglich vom Vorhandensein eines abgesprengten baltischen Stammes an dem Ostrande der Smolensker Landschaft. Diese Angelegenheit hängt doch mit der Frage nach der Urheimat der Balten bzw. auch der Balto-Slaven zusammen, welche laut neuesten auf geographische Nomenklatur gestützte Forschungen von Rozwadowski, Buga u. a. eben im Osten vom oberen Dnepr zu suchen ist. In der allerneuesten Zeit ist eine höchst interessante Arbeit von M. Vasmer unter dem Titel „Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas I: Die Ostgrenze der baltischen Stämme“ (Sitzungsbericht d. Preuß. Akad. d. Wiss., Phil.-histor. Klasse 1932 Nr. 24, S. 637—666) erschienen, in welcher neue Belege für diese Auffassung gebracht werden. Wir halten es keineswegs für

unwahrscheinlich, daß bei der Wanderung der Balten nach Südwesten ein Teil der Bevölkerung, wie es auch sonst gewöhnlich zu geschehen pflegte, in der Urheimat zurückgeblieben war und von Urwäldern geschützt noch jahrhundertelang seine ethnographische Eigenart bewahrt hat. Dazu brauchte er weder sehr zahlreich noch besonders tatkräftig zu sein. Die heutigen Lausitzer in Deutschland und die Bretonen in Frankreich sind ein Schulbeispiel dafür. Übrigens ist es dem Verfasser nicht gelungen, eine andere plausible Erklärung jener Holjaď zu geben. Desgleichen betrachten wir es als entschieden verfrüht, von einer Angliederung von Smolensk an das litauische Reich in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts zu reden. Gegen eine solche, von dem weißruthenischen Forscher Lastouski zuerst aufgetischte Auffassung der Lavr. Chron. I 469 sprechen verschiedene Umstände. Vor allem die damalige politische Lage. Smolensk nahm doch zu jener Zeit dominierende Stellung in der nordwestlichen Ruś ein. Im Vertrage des Fürsten Mstislav Davidovič mit der Stadt Riga vom Jahre 1229 erscheinen die Fürsten von Polock und Vitebsk als seine Vasallen. Nach Mstislavs Tode (1232) behauptet sich sein Sohn Svjatoslav auf dem Throne mit Hilfe des Fürsten von Polock. Daß die von Mendog aus ihren Erbländern vertriebenen Söhne Dorsprunks in der Ruś Eroberungen gemacht und sich zweier umfangreichen Fürstentümer, Polock und Smolensk, bemächtigt hätten, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die bisherige Historiographie faßte die betreffende Stelle der Lavr. Chronik so auf, daß anläßlich innerer Wirren, welche in Smolensk im Zusammenhange mit dem Mongoleneinfalle und dem vermutlichen Ableben des Fürsten Svjatoslav ausgebrochen waren, die Litauer den üblichen Plünderungszug in das Land unternahmen, doch von dem Vladimirer Großfürsten Jaroslav Vsevolodovič besiegt wurden, wobei ihr Kunigas im Kampfe fiel; hierauf habe Jaroslav die Ordnung im Lande wieder hergestellt und den fürstlichen Thron dem Bruder Svjatoslavs Vsevolod übergeben. Eine andere Auffassung des Berichtes der Chronik ist weder möglich noch nötig.[1] Auch geht es nicht an, aus dem Umstande allein, daß die Hochzeit des Aleksandr Jaroslavič (Nevskij) mit der Tochter des Fürsten von Polock Brjačislav (1239) in Toropec gefeiert wurde, zu schließen, Polock sei damals nicht

[1] Die fragliche Stelle lautet: Того же лѣта (1239) Ярославъ иде Смолиньску на Литву, и Литву побѣди, и князя ихъ ялъ; и Смольняны урядивъ, князя Всеволода посади на столѣ, а самъ со множествомъ полона, с великою честью отьиде всвояси.

in den Händen des Fürsten, folglich von Towtiwil besetzt gewesen. Die Ursachen, daß die Hochzeit nicht in der Residenz des Fürsten stattgefunden hat, können doch sehr verschiedenartig gewesen sein. Danilevič (Očerk istorii Polockoj zemli, S. 112) gibt eine ganz andere Erklärung dafür, und zwar, daß Brjačislavs Tochter in Toropec gewissermaßen als Bürge der Treue ihres Vaters verweilte. Ziemlich gewagt erscheint uns schließlich auch die Annahme, Fürst Konstantin von Polock, durch einen Vertrag mit dem livländischen Orden aus den Anfängen der 1260er Jahre bekannt, sei ein Sohn Towtiwils, also kein Rjurikovič, sondern ein Mitglied der litauischen Dynastie gewesen. Towtiwil hat doch zur Regierungszeit Mendogs nicht als regierender Fürst, sondern bloß als politischer Flüchtling in Polock geweilt, sonst hätte er und nicht Konstantin den eben erwähnten Vertrag mit dem Orden gezeichnet.

Im zweiten Abschnitte sollte, parallel zu dem vorangehenden, die Entstehung und der Werdegang des Moskauer Reiches dargestellt werden. Der Verfasser holt aber weiter aus und schildert die Geschichte des Verfalls des Großfürstentums von Vladimir an der Kljazma. Diesen Teil der Arbeit hat er schon früher als besondere Abhandlung unter dem Titel „U podstaw potęgi moskiewskiej“ (An den Grundlagen der Moskauer Machtstellung) in „Ateneum Wileńskie“, H. 14 (1928) erscheinen lassen. Es ist ein Feld, welches von zahlreichen russischen Historikern bereits gut durchgeackert ist und auf welchem die Forschungen von Presnjakov und Ljubavskij in den letzten Jahren manche neue interessante Gesichtspunkte zur Geltung gebracht haben. Dieser Abschnitt befriedigt etwas weniger als der vorangehende. Der Verfasser verschwendet viel Raum und Zeit zur Feststellung von historischen und geographischen Einzelheiten, verliert aber dabei die allgemeinen Entwicklungslinien aus den Augen. Auch bei Benützung von Quellen bewahrt er nicht immer die notwendige Vorsicht, indem er manchmal zwischen den zeitgenössischen Chroniken und den späteren Kompilationen nicht gehörig unterscheidet und zuweilen auch die Zeugenschaft des leider schon so oft mißbrauchten Machwerkes von Tatiščev anruft. Es wird uns in dem Abschnitt eine Reihe von Großfürsten: Jaroslav Vsevolodovič, Aleksandr Jaroslavič (Nevskij), Jaroslav Jaroslavič, Dimitrij Aleksandrovič, Andrej Aleksandrovič, hintereinander vorgeführt. Der ganze Sinn ihrer Regierungen erschöpft sich in dem fortwährenden Streben nach „Sammlung von russischen Ländern“, um dieselben dann beim Tode unter die Söhne zu

teilen, worauf dann der Nachfolger auf dem großfürstlichen Stuhl die Arbeit des Sammelns von Neuem zu beginnen gezwungen ist. Hier in dem Vladimirer Mikrokosmus des 13. Jahrhunderts wiederholen sich ganz genau die Vorgänge, welche sich in dem Ruś-Makrokosmus des 11. und 12. Jahrhunderts abgespielt haben. Eine gründliche Untersuchung dieser verblüffenden Analogie könnte gewiß zum besseren Verständnis so mancher Begebenheiten beitragen. So irrt sich der Verfasser ganz bestimmt, wenn er von einer Teilnahme der Vladimirer Bevölkerung an den Thronstreitigkeiten spricht, von der Voraussetzung ausgehend, die Bürgerschaft der Hauptstadt habe sich den fortwährenden Kämpfen um den großherzoglichen Thron und dem häufigen Wechsel der Regenten gegenüber doch nicht teilnahmslos verhalten können! Die Geschichte von Kiev in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts belehrt uns eben, daß derartige Streitigkeiten und der fortwährende Regentenwechsel die Bevölkerung der Hauptstadt schließlich zur vollständigen Passivität getrieben haben. Gerade durch die vollkommene Teilnahmslosigkeit der einheimischen Bevölkerung wird die schwache Stellung der Großfürsten von Kiev im 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts sowie der von Vladimir a. d. Kl. im 13. Jahrhundert am besten erklärt; hingegen das allmähliche Verwachsen der einzelnen Dynastiezweigen mit ihren erblichen Anteilen hat zur Erstarkung der Macht des Territorialfürstentums wesentlich beigetragen, weil es zwischen den Fürsten und der Bevölkerung ihrer Anteile ein Gefühl von Interessengemeinschaft wachrief. Hiermit hat der Verfasser vollkommen recht, wenn er behauptet, die Erstarkung von Moskau und von Tver an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert sei nichts außergewöhnliches gewesen.

Das weitere Wachstum des litauischen Staates unter Gedymin und die Entwicklung der Machtstellung von Moskau bis zum Tode des Großfürsten Ivan Kalita bildet Gegenstand des dritten Abschnittes. Hier bewegt sich der Verfasser auf dem ihm wohlbekannten Terrain der osteuropäischen Geschichte des 14. Jahrhunderts, welches er in zwei rühmlich bekannten Arbeiten: „Polityka ruska Kazimiera Wielkiego“ (Die ruthenische Politik Kasimirs des Großen) und „Z dziejów Podlasia w XIV w.“ (Aus der Geschichte von Podlachien im 14. Jahrhundert) bereits durchforscht hat. Ausführlich behandelt er das Problem der Briefe Gedimins und nimmt zwischen Forstreuter und Prohaska vermittelnde Stellung ein, indem er die Briefe für echt, die in denselben enthaltenen Verspre-

chungen einer Bekehrung aber für politischen Schachzug hält, welcher den Großfürsten über die Köpfe des Deutschen Ordens mit dem christlichen Westen in Verbindung bringen sollte. Im Gegensatze zu Zajączkowski hält er daran fest, daß die Übereinkunft Gedimins mit Wladislaw Lokietek (Ende 1323 oder Anfang 1324) im Einverständnisse mit Masovien erfolgt war: Gedimin erhielt die Zustimmung des polnischen Königs zur Besetzung Podlachiens, wofür er zugunsten des Trojdenowicz auf Litauens Ansprüche auf Wolhynien verzichtete. Zu Vorgängen in der Vladimirer Ruś übergehend, schildert der Verfasser den erbitterten Kampf zwischen den Fürsten von Moskau und von Tveŕ um die großfürstliche Würde, welcher nach dem Tode von Andrej Aleksandrovič (1304) entbrannt war, und die entscheidende Rolle, welche die Mongolenkhane dabei gespielt haben. Hierauf charakterisiert er die Politik des Großfürsten Ivan Kalita, aus der Moskauer Linie, welcher im Jahre 1328 endlich den Sieg davongetragen hat und mit vollem Rechte allgemein als Begründer der moskovitischen Großmachtstellung gefeiert wird.

Zu den verwickeltsten Problemen der litauischen Geschichte gehört zweifellos die Angelegenheit der Expansion Litauens auf Kosten der ruthenischen Gebiete. Die ruthenisch-litauischen Chroniken sind in dieser Beziehung derart karg an Nachrichten, daß die bisherige wissenschaftliche Historiographie in den meisten Fällen nicht feststellen konnte, wann und auf welche Weise (friedlich oder mit Waffengewalt) die einzelnen Ruś-Landschaften dem litauischen Reiche angegliedert worden waren. Deshalb wendet der Verfasser dieser Frage ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Um das Jahr 1317 war es Gedimin gelungen, die Einwilligung des Patriarchen von Konstantinopel zur Errichtung einer besonderen „litauischen" Metropolie für die Ruthenen seines Reiches zu erlangen. Die von V. N. Beneševič veröffentlichten „Fragmente" haben manche neue Nachrichten über dieselbe geliefert. Nun unternimmt der Verfasser den Versuch, mit Hilfe dieser neuen Materialien die Grenzen der „litauischen" Metropolie zu bestimmen, in der Voraussetzung, dadurch zugleich auch die von dem litauischen Großfürsten abhängigen Ruślandschaften feststellen zu können. Doch diese Methode kann nicht als ganz zuverlässig angesehen werden, da die Einflußsphäre des „litauischen" Metropoliten manchmal weit über die Grenzen des litauischen Reiches hinausreichte; so ist es bekannt, daß in den 1360er Jahren der Fürst von Tveŕ, wohl ein Verbündeter Litauens, doch von demselben ganz unabhängig, die

Kirche seines Landes der Jurisdiktion des „litauischen“ Metropoliten unterstellte. Die Hypothese, der damalige Kiever Fürst Fedor sei mit dem gleichnamigen Bruder Gedimins identisch, ist sehr verlockend, doch die Namensgleichheit allein reicht für derartige Annahme nicht aus. Die damaligen Quellen kennen noch einen Fedor, welcher sich im Jahre 1326 an der Gesandtschaft Gedimins nach Groß-Novgorod beteiligte und Fedor Svjatoslavič genannt wird; man hat früher versucht, diesen Fedor mit dem Fürsten von Kiev zu identifizieren, doch es hat sich herausgestellt, daß er Fürst von Dorohobuž und Vjazma war. Auch die Behauptung von einer Abhängigkeit der Fürstentümer Černigov und Brjansk von Gedimin erscheint uns wenig begründet. Hat doch der vom Metropoliten Theognost in Wolhynien ausgeweihte Erzbischof Vasilij seinen Weg nach Novgorod gerade über Černigov und Brjansk gewählt, um den Nachstellungen des Großfürsten von Litauen auszuweichen; übrigens sagt doch der Verfasser selber an einer anderen Stelle (S. 367), daß „zu Gedimins Zeiten auf dem Gebiete von Brjansk sich die Einflüsse von Litauen und Moskau kreuzten“. Der Abschnitt schließt mit einer trefflichen Charakteristik der beiden Hauptgestalten jener Zeit, Ivan Kalitas und Gedimins, welche fast gleichzeitig gestorben sind (1341), und mit einer gründlichen Untersuchung ihrer letztwilligen Verfügungen.

Im vierten Abschnitt erzählt der Verfasser zunächst die Vorgänge, welche sich nach Gedimins Tode in Litauen abgespielt haben und betont, im Gegensaz zu Kolankowski, das einträchtige Vorgehen Olgerds und Kejstuts. Hierauf zeichnet er in großen Zügen die Hauptrichtungslinien der Politik Olgerds, zeigt, wie der Großfürst zwischen drei Litauen benachbarten, gewaltig emporschnellenden Mächten: Polen. Moskau und dem Deutschen Orden, sowie der noch immer bedrohlichen Mongolengefahr, geschickt zu segeln verstand. Schon Gedimin hat in seinen letzten Regierungsjahren die zwischen Moskau und Tveŕ bestehende Rivalität zur Ausdehnung seiner Einflußsphäre gegen Osten ausgenützt. Durch Heirat mit der Fürstin von Tveŕ, Uljana (1350) und durch Vermählung seiner Tochter an Boris Konstantinovič von Suzdal greift Olgerd in die Verhältnisse der Vladimirer Ruś aktiv ein, setzt beim Patriarchen von Konstantinopel die Erneuerung der „litauischen“ Metropolie mit dem Sitz in Kiev durch und stellt im Jahre 1358 ein stolzes Programm für seine Orientpolitik auf: „Omnis Russia ad Letwinos deberet simpliciter pertinere.“ Durch geschickte Diplomatie verstand er

seine westlichen Nachbarn eine Zeitlang im Schach zu halten. Als Kasimir d. Gr. in den 50er Jahren des 14. Jahrhunderts durch seine Feldzüge Litauen zu stark belästigte, gelang es Olgerd um den Preis eines Handelsprivilegs für die Thorner Kaufleute, den Deutschen Orden zu einem Diversionseinfall in Masovien zu veranlassen und bald darauf (1356) mit Polen eine gegen den Orden gerichtete Verständigung abzuschließen. Dabei wurde wiederum ein neuer Bekehrungsplan der Litauer lanciert, wobei der Kaiser Karl IV. die Vermittlungsrolle zu spielen versuchte; der Plan scheiterte an exorbitanten Forderungen Olgerds, welcher für Litauen auf Kosten des Ordens einen Zutritt zur Ostsee verlangt hat. Hierauf, den Tod des Großfürsten Ivan Ivanovič ausnützend, unternahm Olgerd in den Jahren 1359—1363 einen energischen Vorstoß gegen Osten, erweiterte die Grenzen des litauischen Reiches bis an die Oka, setzte seinen Sohn Vladimir in Kiev ein und durch den Sieg an der Syna Voda (1363) befestigte er die Herrschaft der Korjatoviče in Podôlien. Da fiel ihm der Deutsche Orden in den Rücken und drang bis Kowno vor. Dieses ermöglichte wiederum dem jungen Sohne Ivans, Dimitrij (Donskoj), sich in der Vladimirer Ruś nicht nur des großfürstlichen Thrones zu bemächtigen, sondern auch seine Rivalen von Tveŕ gänzlich zu demütigen. Die drei großen Feldzüge, welche Olgerd in den Jahren 1368, 1370 und 1372 gegen Moskau unternahm, verliefen in ganzen resultatlos, weil der litauische Großfürst sich gleichzeitig vom Westen, von dem Deutschen Orden und zum Teil auch von Polen, bedroht fühlte. Mit vollem Recht betont der Verfasser den innigen Zusammenhang, welcher damals zwischen den Vorgängen an der moskovitischen und der westlichen Front Litauens sich derart auffallend bemerkbar machte. Die empfindliche Diversion des Deutschen Ordens war auch eine der wichtigsten Ursachen, weshalb Olgerd nicht nur sein stolzes Programm der Ruś gegenüber fallen zu lassen gezwungen war, sondern auch in seinen letzten Regierungsjahren im Osten starke Einbußen erlitt. Der einzige Erfolg, den er hier verzeichnen konnte, war die wiederholte Erneuerung der „litauischen“ Metropolie im Dezember 1375. Mit der Schilderung der Mißhelligkeiten zwischen Kejstut und Jagiello, welche nach Olgerds Tode ausgebrochen waren und mit der Gefangennahme des ersteren (1382) endeten, sowie des großen Sieges Dimitrijs über die Tataren am Don (1380) schließt der Verfasser den ersten Band seines Werkes ab.

Es ist eine sehr fleißige und nützliche Arbeit, welche sich

an die bisherigen wissenschaftlichen Leistungen des Verfassers ganz würdig reiht. Sie läßt in vielen Punkten die Vorgänge im neuen Lichte erscheinen, in andern hingegen ist sie geeignet. zu weiteren Forschungen anregend zu wirken. Daß der Verfasser das ganze vorhandene Quellenmaterial benützt sowie die ganze einschlägige Literatur berücksichtigt hat, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Als eine Art von unwillkürlicher Entgleisung ist anzusehen, wenn S. 119 Wolhynien „Rosja włodzimierska" (statt Ruś włodzimierska) genannt wird. S. 441 unten ist bei den Vorgängen in den Jahren 1380 und 1382 von Olgerd die Rede; offenbar ist hier Jagiello gemeint. Sonst ist die Korrektur sehr sorgfältig. Wir hoffen auf das Erscheinen der versprochenen weiteren Bände nicht zu lange warten zu müssen.

Warschau. M. Korduba.

Das Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica. Aus den Jahren 1451—1482, herausgegeben, eingeleitet und bearbeitet von F. A. Doubek und H. F. Schmid. Leipzig 1931. XIV + 77* + 248 Seiten. (Quellen zur Geschichte der Rezeption. II. Bd.)

Die Vorbemerkung von Professor Alfred Schultze, dem Leiter des Sächsischen Forschungsinstitutes in Leipzig, übertreibt keineswegs, wenn sie mit den Worten schließt: „Neben der Rechtsgeschichte werden deutsche Siedlungsgeschichte, Sprachgeschichte und Volkskunde aus diesem Dorfschöffenbuch Gewinn zu ziehen vermögen" (S. V).

Es handelt sich um eine Quelle des Magdeburger Rechtskreises. Proben aus dem Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica sind bereits von B. Ulanowski in den „Alten Denkmälern des polnischen Rechtes" (Starodawne prawa polskiego pomniki), Bd. XII, S. 61—76 und S. 181—202, publiziert worden. A. Doubek nimmt in der Einleitung zu dieser Teiledition kritisch Stellung (S. 65* ff.). Er hat sich auch über die Handschrift, die verschiedenen Schreiber (wahrscheinlich sechzehn an der Zahl), die Sprache (schlesisch — ostmitteldeutsch) und die technischen Einzelheiten der neuen Ausgabe geäußert. Seine Bemerkungen zu den Registern geben einige notwendige Erklärungen.

Der umfangreichste, erste Teil der Einleitung (der Entstehungsort, S. 1—53) hat Heinrich Felix Schmid zum Verfasser. Krzemienica (Cremcz, Cremisz, Cremnicz, Crzemcza, Crzemens u. a.) liegt ungefähr 3 Kilometer westlich von Łańcut. Nach einem Überblick über die politische Situation Rot-Rußlands im ausgehenden 14. Jahrhundert

wird darauf hingewiesen, daß schon im Jahre 1378 Łańcut eine Stadt deutschen Rechtes mit Vogt und Ratsherren, Krzemienica ein deutschrechtliches Dorf mit einem Schulzen gewesen sei (6*). Der Begründer der Grundherrschaft von Łańcut, Otto von Pilica, zählte zu den vertrauten Ratgebern Kasimirs des Großen. Die Geschlossenheit des Deutschtums brachte es mit sich, daß sich gerade im Gebiete von Łańcut die deutsche Sprache länger halten konnte als in den zerstreuten Kolonistensiedlungen, die bald der Polonisierung erlagen. Mit Recht weist H. F. Schmid darauf hin, daß aus der Erwähnung eines Landvogtes nicht mit Sicherheit das Vorhandensein eines Lehnsgerichts gefolgert werden dürfe. Eine Bemerkung, die im allgemeinen für die Geschichte der Kolonisation zu gelten hat, da sich in den Denkmälern, wie z. B. im vorliegenden Schöffenbuch, oft verwirrende Unklarheiten in den Bezeichnungen der Amtspersonen finden (S. 38*). Auch sonst stößt man in der Einleitung auf eine ganze Reihe von Beobachtungen und Feststellungen, die für die Geschichte der deutschen Ostkolonisation von Interesse und Bedeutung sind. Der Landausbau, die Zinshufensiedlung, der Zinsertrag, die steigende Macht der adligen Schulzen, die Dorfselbstverwaltung, die Auflockerung der deutschen Rechtsordnung, das alles wird kurz und doch aufschlußreich behandelt. Drei Beilagen (1. Übersichtskarte des Gebietes von Łańcut, 2. Stammtafel der Grundherren von Łańcut und Krzemienica im 14. und 15. Jahrhundert, 3. Phototypische Wiedergaben der Handschrift) schließen den Einleitungsteil wirkungsvoll ab.

Der Text besteht aus 738 Stücken. Um einen Einblick zu gewähren, sei Nr. 181 (S. 42) abgedruckt: „Item iudicium est celebratum feria secunda proxima post festum Michael (2. Oktober 1458). — Wer rechter mit sampte den sebben scheppen wer bekennen, wy das ist kommen Peter Gesinde vor vnszir gehegte banck vnd das der foyt czewgit, das Petir Gesinde hot bekant I marg erbe gut czw gabin off dy nesten phingstin; vnd dor off hot Petir Gesinde seynen scheppen schelling gelegit.“ — Die sorgfältig gearbeiteten Register (Ortsregister S. 205/06, Personenregister S. 207/21, Wort- und Sachregister S. 222/45 und Verzeichnis der Einleitungsformeln S. 246/248) erlauben in jeder Hinsicht eine rasche und sichere Benutzung des inhaltsreichen Schöffenbuches einer deutschen Dorfgemeinde aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Südosten Polens.

Berlin. B. Stasiewski.

Jan St. Bystroń. Dzieje obyczajów w dawnej Polsce, Wiek XVI—XVIII. Altpolens Sittengeschichte, 16.—18. Jahrhundert.) Warschau o. J. 470 S., 215 S. Text, Illustrationen und 32 Bildtafeln.

Bis unlängst trat in Polen Kulturgeschichte gegenüber der politischen stark ins Hintertreffen; nur in dem Monumentalwerke über Polen desselben Verlags war Kultur neben Politik würdig vertreten. Dies ist heute weiter zum Bessern geändert. Über meinen Dreibänder, Dzieje Kultury polskiej (1930—1932) handelte ich in dieser Zeitschrift. 1932 kam von der Akademie die Sammelschrift Kultura Staropolska (altpolnische Kultur), VI und 752 S., aus Anlaß des Kochanowski-Jubiläum: darin ragten besonders hervor die Beiträge von Estreicher (Rechtskultur des 16. Jahrhunderts), Komornicki (Artistische Kultur im Polen der Renaissance) und Kot (Polens „goldenes" Zeitalter und die westliche Kultur).

Diesen Publikationen reiht sich nun die von Bystroń an, sie gibt in einem ersten Bande ‚Land und Leute und geistige Kultur'; ein zweiter ‚gesellschaftliche und technische Kultur', soll folgen. Der Prachtband ist Augenweide für Bibliophile; sein reicher Bilderschmuck macht ihn auch dem des Polnischen unkundigen verständlicher. Bystrońs trefflicher Vorgänger, Wł. Łoziński, hatte 1911 in dritter, reich illustrierter Auflage ein Werk über altpolnisches Leben (Życie polskie w dawnych wiekach) geschaffen, aber Leben gab es ja nur beim Adel und auf diesen beschränkte sich der Sammler von Kunstschätzen, der treffliche Kenner zumal des Ostens (speziell Lembergs, seiner Patrizier und Künstler), der Belletrist, der aus Gerichtsakten lebensvolle Bilder schuf. Bystroń dagegen zieht das gesamte Polen ein, Bürger und Bauern, Juden und Zigeuner, Familien- und geistiges Leben: freilich, bei der Fülle des Stoffes, vielfach nur flüchtig und oberflächlich. Dies gilt namentlich von dem ersten Abschnitt (Land und Leute), der fast nur aufzählt; die Illustrationen (alte Städteansichten) müssen für den kümmerlichen Text entschädigen. Über das ethnographische Litauen, das nie den geringsten Einfluß auf Polen geübt hat (ein einziges, erkünsteltes, angeblich litauisches Wort in der ganzen polnischen Schriftsprache!), wird ausführlicher gehandelt, des Volks, der Sprache gedacht, wie auch bei den kulturell zurückgebliebenen Masoviern, aber über die an Zahl, Raum, Bildung den Litauern unendlich überlegenen Russen und ihren vielfach maßgebenden Einfluß herrscht absolutes Stillschweigen, keinerlei

Charakteristik ist auch nur versucht; dieses Todschweigen der Russenart, wofür seit 1916 keine Zensur verantwortlich zu machen wäre, fällt besonders auf.

Das zweite Kapitel, über fremdrassige Mitbewohner, Juden usw., ist eingehender, obwohl auch hier bezeichnende Züge öfters fehlen, so wird z. B. über den Jüdinnen bekehrenden Frauenorden der Mariawiterinnen hier und sonst noch gehandelt, aber verschwiegen, daß in Litauen der Neophyte eo ipso Adliger wurde; ebenso die Organisation der jüdischen sejmy (Tagungen) und so vieles andere.

Das dritte und vierte Kapitel handelt über Ausländer in Polen und Polen im Auslande (Reisen, literarischer Einfluß u. dgl.): eine Fülle von Angaben, die aber im wesentlichen zu ergänzen wären, wie z. B. die Anzahl der Promotionen in Rom gegen die in Padua und Bologna rapid aufschnellt, u. a.; unter „Makaronisierung“ ist zweierlei zusammengeworfen, Humoristisches (Polnisches mit lateinischen Endungen), und stetes Einflechten lat. Termini und Bruchstücke, das sowohl die Sprache verdarb, wie die Köpfe verwirrte, als stellte man faktisch den einstigen senatus populusque romanus dar. Besonders reich sind die Beziehungen zum Orient dokumentiert; man merkt, daß dem Verfasser auch das Buch über Pilgerfahrten der Polen nach dem Heiligen Lande (1930) gehört.

Kapitel V—VII handelt über Adel, Bürger, Bauer, nichts verheimlichend noch schönfärbend. Beim Adel wird die Gleichheit und in ihrem Gefolge die Verpönung jeglicher Unterschiede durch Titel oder Orden betont; Namengebung und Namenwechsel, Anmaßung des Adelsprädikates, die krummen Wege, auf denen man es erreicht, wird durch Zitate aus zeitgenössischen Satirikern erläutert. Den Niedergang der Städte verschuldet verkehrte Zollpolitik, jüdische Konkurrenz, Trunksucht; beim Bauer geht es ebenso, die Schinderei der Herrn ist nur noch schlimmer als in den Kleinstädten, die ja auch nur Dörfer sind. Bedenklich erscheint die Annahme (S. 261) einer rein äußerlichen Christianisierung des Volkes, daß „unter der kirchlichen Hülle eine fast unberührte Fülle heidnischer Überlieferung sich fände“, denn gerade Polen haben mehr als alle anderen Slaven, sogar mehr als Wenden und Čechen, alles Heidnische abgestreift; ihre Dämonologie kennt fast nur fremde Namen, lateinische, deutsche, biblische, russische. Kapitel VIII handelt über Wissen und Glauben: Bystroń ist von Haus aus Ethnograph, der aber nicht wie Moszyński, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes ‚Volkskultur der Slaven‘ (I, 1929), das materielle, sondern

nur das geistige Gebiet beherrscht: es fehlt kein bezeichnender Zug von Aberglaube, Hexerei u. dgl.; nur wäre das fremde Element viel stärker zu betonen. Weniger befriedigt Kapitel IX, religiöses Leben; es werden z. B. die Mönchsorden ziemlich summarisch aufgezählt und die lichten Seiten des Ordenslebens, namentlich der Jesuiten, ja nicht nach Gebühr hervorgehoben, die Wirksamkeit eines Skarga ist nicht einmal gestreift, wie Reinheit der Sprache und Eindringlichkeit der Moralpredigten nur in der Kirche noch Zuflucht findet, wie nach dem vorübergehenden Erfolg der Reformation die Gegenreformation vieles auf die mittelalterlichen Geleise in Buch und Predigt zurückführt: alles entweder gar nicht oder nur andeutungsweise berührt, während sonst manche Einzelheiten überflüssig wiederholt werden. Reichhaltiger ist wieder Kapitel X über Schul- und Buchwesen; es fehlen keine bezeichnenden Züge, nur wären mehr Druckorte und Druckereien zu erwähnen, sowie die Ansicht der jedes Buch begleitenden Zoilus-Verse; auch war die Rolle der Reformation bei der Belebung des Schul- und Buchwesens viel bedeutsamer. Kapitel XI, literarisches Leben, handelt über Autoren (aus welchen Ständen sie sich rekrutierten, auffallend viele aus Magnaten namentlich im 17. und 18. Jahrhundert) und betont nicht genügend, warum die besten Autoren und Werke das Licht der Öffentlichkeit von vornherein scheuten (!). „Diese Dichtung (Biographie in Versen einer großen Dame, von ihr selbst verfaßt) hat größere Popularität nie erworben“ (S. 413), aber solches war ja gar nicht beabsichtigt, man konnte nicht schreiben, um gedruckt zu werden! Dies, die Art zu schaffen, Talentlosigkeit und Steigerung der Talente wäre nachzutragen; ebenso war die sogenannte Eulenspiegelliteratur, die so charakteristisch für das Polen von 1600—1630 ist, und die satirische Literatur (W. Potocki, der Bedeutendste, ist gar nicht genannt) genauer zu charakterisieren. Das letzte, kürzeste Kapitel über Medizin handelt fast nur vom 16. Jahrhundert und seinen Drucken.

Abwechslungsreich ist somit der Stoff wie die Darstellung, die viele, namentlich poetische Zitate beleben; freilich, von irgendwelcher Vollständigkeit kann keine Rede sein; beabsichtigt war „eine plastische Vision des altpolnischen Lebens des Alltages“, aber dieses Leben war anders im 16. und anders im 18. Jahrhundert, welcher Unterschied so ziemlich ignoriert wird; ebenso war hinderlich einem Totaleindruck die unumgängliche Zersplitterung des Stoffes nach Rubriken, sowie die durch den Umfang

bedingte Flüchtigkeit der allerdings sehr lesbaren Darstellung. Doch dies ist nur die eine Seite des Buches, die andere, dankbarere liefern die Illustrationen. Eine Unmenge von Bauten aller Art, aufgenommen von der staatlichen zentralen Inventarisierungskommission, und eine Fülle von Genreszenen sowie von Individuen (von Bettlern an bis zum Adel; Magnaten fehlen!) ergänzen wesentlich den Text, werden oft beredter, doch ist auch hier ein Mißgriff unterlaufen. Łoziński (s. o.) wählte mit Vorliebe Chodowiecki und bewegte sich in höheren Sphären; Bystroń hat vor allem den etwas jüngeren Norblin bevorzugt, es ersteht vor uns der ganze Norblin aus den Sammlungen der Czartoryski. Aber der trefflichere Zeichner ist oft unverkennbar Karikaturist, und wie Karikaturen muten uns zahlreiche Illustrationen und Volksbilder an, gleich das Titelbild („Adelstypen“) trägt solchen unverkennbaren Zug und manches Bild ist geradezu nur als Karikatur zu bewerten. Dadurch ist die Bilderbeilage etwas einseitig, glänzenderes, höheres Leben fehlt, auch die Bilder von den Nieswieżer Theateraufführungen können diesen Mangel nicht wettmachen; Dorf, Kleinstadt, Judenszenen sind bevorzugt; es fehlt auch nicht das Thorner Blutbad nach einem zeitgenössischen Stich. Von den Ordensgeistlichen, die doch in Altpolen so bedeutsam hervortreten (Jesuiten nicht allein!), fehlen Aufnahmen, denn der angebliche Dominikanermönch auf S. 355 überzeugt nicht; eine Sammlung von charakteristischen Mönchsbildern in der Ordenstracht wäre erwünscht. Die Abbildungen nach Ziarnko (polnischer Künstler in Paris; Hexensabbat), De Hoogh (Phantastisches) sind für Polen kaum bezeichnend, wohl aber Canaletto und viele Kirchenbilder. Bis auf jene einseitige Bevorzugung des Derben und Niedrigen ist die Auswahl als wohl gelungen und lehrreich zu bezeichnen. Das Äußere des Buches sticht von der augenblicklichen buchhändlerischen Krise höchst vorteilhaft ab.

Berlin. A. Brückner.

Bohemia in the Eighteenth Century. A study in Political, Economic and Social History. With Special Reference to the Reign of Leopold II, 1790—1792. By Robert Joseph Kerner, Professor of Modern European History, University of California. New York 1932. XII + 412 S.

Böhmens Geschichte im 18. Jahrhundert trägt ein doppeltes Gesicht. Äußerlich bietet sie das Bild der Vollendung des Werkes der Gegenreformation, des Verlustes der Selbstständigkeit in Verwaltung, Kultur und nationalem Sonder-

dasein durch immer größere Eingliederung des Landes in das Ganze des Habsburger Staates, durch Zentralisierung und Germanisierung. Aber in der gleichen Entwicklung liegen bereits die Keime, aus denen sich im folgenden Jahrhundert die böhmische Nationalbewegung herausgebildet hat.

Diese Zusammenhänge hat der Verfasser des vorliegenden Buches auf Grund eines umfangreichen Archivmaterials zum erstenmal in ihrer ganzen Breite aufgezeigt. Erst der Abschluß der von Maria Theresia begonnenen Reformperiode durch die kurze Regierungszeit Leopolds II. läßt den gesamten Umfang des praktisch Erreichten und wieder Aufgegebenen übersehen: daher ist diese Zeit (der Beginn der neunziger Jahre) in den Brennpunkt der Darstellung gerückt. Die „desideria" der böhmischen Stände und die Verfassungsverhandlungen des Jahres 1790 gaben dafür das wichtigste Material.

Das Bild, das Kerner einleitend von der Entwicklung Böhmens vor und nach der Schlacht am Weißen Berge entwirft, zeigt klugen Abstand von den Stilisierungen der älteren tschechischen Geschichtsschreibung, die in Ernst Denis' bekanntem Werke ihren Niederschlag gefunden haben. Entscheidend bleibt auch für Kerner der Verlust der staatlichen Rechte nach der Schlacht am Weißen Berge, die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Nivellierung durch die habsburgische Bürokratie, die Militärgewalt und die Jesuiten. Erst der Verlust Schlesiens an Preußen schafft darin Wandel. Maria Theresia, bemüht, die gewaltigen wirtschaftlichen Einbußen, die durch die neue Grenze für Böhmens Außenhandel entstanden waren, wettzumachen, beginnt mit Reformen in der böhmischen Verwaltung. Josephs II. theoretisierende radikale Neuerungen, die scheinbar den Kulminationspunkt der zentralistischen Politik darstellen, geben bereits mit der gefährlichen Dreiheit von Bauernbefreiung, Toleranz und Schulreform die ersten Möglichkeiten für die Entfaltung eines protestantisch-böhmischen Nationalbewußtseins. In der dünnen Luft des Josephinismus finden tschechische Theater und böhmische Altertumsforschung ihren bescheidenen Platz, bevor die erneuerte Dichtung, an der romantischen Bewegung inspiriert, weite Kreise für das Tschechentum gewinnt. Der „Bohemismus", erster Beginn eines neuen Bewußtseins landschaftlicher Tradition bei dem entnationalisierten Adel, ist der Schrittmacher einer Nationalbewegung geworden, die erst viel später (nach 1848) ihren exklusiv tschechischen Charakter erhalten hat.

Das sind die Grundlagen, auf denen sich die Auseinandersetzungen zwischen Leopold II. und den Ständen abspielen. Kerner zeigt sehr schön, wie sich beide Partner in vieler Beziehung entgegenkamen: der Kaiser in dem Bestreben, die überstürzten Reformen seines Vorgängers abzubiegen, der Adel in der Erwartung, ältere Positionen wiederzugewinnen. Im Laufe der Reformperiode haben die Fronten sich zum Teil verschoben. Auf wirtschaftlichem Gebiete erstrebt der Adel jetzt, nach den mißlungenen Experimenten einer böhmisch-österreichischen Autarkie (nach den Zollkriegen mit Preußen), die Öffnung der Grenzen, Frieden und günstige Handelsverträge mit den Nachbarn, während er auf der anderen Seite seine feudal-ständischen Privilegien zurückzuerlangen sucht. Auf religiösem Gebiete bekämpfen die Stände die weitgehenden Toleranzmaßnahmen der Zentralregierung, aber sie treten für die Wiedereinführung der tschechischen Sprache in den Schulen und Priesterseminaren ein, derselben Sprache, die im Zeitalter der Gegenreformation von den Jesuiten planmäßig unterdrückt worden war. Die Lösung, die schließlich, im wesentlichen durch das Zurückgehen auf die Theresianische Verfassung von 1764, gefunden wurde, trägt alle Zeichen des Kompromisses. Doch sind gerade diejenigen Elemente, die nationalpolitisch fruchtbar werden konnten, die Wiederherstellung gewisser konstitutioneller Eigenrechte der böhmischen Stände, die religiöse Toleranz und die Zugeständnisse in der Sprachenfrage durchgedrungen, und insofern bedeutet der Abschluß des Werkes durch Leopold für Böhmen ein entscheidendes Stadium in der Entwicklung zur Autonomie und Zweisprachigkeit.

Der Verfasser hat die Entwicklung in den einzelnen Bereichen der Verwaltung, Wirtschaft, des sozialen und Kulturlebens mit großer Gewissenhaftigkeit vergleichend durchgeführt. Zwei Lücken bleiben in dem Gesamtbild noch unausgefüllt. Einmal die Frage nach dem Verhältnis von Tschechentum und Deutschtum in damaliger Zeit, so wie es im Volksbewußtsein sich ausdrückte. Darüber ist noch wenig bekannt, so wie uns auch genaue Untersuchungen über die Verschiebungen der Sprachgrenze und die tatsächlichen Auswirkungen der Entnationalisierungspolitik auf die zahlenmäßige Verteilung der beiden Sprachen noch fehlen. Sodann das Problem der eigentlichen Entstehung der tschechischen Wiedergeburt, das noch umstritten ist (Kerner führt auf S. 316, Fußnote, etwas summarisch die Streitpunkte an, soweit sie sich auf die ideengeschichtliche Quelle der Wiedergeburt beziehen); zur Klä-

rung dieser Frage, die zum Teil schon außerhalb des Rahmens der Aufgaben des Kernerschen Buches liegt, wäre der Prozeß der national-sprachlichen Differenzierung im Bürgertum der böhmischen Stammländer zu verfolgen, zugleich mit den analogen Erscheinungen in der Slowakei, aus deren Sprachgebiet eine Reihe von führenden Männern der tschechischen Wiedergeburt hervorgegangen ist. W. L.

IV. Zeitschriftenschau.

Abkürzungen der Zeitschriften, über die fortlaufend berichtet wird:

Ajalooline Ajakiri (AA)
Altpreußische Forschungen (AF)
American Historical Review (AHR)
Annalecta Ordinis s. Basilii Magni (ABM)
Archiv Radjanśkoji Ukrajiny (ARU)
Archivnoe Delo (AD)
Ateneum Wileńskie (AW)
Baltische Monatshefte (BM)
Beiträge zur Kunde Estlands (BKE)
Berliner Monatshefte (Kriegsschuldfrage) (BMh)
Bibliolohyčni Visty (BV)
Bogoslovija (B)
Borba klassov (Bk)
Bulletin d'Information des sciences historiques en Europe Orientale (BEO)
Byzantinoslavica (Bs)
Česky Časopis Historicky (Č)
Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen (DZP)
Doklady i Izvestija der Akademie der Wissenschaften der Sovetunion (DA bez. IA)
English Historical Review (EHR)
Germanoslavica (Gs)
Hansische Geschichtsblätter (HG)
Historiallinen Aikakauskirja (HA)
Historisk Tidskrift för Finland (HTF)
Historische Vierteljahresschrift (HV)
Historische Zeitschrift (HZ)
Istorik Marksist (IM)
Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven (JbSl)
Katorga i Ssylka (KS)
Krasnyj Archiv (KA)
Kronika Miasta Poznania (KMP)

Kultūra (K)
Kwartalnik Historyczny (KwH)
L'Europe Orientale (OE)
Le Monde Slave (MSl)
Miesięcznik Heraldyczny (MH)
Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (MS)
Polonia Sacra (PS)
Preußische Jahrbücher (PrJb)
Przegląd Archeologiczny (PrA)
Przegląd Historyczny (PrH)
Przegląd Historyczno-Wojskowy (PrHW)
Przegląd Powszechny (PrP)
Przegląd Współczesny (PrW)
Przewodnik Historyczno-Prawny (PrHP)
Revue d'histoire de la guerre mondiale (Rgm)
Revue des études slaves (Rsl)
Revue historique (Rh)
Roczniki dziejów społecznych i gospodarczych (Rosg)
Roczniki Historyczne (RoH)
Rocznik Krakowski (RoK)
Rocznik Polskiej Akademji Umiejętności (RoPA)
Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu (RTNT)
Slavia (Sl)
Slavia Occidentalis (SlO)
Slavische Rundschau (SlRs)
Slavonic Review (SlR)
Slovanský Přehled (SlP)
Sovremennyja Zapiski (SZ)
Svensk Historisk Tidskrift (SHT)
Swiatowit (Sw)
Volja Rossii (VR)
Wiadomości Historyczne (WH)
Wiadomości Numizmatyczno-Archeologiczne (WNA)
Zeitschrift für slavische Philologie (ZfslPh).

Chiffern der Mitarbeiter:

E. A. = Dr. E. Amburger in Berlin;
E. P. B. = Dr. E. P. Boehme in Berlin;
D. D. = Prof. D. Dorošenko in Prag;
I. G. = Dr. I. Grüning in Berlin;
M. K. = Prof. M. Korduba in Warschau;
I. L. = Dr. I. Losskyj in Lemberg;
E. M. = Priv.-Doz. Dr. E. Maschke in Königsberg;
V. M. = Prof. V. Mjakotin in Sofia;
W. Ph. = Dr. W. Philipp in Berlin;
V. R. = Prof. V. Rakint in Berlin;

E. S.-E. = Dr. R. Seeberg-Elverfeldt in Königsberg;
B. St. = Dr. phil. et lic. theol. Stasiewski in Berlin;
F. St. = Dr. F. Steinmann in Berlin;
R. St. = Lic. theol. Dr. R. Stupperich in Berlin;
M. W. = Dr. M. Woltner in Berlin

I. a) Allgemeines, besonders Methodologie; b) Hilfswissenschaften.

Skizze über das Leben und Schaffen des Akademikers E. F. Karskij.

IA 1932, 167—192.

Auf Grund einer hinterlassenen Autobiographie bringt *B. M. Ljapunov* einen eingehenden Bericht über die Tätigkeitsperioden des 1931 im Alter von 70 Jahren verstorbenen Gelehrten. Ein chronologisch geordnetes Schriftenverzeichnis vervollständigt die Ausführungen.
W. Ph.

M. N. Pokrovskij. Nekrolog.

IA 1932, 773—782.

Am 10. April 1932 starb M. N. Pokrovskij im Alter von 64 Jahren. Der Nachruf, den *N. M. Lukin* in der Akademie der Wissenschaften der UdSSR dem Verstorbenen widmet, überrascht durch eine Farblosigkeit, die durch die Anerkennung der Verdienste Pokrovskijs als frühzeitiger Anhänger der bolschewistischen Partei und als Organisator der historischen Wissenschaft im Sovetstaat nicht wettgemacht wird. Es bleibt bei einer kargen Aufzählung seiner Lebensdaten, der Titel seiner Werke, der verschiedenen von ihm gegründeten Zeitschriften und Institute. Über seine allmähliche innere Entwicklung zum Marxismus, seinen Anteil an der Bildung und dem Ausbau der bolschewistischen Lehre wird ebensowenig näherer Aufschluß gegeben, wie über die Frage, in wieweit etwa Pokrovskij durch die Anwendung der Marxschen Gedanken in breiter historischer Arbeit zu einer Weiterentwicklung dieser Gedanken beigetragen hat. Auch wird mit keinem Wort auf die Verbindung von politischer und wissenschaftlicher Erziehung eingegangen, die Pokrovskij zu verwirklichen suchte. Unbefriedigt läßt auch die unübersichtliche Nennung der Schriften im Text und in den Anmerkungen. W. Ph.

Orient, Okzident und Rußland.

MSl 1934, März, 348—369.

Der Kern des Problems Rußland liegt, nach *A. Soltykovs* Ausführungen, in der Antinomie des Nationalen und des Ethnischen. Das nationale, konstruktive, staatsbildende Prinzip bekämpfte während der ganzen russischen Geschichte das zersetzende, anarchistische ethnische Prinzip, und wurde stets von demselben bekämpft. Das erstere sei, seinem Wesen nach, „okzidentalisch": seine markantesten geschichtlichen Äußerungen seien der Novgorod-Kiever Normannenstaat und das Imperium Peters des Großen, Alexanders I. und Nikolaus I. Das ethnische Prinzip sei „orientalisch" gerichtet, wobei für Rußland der Orient sich, geographisch und psychologisch, mit Nord- und Zentralasien identifiziere. Um 1840 herum beginne es, diesmal

auch in der Ideologie der russischen Intelligenz, wieder oberhand zu nehmen und den europäischen, national fühlenden Staat allmählich zu zersetzen. Der vorläufige Abschluß dieses Prozesses sei die bolschewistische Revolution. V. R.

Historiographie der russischen Bauernkriege.

IM 1933, H. 34, 80—119.

Am Beispiel der Bauernkriege, deren Rußland im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts vier erlebte (Bolotnikov, Razin, Bulavin und Pugačev), zeigt *S. Piontkovskij*, wie die Auffassung der russischen Historiker und Publizisten sich ständig wandelt. Wie es für einen bolschewistischen Historiker sich geziemt, sucht der Verfasser überall nach politischen Motiven. Aber dadurch gewinnt die Untersuchung des an sich reizvollen Themas nicht. Einleitend betont er zwar, daß diese vier Erhebungen nicht auf eine Stufe zu stellen seien, daß aus dem bäuerlichen Plebejer des beginnenden 17. der Fabrikarbeiter des ausgehenden 18. Jahrhunderts und aus dem regional beschränkten Aufstand schließlich eine allgemeine Bauernbewegung wurde, im weiteren Verlauf verliert sich aber diese Unterscheidung.

An die Spitze seiner Übersicht stellt Piontkovskij pflichtgemäß Marx, Engels, Lenin und Stalin. Der Ertrag dieser Betrachtung ist dünn: Lenin stellt die russische Entwicklung in Parallele zum deutschen Bauernkrieg und sieht die Ursache des bäuerlichen Mißerfolgs in der fehlenden Führung (durch das Proletariat). Der Erfolg ist der, daß lediglich ein Ausbeuter durch einen anderen ersetzt wird.

In den Gesichtskreis der bürgerlichen Historie traten die Bauernkriege in der Zeit der Bauernunruhen. Wenn Popov und Solov'ev in ihnen nur Auflehnung gegen den Staat, Aufruhr und Meuterei sahen, so meint Piontkovskij hier das Spiegelbild der Einstellung ihrer Zeit vor sich zu haben. Die nächste Generation (Platonov, Ključevskij, Ljubavskij) richtet schon ihr Augenmerk auf den bäuerlichen Kampf, aber sie redet von ihm nicht, ebenso wie man die revolutionäre Bewegung ihrer eigenen Gegenwart zu verschweigen suchte. Ihre Ergebnisse werden von Bulgakov und Struve publizistisch ausgewertet, und der bäuerliche Kampf als sinnlos hingestellt, der Tendenz ihrer Zeit folgend.

Wesentlich anders steht der bäuerliche Vertreter Ščapov. Die ideelle Grundlage für die Bauernaufstände sieht er im Raskol; er erblickt in ihnen eine Bewegung für die Volksprinzipien gegen die Unterdrückung. Seine Beurteilung stellt sich daher der Solov'evs entgegen. Ščapovs Auffassung wird von der Narodnaja Volja aufgenommen, die in der Bauernbewegung ihre Vorgängerin sieht. Die Gruppe teilt sich aber in verschiedene Richtungen. Der wichtigste Vertreter des Volkstumsgedankens ist Semevskij. Freilich konzentriert er seine Kraft auf Erforschung der zweiten Linie, der adligen Versuche, die Bauernfrage vom grünen Tisch aus zu lösen. Die eigentliche Bauernbewegung übergeht er, obwohl er genau weiß, das Bauerntum kämpft für Land und Freiheit. Wesentlicher erscheinen ihm trotzdem die die öffentliche Meinung bestimmenden Kreise. Über Semevskij hinaus geht schon Firsov, der die Bauernbewegung selbst ins Auge faßt, aber die Razinščina wie die Pugačevščina als „Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden" ansieht und die revolutionären Bestrebungen des Bauerntums nicht voll zum Ausdruck zu bringen vermag. Wenn auch die Bestrebungen der unter Pugačev kämpfenden Kosaken, Bauern und Baschkiren weit auseinander gehen und Pugačev seinen Erfolg im wesentlichen der Losung „für den wahren Caren" verdankt, so ist die Bewegung etwas

anderes als ein Aufstand des Lumpenproletariats. Šiško, der ebenfalls dieser Gruppe zugehört, hat keine einheitliche Auffassung mehr.

Da Piontkovskij chronologisch vorgeht, stellt er weiter die Anschauungen von Plechanov, Rožkov und Trockij dar, geht dann auf die Nachwirkungen der bürgerlichen Geschichtsauffassung im gegenwärtigen Rußland, Tchorževskij und Savič, ein, die die Motive für die Bauernkriege nach wie vor in außerhalb des Staates stehenden Vereinen suchen, um dann erst auf die marxistischen Historiker der Gegenwart: Meerson, Tomsinskij, Tichomirov und Simonov zu kommen. Meerson wird zum Vorwurf gemacht, das marxistische Schema nicht voll angewandt und die Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht richtig geschildert zu haben. Die Pugačevščina als wirtschaftliche Reaktion der Kolonien gegen die Monopolpolitik der Metropole anzusehen, wäre falsch. Den ersten von Tomsinskij 1925 und 1930/31 veröffentlichten Arbeiten über Bauernbewegungen werden unrichtige Formulierungen zur Schuld gelegt. Mit Befriedigung wird festgestellt, daß derselbe Verfasser in seinem Buch „Kresťjanskie dviženija v feodaľno-krepostnoj Rossii" von 1932 die Aufstände von Razin und Pugačev nicht mehr als verschiedenartige soziale Bewegungen betrachtet, sondern sie auf einen Nenner bringt. Die letzten Arbeiten von Tomsinskij werden nicht mehr in den Kreis der Betrachtungen einbezogen, sonst hätte festgestellt werden können, daß derselbe Verfasser inzwischen weitere marxistische Fortschritte gemacht hat und der von Engels gestellten plebs-Frage auch schon Beachtung zu schenken weiß. Tichomirov und Simonov bekommen gute Zensuren: ihre Arbeiten führten die marxistische Literatur weiter. R. St.

II. Vorgeschichte Rußlands.

III. Der Kiever Staat.

Zum Chronikbericht über den Feldzug der Russen nach Caŕgrad im Jahre 907.

IA 1932, 471—479.

Zu zwei Begebenheiten, die der Chronikbericht erwähnt — die Slovenen erhalten geringeres Segeltuch als die Russen, Byzanz ist durch Ketten von der Seeseite abgesperrt — werden Parallelen in den nordischen Sagas genannt. *E. A. Rydzevskaja* betont die Möglichkeit einer Übernahme der Gebräuche und Bezeichnungen aus Rußland durch die Skandinavier. Da die Sagas in ihren historischen Berichten inhaltlich ähnliche Einzelheiten enthalten wie die eposhafte Chronikerzählung, erhält diese in den Sagas einen „Realkommentar", ohne daß eine direkte literarische Entlehnung angenommen werden muß. W. Ph.

Die Entstehung der Republik Novgorod.

IA 1932, 271—291, 349—374.

Da die meisten Untersuchungen zur Novgoroder Geschichte mit dem 12. Jahrhundert beginnen, versucht *I. M. Trockij* die politischen Vorstellungen und Ereignisse, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des 10. und 11. Jahrhunderts zu erfassen. Bei den spärlichen und unvollständigen Angaben der Chroniken, die der Verfasser durch einzelne Hinweise auf archäologische Funde zu stützen sucht, müssen seine Ergebnisse stark hypothetischen Charakter tragen. Die Chronikangaben für das 9. und 10. Jahrhundert werden geprüft, inwieweit sie in diese Zeit projizierte politische Vorstellungen des Chronisten aus dem

11. Jahrhundert sind und dadurch, wenn sie auch nicht historisch richtig sind, einen indirekten Quellenwert besitzen. So entspricht nach Trockij die Berufung der Fürsten in der ältesten Zeit den politischen Umständen des 11. Jahrhunderts. Die ursprüngliche Scheidung von den Warägern und den Chazaren tributpflichtigen slavischen Stämmen ist historisch richtig, die Nachfolgeschaft Novgorods in der Warägerherrschaft wird vom Chronisten betont und zur Rechtfertigung Novgoroder Ansprüche auf früher den Warägern unterworfene Stämme benutzt. — Trockij wehrt sich gegen die These einer Vorherrschaft Kievs und betont Novgorods ursprüngliche Selbständigkeit. Die Verbindung mit Kiev wird nach Trockij überhaupt erst im 11. Jahrhundert enger, als Byzanz an Stelle von Bagdad der erste Handelsplatz wird und damit der Dnepr als Handelsstraße gegenüber der Volga an Bedeutung gewinnt. Aber auch dann bleibt Novgorod Kiev an Selbständigkeit und Bedeutung ebenbürtig. Jaroslav gewinnt Kiev von Novgorod aus und residiert abwechselnd in beiden Städten, nach Trockij läßt sich sogar ein Primat Novgorods feststellen. Interessant ist, daß Trockij Rožkovs Analyse der Novgoroder Gesellschaft als konstruiert zurückweist. Die Quellen zeigen anfänglich nur zwei soziale und politische Gruppen: die städtische Kaufmannschaft und die fürstliche Gefolgschaft mit ihren Beamten. Die Erklärung Rožkovs, daß die Vertreibung Vsevolods 1136 als ein Sieg der „demokratischen" Partei der Kaufleute und smerdy über die „feudale" Gruppe der Bojaren anzusehen ist, wird widerlegt. Vielmehr haben die Vorgänge dieser Zeit ihre Ursache in der allgemeinen, nicht klassenmäßig gebundenen Unzufriedenheit mit den Kriegslasten und der Beteiligung an den dynastischen Wirren in Kiev. Das Interesse hatte sich bereits damals der nordöstlichen kolonialen Expansion zugewandt. 1136 ist demnach nicht als Anfang, sondern als eine Stufe in der Entwicklung Novgorods zu bewerten, das von seiner Ausrichtung auf eigene Interessen nur zeitweise unter Vladimir und später Mstislav Monomachovič abgelenkt wurde. Im 12. Jahrhundert wird der endgültige Bruch mit Kiev vollzogen — 1149 wird auch versucht, die Oberhoheit der Kiever Metropolie abzustreifen. W. Ph.

IV. Die Moskauer Periode.

Verkehrswege und -bedingungen zwischen Moskau und der Krim an der Schwelle des 16. Jahrhunderts.

IA 1932, 193—237.

Die Untersuchungen *V. E. Syroečkovskijs* erstrecken sich stellenweise über den im Titel gegebenen Zeitpunkt hinaus bis auf die Verhältnisse im 15. und 14. Jahrhundert und ergänzen in diesem Rahmen die Forschungen von I. Beljaev, D. Bagalej und S. Platonov, die sich auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts beschränken. Im 14. Jahrhundert verdankt Moskau seinen Handel den Beziehungen mit der Goldenen Horde auf dem Volgaweg nach Saraj, auf dem „Landweg" nach Surož, von wo aus man auch weiter nach Byzanz segelte. Nach Tamerlans Sieg über die Horde verlagert sich der Verkehr im 15. Jahrhundert weiter nach dem Westen, nach Kafa und den anderen italienischen Kolonien. Er wird als einzige Möglichkeit eines Außenhandels besonders wichtig während der Absperrung Moskaus im Nordwesten durch Litauen am Ende des 15. Jahrhunderts. Als sich die Krim im 16. Jahrhundert Litauen anschloß, wurden mit der Einbeziehung Astrachańs und Kazańs, sowie mit dem Erscheinen der Engländer im Weißen

Meer neue Wege beschritten. — Zum oben genannten Zeitpunkt werden für den Verkehr mit dem Süden drei Hauptwege gebraucht: 1. Ende des 15. Jahrhunderts benutzten die Moskauer Kaufleute vorwiegend die Litauische Straße über Kaluga—Černigov—Kiev bzw. Putivľ nach Očakov und Kafa. 1500, nach Einverleibung von Novgorod-Seversk, wird der Weg über Putivľ auch die vorgeschriebene Route der Gesandten. 2. Die Steppenstraße, die über Serpuchov bis an die Grenzbefestigungen jenseits der Oka führt und sich hier in vier Hauptarme teilt: an der litauisch-polnischen Grenze entlang über Kursk, direkt vom Mittellauf der Sosna nach der Mündung des Oskol, ferner ein weiter östlich gelegener Weg, der wie die beiden ersten über Perekop in Kafa mündet und schließlich der über die Derkuľmündung nach Azov führende Weg. 3. Die östlichste Reiselinie verläuft über Rjazań, Voronež den Don hinab nach Azov. — Je nach der politischen Konstellation verschiebt sich die Benützung der Wege. Der gerade Weg durch die Steppe wird möglichst gemieden, bis in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Vorschieben der Moskauer Grenzbefestigungen nach Süden eine genügende Sicherheit gegen Überfälle gewährleistet. Außerdem bieten die breiten Flüsse von Natur aus den größten Schutz. Oft schließen sich Kaufleute Gesandtschaften an, um so die militärische Deckung auszunützen. — Syroečkovskij entwirft das Bild eines regen, von Moskau her trotz vieler Mißerfolge hartnäckig betriebenen Verkehrs mit dem Süden. Man würde gern die reichen Einzelangaben über Wegeführung, Datierung einzelner Reisetrupps, Überfälle usw. um Angaben über Menge und Art der gehandelten Waren vermehrt wissen.

W. Ph.

Ein Handelsgroßunternehmen im Moskauer Staat während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

IA 1932, 783—811.

Auf Grund von neuem Archivmaterial untersucht *K. V. Bazilevič* Aufbau und Handelsart des großen Hauses der Familie Bosov in Velikij-Ustjug im genannten Zeitraum. Die wenigen Angaben über das Emporkommen der Familie und über ihre einzelnen Mitglieder lassen noch erkennen, daß sie bereits im 16. Jahrhundert wohlhabend waren und zu Staatsdiensten herangezogen wurden. In der Blütezeit des Unternehmens gehörte Kirill Bosov dem Stand der gosti an und war, wie auch sein Bruder Vasilij, golovoj in Archangeľsk. Ein dritter Bruder, Andrej, der wahrscheinlich die Firma in Moskau gegenüber dem Staat vertrat, gehörte ihr bis 1651 an. Er wurde nach dem Tod seiner Brüder in den Jahren 1654 und 1656 nach dem Soloveckij-Kloster verbannt. Danach hat sich das Unternehmen sehr rasch aufgelöst. Es hatte, wie Bosov sehr instruktiv zeigt, von Velikij-Ustjug aus vor allem den Warenverkehr von Sibirien über den Sommermarkt in Archangeľsk nach den westeuropäischen Märkten vermittelt, und hatte an diese Hauptbahn einen sekundären Handelskreis angeschlossen, der die binnenländischen Märkte erfaßte: Jaroslavľ, Vologda, Vjatka, Perḿ, Kazań, Astrachań und Moskau. Der große Handelsraum bedingte eine in jeder Hinsicht lockere Handelsorganisation. Die Pelzexpeditionen in das Lenagebiet dauerten drei bis vier Jahre; der Abstand zwischen ihrer Rückkehr und damit die Menge der gleichzeitig angebotenen Ware war stets ungewiß. Regelmäßiger gingen die Erträge von Käufen und kleineren Expeditionen ein, die Agenten von festen Niederlassungen in sibirischen Städten aus unternahmen. Hauptgegenstand des

Handels überhaupt war sibirischer Zobel. In Archangel'sk wurden vor allem Tuche aus England und Hamburg eingekauft, Kupfer- und Zinngeräte, Papier, aus dem russischen Markt bezog man vor allem verarbeitete Agrarprodukte, grobes Leinen und Leder, auch wurde Getreide, z. T. aus eigenen Besitzungen stammend, auf den Markt gebracht. Bosov hat aufgewiesen, wie die Weiträumigkeit und Unübersichtlichkeit des Geschäfts die Beschäftigung naher Verwandter zweckmäßig erscheinen ließ und große Selbständigkeit der Agenten verlangte. Sie waren teils selbständige Unternehmer mit Gewinnbeteiligung, teils bezahlte Kleinhändler, Leibeigene, Tataren. Eine Zusammenfassung Bosovs gewährt schließlich einen Einblick in die damalige russische Marktlage überhaupt: Auswertung des sibirischen Kolonialmarktes, Konkurrenz durch Geschäfte der Regierung, Kampf um die Vermittlerstellung nach Astrachań gegen die Ausländer, extensiver Charakter des Großhandels, Kapitalsanlage in Ländereien. W. Ph.

V. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

VI. Katharina II.

VII. Rußland im 19. Jahrhundert bis 1905.

Die russische Tabakindustrie im 18. und 19. Jahrhundert.

IA 1932, 867—889.

Die wirtschaftsgeschichtliche Abhandlung *M. V. Džerviś* faßt das verstreut edierte Material zur Entwicklung der russischen Tabakindustrie zusammen. Die Veränderungen ihres Umfanges und ihrer Struktur werden von ihrem Anfang in der petrinischen Epoche bis in das Zeitalter der Reformen verfolgt. — Die strengen Verbote für Tabakproduktion und -handel im Uloženie von 1649 werden 50 Jahre später von der offiziellen Erlaubnis des Tabakhandels abgelöst, womit gleichzeitig entgegen der bis dahin allgemeinen Ächtung des Tabakgenusses der Tabak als kostspieliges Genußmittel allmählich Eingang in den höheren Kreisen findet. Die erste — staatliche — Tabakmanufaktur arbeitet seit 1717 in Aktyrka (Gouvernement Chaŕkov) unter einem holländischen Meister, mit amerikanischem Samen. Die Entfernung von der Absatzstätte, vor allem von Petersburg, machte die Fabrik unrentabel und führte 1759 zu ihrer Schließung. Einen erfolgreicheren Versuch unternimmt 1767 ein Lübecker in Petersburg mit staatlichen Unterstützungen und der Verpflichtung, junge Russen für das Gewerbe heranzubilden. 1812 verarbeiten in Petersburg bereits sechs Fabriken den zum größten Teil auf dem Ostseeweg eingeführten Tabak. Gleichzeitig aber entwickelt sich der einheimische Tabakbau durch die Aufhebung der Staatspacht, durch Steuerfreiheit und Schutzzoll (1764). Auch kann der Grundbesitzer die im barščina-Betrieb freien Arbeitskräfte aufs beste bei der Tabakproduktion ausnützen. Um 1800 beginnt bereits ein Tabakexport infolge der günstigen Produktion des Machortabaks. Nach den napoleonischen Kriegen läßt die wachsende Nachfrage in der Provinz rasch eine bedeutende Tabakproduktion und -verarbeitung entstehen, vornehmlich in den Gouvernements von Kiev, Chaŕkov, Poltava, Taurien und Chersones, während Moskau und Petersburg die eingeführten, besseren Tabaksorten verarbeiten. Die Tabakindustrie war von Anfang an weder ein Zunft- noch ein Leibeigenschaftsgewerbe: Sie arbeitete mit freien Arbeitskräf-

ten, in Petersburg als Manufakturindustrie, im Süden als kleinkapitalistische Hausindustrie. Der Kleinbetrieb lebt nach 1838 durch die Umgehung der in diesem Jahre aufgelegten Akzise auf, bis im Anfang der 60er Jahre der Kleinbetrieb infolge scharfer Überwachung durch die Regierung und hoher Steuern verschwindet. Seit den 50er Jahren entstehen neue, kapitalkräftigere Werke, deren ständiger Aufstieg sich durch die Verbreitung des Tabaks als Massengenußmittel der anwachsenden städtischen Bevölkerung erklärt. — An zeitgenössischen Aufzeichnungen wird die allmähliche Differenzierung des Produktionsprozesses gezeigt. W. Ph.

A. Turgenevs und A. Kajsarovs Reise im Jahre 1804.

MSl 1934, März, 321—347; April, 65—85.

R. Labry schildert, hauptsächlich auf Grund des von V. M. Istrin bereits 1915 veröffentlichten Materials („Archiv bratev Turgenevych", Lief. 4), die Reise, die Aleksander Ivanovič Turgenev (der ältere Bruder des Dekabristen Nikolaj), und sein Freund Andrej S. Kajsarov (später Professor der russischen Sprache an der Universität Dorpat) durch die slavischen Länder Österreichs unternommen hatten. Sie reisten im Mai 1804 von Göttingen ab, wo sie während drei Semester Schlözers Vorlesungen und Übungen besucht hatten. Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Budapest und Karlovci waren die Hauptetappen dieser Reise, auf welcher die beiden Freunde stets neue brüderliche Völker „entdeckten": die erste „Entdeckung" war die der Lausitzer Slaven in Bautzen. Sprachwissenschaft, Archäologie, Völkerkunde, politische, wirtschaftliche und religiöse Fragen — alles erweckte ihre Neugierde und fand ein Echo in ihrer Korrespondenz. Unter den von ihnen unterwegs besuchten Slavisten waren Dr. Anton in Görlitz, Jan Nejedlý in Prag, Kovačič und Schedius in Budapest. Von Karlovci, wo sie den serbischen Metropoliten Stratimirović kennen lernten, machten sie einen Abstecher bis nach Belgrad; Ende Oktober reisten sie über Slavonien, Kroatien und Istrien nach Fiume, und von dort nach Triest, Venedig und Wien. Hier trennten sie sich: Kajsarov kehrte nach Göttingen zurück, Turgenev begab sich, am 9./21. Januar 1805, über Lemberg und Brody, nach Kiev. Das Ergebnis dieser achtmonatlichen Reise war eine für jene Zeit außergewöhnlich vielseitige Kenntnis der österreichischen Slaven, die dann ihrer späteren praktischen und literarischen Tätigkeit zugute kam. V. R.

1812. Der russische Feldzug. Aus dem Tagebuch General Rossettis.

La Revue de France 1933, 1.—15. Februar, 460—483, 678—695.

Tagebuch eines Teilnehmers des Napoleonischen Zuges gegen Rußland. Die hier publizierten Abschnitte des Tagebuches berichten über die von *Rossetti* miterlebten dramatischen Einzelheiten des Rückzuges der „Grande Armée" bis zum 22. November 1812 (Ankunft der Reste der Armee in Tolčin). Die historische Anekdote (so z. B. Napoleons scharf pointierte Aussprüche) spielen in diesen Aufzeichnungen eine nicht geringe Rolle. V. R.

Gründungsgeschichte des Manufakturrats.

IA 1932, 375—393.

I. V. Predtečenskij entwickelt die Vorgeschichte des Gesetzes vom 11. Juli 1828, durch das der Manufakturrat gegründet wurde. Predte-

čenskij stützt sich dabei auf unveröffentlichte Berichte des Senators Arševevskij, der im Auftrage des Innenministers Kozodavlev 1811 eine Inspektionsreise durch die Fabriken der Zentral-, Süd- und Volgagouvernements unternahm. Sie sollte im Zusammenhang mit der seit 1810 eingeschlagenen Protektionspolitik Unterlagen für Regierungsmaßnahmen zur Förderung der Manufaktureien liefern. Die 1812 in der Presse veröffentlichten Ergebnisse der Reise verschweigen die Mängel, über die Arševevskij dem Minister in umfangreichen Aufzeichnungen berichtet. Arševevskij, der bereits 1801 in Südrußland einzelne Werke besichtigt, 1811 21 Gouvernements bereist hatte, entwirft hier ein deutliches Bild von „den Mängeln, die der Vervollkommnung der russischen Manufaktureien hinderlich sind". Eine zu starke Ausbeutung der Arbeiter, vor allem die Rückständigkeit der Methoden wird gerügt: Sie beruht auf Unkenntnis der technischen Neuerungen, ausländischer Verfahren, auf dem Mangel einer Zusammenfassung der Fabrikanten. Mit zahlreichen Beispielen begründet Arševevskij seinen Vorschlag, eine private oder staatliche Zentrale für Manufaktureien zu errichten, die er nach einem zweiten Projekt von 1816 „Manufakturrat" nennt. Unter Vorsitz eines Beamten sollen die Kaufleute ihre Angelegenheiten selbstständig regeln, die staatlichen Subsidien verteilen, Streitigkeiten mit Arbeitern schlichten. 1820 bringt Karneev im Anschluß an Arševevskijs Plan einen ähnlichen Vorschlag ein. Inzwischen sind aber wieder die Grenzen geöffnet, ist im Innern ein Beamten- und Adelsregiment errichtet worden. 1827 plant Kankrin einen Manufakturrat als bürokratisch-staatliche Organisation in strenger Abhängigkeit vom Finanzminister. Obgleich diese Einengungen vom Staatsrat etwas gemildert wurden, ist im Gesetz von 1828 nur wenig von der geplanten Selbstverwaltung Arševevskijs enthalten. W. Ph.

Unbekannte Werke von Wilh. Küchelbecker.

Sl 1933/34, XII, 481—485.

V. Orlov fügt den bisher im Druck bekannten drei Werken Küchelbeckers, des bekannten Dekabristen und Freundes von Puškin, die zu seinen Lebzeiten erschienen, noch zwei weitere hinzu: Prokopij Ljapunov, ein Drama in 5 Aufzügen, und die Posse Našla kosa na kameń. Sie sind 1836 und 1839 anonym erschienen. Obgleich diese Werke von Küchelbecker 1845 in sein Schriftenverzeichnis aufgenommen waren, im Tagebuch mehrfach erwähnt werden, galten sie bisher für verloren.

M. W.

Das Anrecht der russischen Bauern auf den Boden vor der Emanzipation.

MSl 1933, Oktober, 60—84.

K. Zajcev gibt einen kurzen Abriß der Agrarverhältnisse in Rußland zur Zeit der Leibeigenschaft, besonders in seinem letzten Stadium, unmittelbar vor der Reform von 1861. Auf den Domänen, wo sich dem kollektivistischen „Mir"-Prinzip das Prinzip des Privateigentums entgegenstellte, hatte sich bereits während der Regierungszeit Katharinas II. die egalitäre Theorie eines nach unten und nach oben begrenzten „Bauern-Anteiles" entwickelt, welcher, nach dem berühmten Ukaz dieser Kaiserin, 8—15 Desjatinen für eine „Seele" oder 32—60 Desjatinen für einen Hof darstellen sollte. Die Minimalnorm fiel später auf 5 und 4½ Desjatinen pro Kopf, aber die Idee eines Anrechtes der Do-

mänenbauern auf den Boden blieb bestehen. Dieses Anrecht wurde in der Praxis niemals individualisiert (wie es z. B. Kankrin im Jahre 1818 in einer geheimen Denkschrift dem Caren vorschlug) und es kam stets durch die Vermittlung des „Mir" zur Geltung. Auch auf den gutsherrlichen Ländern wurde den Leibeigenen ein ähnliches Recht zuerkannt —allerdings in einer weniger kategorischen Form: der Gutsherr erhielt, wenigstens im Prinzip, den kultivierbaren Boden im Verhältnis zur Zahl der Bauernhöfe. Dem Staat, dem alleinigen präsumierten Bodenbesitzer, gegenüber, trat er als Vermittler an Stelle des „Mir". Das Anrecht des Bauern auf den Boden vermischte sich also mit dem des Gutsherrn. Periodische Bodenverteilungen unter den Leibeigenen geschahen nicht nach der Zahl der „Seelen", sondern nach derjenigen der „Tjaglos" (der im produktiven Alter stehenden Ehepaare). Diese Verhältnisse, die auf dem Gewohnheitsrecht fußten, dauerten bis zur Emanzipation an.

Der interessante und gehaltvolle Aufsatz resümiert ein Kapitel des im Drucke befindlichen Buches des Verfassers („Le régime du servage agraire en Russie avant la réforme de 1861"). V. R.

Zur Geschichte der „Intelligenz" in den 60er Jahren.

KA 1932, H. 2 (52), 203—206.

B. Koźmin beleuchtet mit einem Brief des ehemaligen Mitarbeiters des „Russkoe Slovo", Varfolomej Aleksandrovič Zajcev, an eine Schwester in Genf die Stimmung in den Kreisen der russischen Intelligenz, die nach dem Attentat Karakozovs 1866 von der Verfolgung Muravevs betroffen wurden. Verlust des Glaubens an das Gute im Menschen, tiefe Verzweiflung und Lebensüberdruß sprechen aus den Worten des kürzlich aus der Festung entlassenen Jünglings, der doch neben Pisarev den größten Namen unter den nihilistischen Schriftstellern im Lande besaß. E. A.

VIII. a) Rußland von 1905—17.

1905. Ausländische Diplomaten über die Revolution.

KA 1932, H. 53, 151—158.

In einer Reihe von fünfzehn durch *E. Tenenbaum* ausgewählten Schriftstücken kommen die Vertreter der Vereinigten Staaten, Österreich-Ungarns, Englands, Rumäniens, Bulgariens, Portugals und Frankreichs zu Worte. Der amerikanische Botschafter ersucht den Korrespondenten Thomson, sich bei der Darstellung der Ereignisse nicht in regierungsfeindlichem Sinne zu erhitzen. Keiner der Diplomaten traut der Ruhe, die zeitweilig herrscht, sie sehen in ihr die Ruhe vor dem Sturm. Die Regierung ohne Haupt, ohne Männer flößt ihnen kein Vertrauen ein (Aehrenthal). Auch Vittes Bemühungen stehen sie skeptisch gegenüber. Der Portugiese erwartet sogar eine 30jährige Revolution. England bemüht sich um Schadenersatz für seine Untertanen, vor allem in Baku, und gibt der russischen Regierung die Schuld an den Ausschreitungen: in Odessa, weil sie unter dem Schutz des „Potemkin" stattgefunden hatten, in Baku, weil die Stadt mutwillig von Truppen entblößt worden war. E. A.

P. A. Stolypin.

MSl 1933, November, 227—263; Dezember, 360—382.

N. Savickij beschränkt sich hier auf den Abschnitt des öffentlichen Lebens Stolypins, welcher mit der Auflösung der zweiten Duma (am 3./16. 1907) endete. Auf Grund des, allerdings etwas zufälligen amtlichen Materials und der Memoiren der Zeitgenossen (Izvoľskijs, Šipovs, Golovins, einer Tochter Stolypins, u. a.), charakterisiert er vor allem dessen Agrarpolitik. Er zeigt, daß Stolypin bereits seit dem Jahre 1902, als er zum Gouverneur von Grodno ernannt wurde, ein überzeugter Anhänger des individuellen erblichen Bodenbesitzes und der allmählichen Aufhebung des „Mir" war — ein Gedanke, der in dem berühmten Dekret vom 9./22. November 1906 verwirklicht werden sollte. Für die persönlichen Eigenschaften des Mannes, seine Uneigennützigkeit, Entschlossenheit und seinen Mut, die er schon an der Spitze des von ihm 1903—1906 verwalteten, von revolutionären Wirren erschütterten Gouvernements Saratov zutage gebracht hatte, ist der Verfasser voller Anerkennung; ebenso für die Richtigkeit seiner politischen Methoden der ersten und der zweiten Duma und den Parteiführern gegenüber. Unberechtigt findet er den von Šipov (in seinen Memoiren) gemachten Vorwurf der „Unaufrichtigkeit" Stolypins während der Verhandlungen mit ihm und dem Fürsten Ľvov über die Bildung eines Koalitionsministeriums nach Auflösung der ersten Duma. — Störend wirken zahlreiche Ungenauigkeiten (oder Korrekturversehen?) im Zitieren von Daten und Ziffern. V. R.

1907—10. Aus den Briefen Nikolaj's II. an seine Mutter.

KA 1932, H. 1 (50/51) 161—193.

Als Fortsetzung einer früheren Veröffentlichung (KA H. 22) liegen hier fünfzehn Briefe vor, denen *F. Notovič* eine ausführliche Einleitung vorausschickt. In dieser untersucht er besonders den Hintergrund der Bemerkungen des Caren, die die bosnische Krise betreffen. In einem Brief vom 8. Oktober 1908 nennt Nikolaj II. Aehrenthal einen Schuft und beschuldigt ihn, er habe Izvoľskij in Buchlau betrogen. In Wahrheit war der Car über den Verlauf der Verhandlungen wohl informiert. Was er aber nicht gewußt hatte, und jetzt erfuhr, war, daß Rußland seine Zustimmung zum Übergang Bosniens an Österreich-Ungarn bereits in Reichstadt, Budapest, auf dem Berliner Kongreß und nochmals 1881 und 1884 gegeben hatte. Wie diese Ahnungslosigkeit möglich war, legt der Herausgeber klar. Giers und Lamzdorf waren die einzigen Mitwisser, höchstwahrscheinlich war sogar Lobanov nicht eingeweiht. Daß sich das Geheimarchiv in Händen Lamzdorfs befand, erfuhr der Car erst bei dessen Rücktritt 1906. Aber auch da nahm er keine Kenntnis vom Inhalt. Nur die russisch-französischen Verträge hatte er sich gleich nach seinem Regierungsantritt vorlegen lassen. Da jetzt ein Schreiben Franz Josephs die bosnischen Abmachungen erwähnte, ließ der Car im Archiv nachsuchen. Erst fanden sich die Telegramme Šuvalovs und Gorčakovs an Giers (1878), über deren Inhalt ein hier abgedrucktes Telegramm an Izvoľskij ins Ausland geschickt wurde. Erst nach dem erwähnten Brief des Caren an seine Mutter kamen die Verträge selbst ans Licht. Die russische Regierung sah sich in einer äußerst peinlichen Lage und genötigt, das bosnische Fait accompli widerspruchslos anzuerkennen. — Der Herausgeber berichtet ferner über die Bearbeitung der Presse vor dem Bekanntwerden der Annexion und über Stolypins Verhalten Izvoľskij und dem großen Fiasko gegenüber. Der Car fand immerhin Worte der Anerkennung für das energische Eingreifen des Ministerpräsidenten, durch das ein Krieg verhindert wurde. Stolypin wie später Kokovcov

haben sich den Fall zur Lehre dienen lassen und weiterhin bemüht, wie einst Vitte die engste Fühlung mit der Außenpolitik aufrecht zu erhalten. — Im deutschen Ultimatum in der bosnischen Frage sah der Car einen abermaligen Versuch, Rußland von der Entente zu trennen. Die Form fand er grob: „Wir werden es nicht vergessen!!“ Aber auch Österreich verzieh er nicht: zum Besuch beim italienischen König reiste er aus der Krim in großem Bogen über Deutschland, um österreichisches Gebiet zu umgehen. — Innenpolitisch spiegeln die ersten Briefe die Stimmung Nikolajs während der Tagung der II. Duma wieder. Der Vorsitzende Golovin scheint ihm „une nullité complète“; der frühere Minister Kutler, jetzt Kadett, ist ein Schuft, während Stolypin und Kokovcov Lob ernten. Olsuf'ev, „der Idiot“, wagte die Duma nach der Geldverweigerung für die Flotte patriotisch zu nennen. Die Vorgänge in Griechenland 1909 und Portugal 1910 regten den Caren auf und erfüllten ihn mit Erbitterung gegen Griechen und Portugiesen. Zum Schluß erwähnt er den Tod Lev Tolstojs. Viel zu viel schrieb man darüber, aber zum Glück hatte man den Dichter schnell begraben, so daß keine große Wallfahrt nach Jasnaja Poljana möglich war und alles ruhig blieb. E. A.

VIII. b) Rußland seit 1917.

1917. Briefe des Großfürsten Sergej Michajlovič.

KA 1932, H. 53, 139—150.

Diese zwölf Briefe des Generalinspekteurs der Artillerie an seinen Bruder, den Historiker Nikolaj Michajlovič, sollen die Haltung des Verfassers gegenüber der Revolution verdeutlichen. Geschrieben sind sie in den Monaten März bis August, zuerst aus dem Großen Hauptquartier in Mogilev, dann aus Petersburg, wohin der Großfürst zur Vernehmung im Prozeß Suchomlinov gerufen worden war. Wir hören, daß der Schreiber von den Ereignissen durchaus nicht überrascht wurde, vernehmen seine Begeisterung für Kerenskij, seinen Abscheu vor dem gestürzten Regime, seine Empörung über die Beschuldigungen gegen ihn und seine Frau, die Kšesinskaja, und gewinnen den Eindruck, daß er schließlich nicht so recht wußte, auf welche Karte er setzen sollte. Er erkannte, daß die bolschewistischen Versprechungen den Soldaten viel mehr zusagen mußten, und hegte die schlimmsten Befürchtungen für den Fall der völligen Auflösung der Armee. Nach seiner Überzeugung würde jede Regierung stürzen, die versuchen sollte, die Ordnung wiederherzustellen. Jedenfalls schien ihm das neue Oberkommando (Brusilov und Lukomskij) nichts Gutes zu versprechen.

E. A.

1918. Die einzige Sitzung der russischen Konstituante.

MSl 1933, September, 356—377.

Übersetzung, ohne Kommentar, eines Kapitels aus dem 1933 in Paris in russischer Sprache erschienenen Buche von *M. V. Višnjak*, Vserossijskoe učreditel'noe sobranie (Die Allrussische Konstituante). Der Verfasser, der bekannte russische sozialrevolutionäre Politiker des rechten Flügels der Partei und Herausgeber der Pariser Zeitschrift „Sovremennyja Zapiski“, teilt hier, breit und redselig, seine persönlichen Erinnerungen mit — er war Mitglied der Konstituante und Schriftführer ihres Präsidiums — über die bereits in allen Einzelheiten aus anderen

Berichten bekannten tragikomischen Ereignisse des 18. bis 19. Januar 1918. Sicher übertreibt er die Bedeutung der Straßendemonstrationen zugunsten der Konstituante am Tage ihrer Einberufung. Auch aus seiner, etwas tendenziös gefärbten Beschreibung gewinnt man den Eindruck der nicht nur äußeren, sondern vor allem auch inneren Ohnmacht der russischen Demokratie in diesem entscheidenden Moment.
V. R.

IX. Ukraine.

Eine Appellation der Ukrainer an die öffentliche Meinung Westeuropas Ende des 18. Jahrhunderts.

Trudy Instituta Slavjanovedenija Akademii Nauk SSSR 1934, II, 51—75.

V. Peretc hat ein interessantes Pamphlet aus dem Jahre 1769 gefunden, eine Nachahmung der im 18. Jahrhundert stark verbreiteten „Gespräche im Reiche der Toten". An den Ufern des Acheron unterhalten sich darin Hetman Bohdan Chmeľnyćkij, sein Mitkämpfer General Nosač und der soeben angelangte Brigadier des Sloboder Kosakenregiments Bančeskul. Das Gespräch wird angeblich 1754 geführt und enthält eine scharfe Kritik der russischen Regierungsmaßnahmen, die eine Vernichtung der Kosakenautonomie anstreben. Bančeskul, seiner Abstammung nach Rumäne, ist historisch bezeugt und als zugewanderter Abenteurer, den die russische Regierung auf einen hohen Posten unter Verletzung der kosakischen Rechte und Privilegien ernannte, wo er sich viele Übergriffe gestattete, stark angefeindet worden. In den Mund B. Chmeľnyćkyjs wird ein politisches Traktat gelegt zur Verteidigung der ukrainischen Autonomie. Nach Peretc Ansicht war dieses Pamphlet für eine deutsche oder französische Ausgabe bestimmt; es hatte zweifellos einen ausländischen Leserkreis im Auge, an den die Kosakenobrigkeit appellierte und Protest gegen die Politik der russischen Regierung erhob. Verfasser dieses Pamphlets war Maksim Gorlenko; er stammte wohl aus der in der Ukraine bekannten Familie Horlenko, die Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts eine große politische Rolle spielte.
D. D.

1814—1861—1931. T. G. Ševčenkos Schaffen in seiner historischen und ideologischen Umwelt.

IA 1932, 395—421.

N. S. Deržavin versucht in nicht immer zu rechtfertigender Breite Ševčenkos Abhängigkeit von den national-revolutionären Bewegungen in den slavischen Ländern, insbesondere von der national-ukrainischen Romantik nachzuweisen. Ein wichtiges Bindeglied ist die „Brüderschaft Kyrill-Method", derem linken aktivistischen Flügel Ševčenko angehörte. Das dort gepflegte Ideengut in Verbindung mit lebendigen Erinnerungen an kosakische Freiheit sind für Ševčenkos revolutionäre Haltung, die aus der sozialen Lage zwischen Bauerntum und Proletariat erwächst, richtunggebend.
W. Ph.

X. Weißrußland.

XI. Sibirien.

Die Kirche und die Russifizierung der Burjato-Mongolen.

KA 1932, H. 53, 100—125.

Der geschlossene Abfall der Burjaten von der orthodoxen Kirche sofort nach dem Bekanntwerden der Manifeste des Jahres 1905 veranlaßte schließlich das Ministerium des Innern zu einer Anfrage beim Gouverneur von Irkutsk. Dieser stellte als Ursachen das Fehlen kirchlicher Bücher und des Gottesdienstes in burjatischer Sprache hin. Vom Synod aufgefordert, reichte der Erzbischof Seraphim von Irkutsk einen Bericht ein (6. Oktober 1913, hrsg. von *I. Spicberg).* Mit größter Offenheit schildert er die Bekehrungsmethoden während des letzten Jahrhunderts mit allen ihren Listen und Gewalttaten. Danach sind die Burjaten stets nur dem Namen nach Christen gewesen. Sie suchten ihre Kinder der Kirche zu entziehen, so daß diese zu gewaltsamer Taufe schritt. Der Buddhismus hatte natürlich leichtes Spiel mit seiner Gegenaktion, die schon in der Mitte des Jahrhunderts einsetzt. Übersetzungsversuche blieben in den Anfängen stecken, so daß der Gottesdienst dem Volke völlig unverständlich blieb. In den Missionschulen verstanden Lehrer und Schüler einander nicht. In den 70er Jahren begann man die Taufen als Mittel zur Russifizierung zu betreiben. Als aber in den 90er Jahren die Mission die Unterstützung der Staatsgewalt verlor, begann sofort der passive Widerstand der „Bekehrten" gegen die Kirche. Doch erst die Revolution von 1905 zeigte, „daß das Gebäude auf Sand gebaut war. Ein Windstoß — und nichts blieb nach." Schon 1910 wurden Missionskongresse nach Kazań und Irkutsk berufen, jener zum Kampf gegen den Panslavismus, dieser gegen die nationale Bewegung der sibirischen Fremdvölker. Beschlossen wurde die Gründung von Klöstern, das Verbot des Unterrichts in der einheimischen Sprache und Maßnahmen zum Kampf gegen die revolutionäre Bewegung. Um den Burjaten ein Beispiel vor Augen zu führen, wurde die Kanonisierung des Bischofs Sofronij von Irkutsk, eines Zeitgenossen Elisabeths, angeregt, die aber erst 1918 (!) ausgesprochen worden ist. — Einen völligen Kurswechsel der Regierung Kolčaks zeigen zwei, etwas zusamenhanglos folgende, Aktenstücke: die konterrevolutionäre Regierung sah sich gezwungen, auch beim Lamaismus Hilfe zu suchen, und übernahm den Unterhalt des vom Bolschewismus vertriebenen geistlich-politischen Haupts der Mongolen in Urjanchai, des auch bei den Burjaten angesehenen Bandido-Chambo-Lama und seines Gefolges während seines Aufenthaltes in Sibirien. E. A.

XII. Kaukasus.

Transkaukasien am Vorabend des Jahres 1917.

IM 1933, H. 33, 96—117.

Auf Grund von Archivalien und Zeitungsmaterial zeichnet *G. Chačapunidze* die Situation in Transkaukasien 1916/17. Die an sich schon schwere Lage der Landwirtschaft wird durch fehlende Arbeitskräfte und Zugtiere noch erschwert. Da die Agrargesetzgebung von 1912 für dieses Gebiet schlecht durchgearbeitet war, befinden sich bei den Minderheiten die Bauern in völliger Abhängigkeit von der Herrenschicht. Ebenso wird die Lage der Arbeiterschaft geschildert. Die revolutionäre

Bewegung, die 1913/14 im Aufschwung begriffen war, kommt durch den Krieg zum Stillstand, ihrer Führer und besten Kräfte beraubt. Trotzdem kommt es im Jahre 1915/16 in Baku und Tiflis zu einzelnen Streikausbrüchen. Hatte die Streikbewegung anfänglich nur wirtschaftlichen Charakter, so geht sie allmählich in politischen Kampf über. Im gleichen Maße wie die Arbeiterschaft durch die Streiks wach gehalten wird, nimmt auch das Heer die revolutionären Motive auf. Die revolutionäre Propaganda an der Front führt zu einzelnen Meutereien. Unter der bolschewistischen Losung, vom imperialistischen Kriege zum Bürgerkriege überzugehen, desertieren die Soldaten massenweise. Während die Menševiki vornehmlich in Georgien sich auf die Seite der Regierung schlagen, setzt der Bolschewismus seine Propagandatätigkeit fort. 1916 wird zwar die ganze bolschewistische Organisation in Tiflis von der Polizei ausgehoben; die revolutionäre Bewegung aber nimmt schon eine drohende Haltung ein. Die Revolution war unvermeidlich.

R. St.

XIII. Der russische Orient bis 1917 und seit 1917.

Die Kolonialpolitik des Carismus in Kalmykien in der zweiten Hälfte des 19. und im Anfang des 20. Jahrhunderts.

IM 1933, II. 34, 51—67.

Auf Grund von Archivmaterial aus dem Ministerium des Innern von 1893—1914 zeichnet *G. Minkin* das Bild der caristischen Politik in Kalmykien. Der eindringende Kapitalismus baut im Lande keine Industrie auf, sondern greift in die Landwirtschaft zuerst ein, um der Rohstoffe habhaft zu werden. Die wirtschaftliche Entwicklung ist dabei dieselbe wie in anderen russischen Kolonien. Reste vorkapitalistischer Ordnung werden nicht vernichtet, sondern in den Dienst des Kapitals gezogen. Auf diese Weise nützt der Kapitalismus bestehende soziale Verhältnisse in seinem Interesse aus.

Der russische Kapitalismus erwarb erst die Fischereien und baute sie zu Großbetrieben aus, in denen Tausende verarmter Kalmyken ihren Erwerb finden. Seit dem 18. Jahrhundert wurde durch staatliche Maßnahmen alljährlich Land enteignet. Als in den 90er Jahren eine neue Welle von Kolonisten ins Land kam, begnügten diese sich nicht damit, zu niedrigen Preisen staatliche Ländereien pachten zu können, sondern nahmen auch die den Kalmykendörfern gehörenden Weideplätze für sich in Anspruch. Die Gegenwehr der Kalmyken bleibt erfolglos. Die russische Regierung befriedigt ihre Forderungen nicht und lehnt es ab, ihnen die Rechte russischer Kosaken zu gewähren, um ihre Kolonialpolitik weiter verfolgen zu können. Dazu kommt, daß die sozialen Gegensätze sich immer mehr verschärfen. Während die Regierung die russische und einheimische Oberschicht begünstigt, verelenden die Massen der Einheimischen. Die Bauern geraten in immer größere Abhängigkeit von den reichen einheimischen Viehzüchtern, lamaitischen Priestern und Klöstern. Die Verarmung der Massen zeigt sich am stärksten in den Wintermonaten: Hunger und Krankheit zehren am Volke. Auch die Seßhaftigkeit der Kalmyken wird als Folge der Armut aufgewiesen. Wenn aber um die Jahrhundertwende behauptet wurde, die Kalmyken wären im Aussterben, so hält Minkin diese Behauptung für einen Vorwand, um die Kolonialpolitik des Carismus zu rechtfertigen.

R. St.

1905. Aus der Arbeiterbewegung in Zentralasien.

KA 1932, H. 53, 158—162.

Drei von *N. Bolotnikov* herausgegebene Dokumente aus dem Centrarchiv von Kazakstan berichten von einem Ausläufer der Revolution an der Grenzmark des Reichs, einem Streit im Uspenskij Rudnik des Franzosen Carnot in Karagand. Bemerkenswert ist, daß hier Russen und Kirgisen gemeinsame Sache gemacht zu haben scheinen.

E. A.

XIV. Polen und Litauen bis 1572.

Bischof Andreas von Bnina.

RoH 1934, X, 1—47.

Marja Mastyńska schildert im 3. Kapitel ihrer Arbeit die inneren Verhältnisse der Posener Diözese. Zunächst wird die Neutralität Polens dem Baseler Konzil gegenüber gestreift. Papst Nikolaus V. findet aber allgemeine Anerkennung. Ein Brief verrät die Abneigung, die Andreas gegen Oleśnicki hegt. Mastyńska untersucht das Verhältnis zwischen Bischof und Domkapitel. Andreas von Bnina, ein eifriger und untadeliger Priester, bemüht sich das sittliche und geistige Niveau seines Klerus zu heben. Trotz verschiedener Synoden werden seine Anstrengungen in dieser Hinsicht kaum von Erfolg gekrönt. Mit der Behandlung von Zehntstreitigkeiten werden wir auf das Gebiet der wirtschaftlichen Tätigkeit des Bischofs geführt. Er versucht in jeder Weise die Einkünfte zu erhöhen, u. a. gründet er auch neue Dörfer. Den Ertrag verwendet er zum Bau von Kirchen und für sonstige kirchliche Zwecke. Seinen nächsten Verwandten besorgt er nicht unbedeutende Stellungen. Schon Długosz spricht von Nepotismus, was in gewissem Sinne seine Berechtigung hat.

Das 4. Kapitel zeigt Bischof Andreas in Staatsangelegenheiten. In den polnisch-schlesischen Zwistigkeiten und im 13jährigen Ringen Polens mit den Ordensrittern spielt er eine wichtige diplomatische Rolle. Er gilt als Vertrauensperson des Hofes. Das wird deutlich in den Fällen, in denen er als königlicher Gesandter fungiert. — Abschließend wird der Tod und das Begräbnis des Bischofs beschrieben († 5. Januar 1479 im Alter von 82 Jahren). Anknüpfend an die Charakteristik des Długosz die teilweise korrigiert wird, zählt die Verfasserin die Verdienste des Andreas von Bnina auf, der in der Geschichte vor allem als Bekämpfer der Hussiten bekannt ist.

R. St.

Gräfin Skórzewska und der Hof Friedrichs II.

RoH 1934, X, 74—88, 99—106.

A. M. Skalkowski entwirft ein Bild von den Beziehungen, durch die Gräfin Anna Marja z Ciecierskich Skórzewska mit dem Berliner Hofe, besonders mit König Friedrich II., verbunden war. Im Februar 1765 suchte sie erstmalig die Hauptstadt Preußens auf, um Ärzte zu konsultieren. Der Ruf ihrer Gelehrsamkeit war so stark verbreitet, daß sie am 26. Januar 1769 in der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über die älteste polnische Geschichte halten konnte. Da ihr Mann General in der polnischen Armee war, vermittelte sie des öfteren politische Nachrichten, die Graf Brenkenhof dem preußischen König weiterreichte. Ihre Güter sollten bei der ersten Teilung dem

polnischen Reiche verbleiben, es gelang aber der Gräfin, sie den preußischen Neuerwerbungen zuzuschlagen. Nach ihrem Tode protegierte der König ihre Kinder, deren Nachkommen den Weg zum Polentum zurückfanden. Vier Bilder illustrieren den Text.

Skałkowski veröffentlicht zehn Briefe, welche die vorgelegte Skizze ergänzen und vertiefen. An die Gräfin Skórzewska wenden sich Briefe von Wilhelm Adolf von Braunschweig-Wolfenbüttel-Oels (Nr. 1 und 3), von Heinrich Alexander de Catt (Nr. 2), von Friedrich dem Großen (Nr. 4 und 7) und von Friedrich Wilhelm, dem Thronfolger (Nr. 6). Nr. 5 gibt einen Brief der Gräfin an den Bischof Adam Krasiński wieder. Die letzten drei Briefe sind von Friedrich dem Großen an Graf (Nr. 8 und 9) und Gräfin Gorzeński (Nr. 10) geschrieben, die eine geborene Skórzewska war. B. St.

Felix Polocki.

MSl 1933, November, 194—226.

C. Backmis versucht ein etwas milderes Urteil über die von den polnischen Historikern vielgeschmähte Persönlichkeit des Grafen Felix (Szczęsny) Potocki, des Marschalls der Konföderation von Targowica (1792) zu begründen. In der erblichen Belastung, der widersinnigen Erziehung, dem bis zur Krankhaftigkeit gestiegenen Stolz, seiner persönlichen Abneigung gegen den König Stanisław-August, den er wegen seiner „niedrigen Geburt" verachtete, und endlich in den übelsten Vorstellungen von den „unantastbaren" Vorrechten des polnischen Adels findet er die Erklärung für die „Tragödie" seines Lebens und für seinen „Verrat" an der vom vierjährigen Sejm geschaffenen Konstitution vom 3. Mai 1791. Einige romanhafte Züge über seine erste, heimliche, tragisch endende Ehe mit Gertruda Komorowska und über seine dritte Gattin, die schöne Sophie Potocka (eine ehemalige griechische Sklavin), an deren Namen bis jetzt Sofiówka (bei Umań am Dnepr) erinnert, werden hinzugefügt. V. R.

XVI. Polen von 1795—1914.

Der polnische Aufstand von 1830.

MSl 1933, Oktober, 1—38; November, 161—193; Dezember, 321—345; 1934, Januar, 29—62; Februar 226—253.

J. Rappaport gibt, in diesen ersten Kapiteln, eine breite kompilierende Darstellung der Vorgeschichte des Aufstandes (von 1794 bis November 1830). Die von ihm benutzten literarischen Quellen beschränken sich meisents auf ältere polnische, französische und einige deutsche Schriften; die russische Geschichtsliteratur bleibt dagegen fast unberücksichtigt. Seine Charakteristiken der historischen Persönlichkeiten (des Kaisers Alexander I., des Großfürsten Konstantin Pavlovič, des Statthalters Zajanczek, sowie N. N. Novosilcevs) sind tendenziös und banal. Unter den unmittelbaren Ursachen des Ausbruches des Novemberaufstandes wird der langwierige Prozeß der im Dekabristen-Aufstande verwickelten Polen vor dem polnischen Senat aufgeführt, die Einwirkung aber der westeuropäischen revolutionären Bewegung völlig übersehen. Die raison d'être einer solchen umfangreichen, fleißigen, aber jeder Kritik und Originalität baren Arbeit bleibt unklar. V.R.

XVII. Polen seit 1914.

Der erste Sovet der Arbeiterdelegierten der Stadt Warschau.

IM 1932, H. 28, 339—351.

V. Gortinskaja gibt einen Überblick über die revolutionäre Bewegung in Polen in den Jahren 1917/18, die unter dem Eindruck der russischen Revolution und des Umschwungs in Deutschland und Österreich einen Aufschwung nimmt. Nach Abzug der deutschen Truppen entstehen überall im Lande Arbeiter- und Soldatenräte. Die vermittelnde sozialistische Partei wirkt mit zu ihrer Unterdrückung. Auf S. 342—351 werden die auf die Tätigkeit des Warschauer Sovets bezüglichen Dokumente veröffentlicht. R. St.

XVIII. Litauen im 19. Jahrhundert und seit 1914.

1863. Ignaz Zdanowicz — Kassierer und Bürgermeister beim Aufstand in Wilna.

AT 1933, H. VIII, 160—183.

Emilia Ehrenkreutzówna hat auf Grund weit verstreuter Nachrichten und unter Verwendung der gerichtlichen Protokolle ein Lebensbild des I. Zdanowicz gezeichnet, der im Zusammenhang mit den Unruhen des Jahres 1863 von den Russen hingerichtet wurde. Er ist geboren am 1. Januar 1841. Nach glänzender Absolvierung des Gymnasiums (1851) studierte er in Petersburg und in Berlin Mathematik. Seine Briefe gewähren eine Vorstellung von seinen Anschauungen und Interessen. Am 26. September 1863 wird er verhaftet. Er leugnet bis zu seinem Ende alles energisch ab, obschon man bei der Hausdurchsuchung Stempel, Vollmachten und Manifeste gefunden hat. Vor der Untersuchungskommission wird er durch Zeugen weiterhin belastet. Das Militärgericht erklärt ihn am 20. Dezember des Todes schuldig. Am folgenden Tage wurde er gehenkt. Die Autorin sammelte alle Notizen, die über seine Mitwisser existieren und gibt so einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der Aufständischen. Der Mangel an Leuten erklärt es, daß ein Zweiundzwanzigjähriger gleichzeitig den Posten eines Kassierers und den eines projektierten Bürgermeisters innehat. Wenn er auch wegen seiner schwächlichen Gesundheit nicht als Soldat kämpfen konnte, so ist er doch als ein Held gestorben, indem er vor dem Gericht Geistesstärke, Adel und Todesmut bewies. B. St.

XIX. Lettland.

XX. Estland.

Jakob Fougdts Tätigkeit als Bürgermeister von Narwa (1644—1653).

AA 1934, H. 1, 16—25, und H. 2, 65—83.

In die Zeit des Versuchs Schwedens, den russisch-westeuropäischen Handel von Archangel'sk nach Nyen und Narwa zu leiten, fällt die Tätigkeit des Bürgermeisters Jakob Fougdt, die *A. Soom* schildert. Gegen Ende des Mittelalters war Narwas Niedergang unaufhaltsam und erst unter schwedischer Herrschaft war der Stadt eine Blütezeit beschieden; es wurde, wie Verfasser ausführt, damals so gut wie völlig neu gegründet. Hier hatte die schwedische Regierung nicht in gleichem Maße, wie etwa in Riga und Reval, mit den alten Privilegien zu rechnen. Seit dem 15. Juli 1644 bekleidete Jakob Fougdt (Vogt, Voigt) als gefügiges Werkzeug der schwedischen Regierung den Narwaer Bürgermeisterposten, nachdem er schon vorher in ähnlicher Stellung in Ny-

köping und Nyen tätig gewesen war. In seine Zeit, die Soom auf Grund reichen archivalischen Materials eingehend schildert, fällt Narwas Aufschwung. Die neuen beim Rat gebildeten Justiz-, Kommerz- und Baukollegien förderten den Wiederaufbau der verfallenen Stadt; günstig war die enge Verbindung Fougdts mit den schwedischen Zentralinstanzen, die durch mehrere Reisen nach Stockholm sich für Narwa günstig auswirkte. Besonders die königliche Resolution vom 1. Juli 1646 förderte Narwas Aufschwung. — Soom sieht Fougdts Bedeutung vor allem in seiner Mittlerstellung als staatlicher Vertrauensmann. Dadurch wurden Rechtsprechung und Verwaltung modernisiert, die städtischen Einnahmen gesteigert (von 7919 Kupfertalern im Jahre 1644 auf 38 339 Ktlr. im Jahre 1654). Trotzdem gelang aber auch Fougdt nicht die dauernde Belebung des schwedisch-russischen Handels. R. S.-E.

XXI. Deutscher Osten.

Die Namen der Kulmer Bürger im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts.

Altpreußische Geschlechterkunde, 7. Jg., H. 2/3 (1933), 38—46.

A. Methner veröffentlicht nach einem im Danziger Staatsarchiv aufbewahrten Zinsregister der Stadt Kulm 554 Namen von Kulmer Bürgern, von denen um 30, also nur 6 Prozent, einen polnischen Klang haben, und die einwandfrei den völlig deutschen Charakter Kulms zur angegebenen Zeit beweisen. R. S.-E.

XXII. Finnland.

Die Stellung der sprachlichen Minoritäten in weltlicher Hinsicht 1600—1868.

HTF 1934, H. 1, 10—29.

Während die schwedische Minorität aus der offiziellen, herrschenden Stellung ihrer Sprache jeden denkbaren Vorteil ziehen konnte, sahen sich die Finnen im Verkehr mit Behörden bedeutenden Schwierigkeiten gegenüber. *H. Wallén* untersucht ihre Lage besonders in den Gebieten, wo sie eine Minorität bildeten. Hier waren sie gegen ihre übrigen Stammesgenossen noch weiter benachteiligt, weil Gesetze und Verordnungen, wo die finnische Bevölkerung zu gering war, oft gar nicht in finnischer Sprache verkündet wurden. Der Verfasser verfolgt den langsamen Aufstieg der finnischen Sprache zur Gleichberechtigung. Bereits 1603 ermahnte König Karl IX. die jungen Adligen Finnisch zu lernen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren dann diese Sprachkenntnisse gemäß einer Verfügung von 1655 bei Ernennungen oft ausschlaggebend. Der Nordische Krieg hatte eine starke Einwanderung reichsschwedischer Beamter zur Folge, wodurch ein Zustand geschaffen wurde, der zu ständigen Klagen der Bauern auf den Reichstagen Anlaß gab. Bestimmungen im Sinne des früheren Brauchs wurden in der Praxis nicht befolgt. Nur erhielten 1747 die Banknoten auch finnische Aufschriften. Der Reichstag von 1751 verfügte wenigstens, wer mit Bauern zu tun hätte, sollte Finnisch sprechen. Erst spät im 19. Jahrhundert wurden Versuche gemacht, diese Zustände zu ändern. Der Erzbischof Melartin sprach sich 1837 für völlige Ersetzung der schwedischen Amtssprache durch die finnische aus. Maßnahmen erfolgten aber erst seit 1851. Zunächst erhielten die Bauern das Recht, sich Dolmetscher anzustellen; das Jahr 1856 wurde als Grenze bestimmt, von der an jeder Neuanzustellende Finnisch beherrschen sollte.

Am 1. August 1863 erging eine Senatsverordnung, durch die die Gleichstellung allmählich herbeigeführt werden sollte. Nach drei Jahren mußte die finnische Sprache bei Behörden und Gerichten, auch als Unterrichtsfach in den Schulen eingeführt sein. Kurz vorher hatte sich in Kirchspielversammlungen mit finnischer Majorität diese Sprache als alleinige durchgesetzt. Als Ergebnis der Untersuchung steht fest, daß von einer Bedrückung der finnischen Minoritäten in keinem Fall die Rede sein kann. E. A.

XXIII. Südosteuropa und die Balkanstaaten.

Lenin und die bulgarischen „tesnjaki" (radikalen Sozialisten).

IM 1934, H. 35, 173—188.

Ch. Kabakčiev gibt einen Überblick über die Beziehungen der bulgarischen Sozialisten zu Lenin. Um 1902 lernen sie seine Schriften kennen und vermuten zuerst unter seinem Pseudonym Plechanov, der in Bulgarien starken Einfluß ausübte. Als die Bulgaren von Lenins Rolle auf dem 2. Parteitag erfuhren, verstanden sie den grundsätzlichen und praktischen Gegensatz zwischen den beiden Gruppen noch nicht, da ihnen die Voraussetzungen dazu in der Entwicklung ihres Landes noch fehlten. Das führende Blatt der „Engen" versuchte sogar Ehrenrettungen des Menschewismus und richtete sich gegen die Auffassung der Bolschewiki, die es nicht einmal richtig wiederzugeben vermochte. Auf den Kongressen der II. Internationale gingen die Bulgaren im Fahrwasser Plechanovs, mit dem ihren Führer Blagoev persönliche Beziehungen verbanden. Auch R. Luxemburg bestimmte die bulgarische sozialistische Partei.

Erst in Brüssel 1908 und dann während des Krieges in der Schweiz kommen die bulgarischen Sozialisten mit Lenin persönlich zusammen. Damals schrieb Lenin an Blagoev, ohne daß seine Hoffnungen erfüllt wurden. Die Bulgaren richteten sich wohl gegen den Krieg, blieben aber sonst in demokratischen Gedanken hängen. In Stockholm 1917 gehen sie aber schon in die bolschewistische Richtung über. Seit 1919 bilden sie die kommunistische Partei, nehmen teil am Kongreß der Komintern und finden Lenins Billigung ihres Kampfes. Der Verfasser schließt mit persönlichen Erinnerungen seiner Gespräche mit Lenin während des Kongresses über die bulgarische Lage und die bulgarische Propaganda-Literatur, um dann seine Übersicht bis zur Gegenwart fortzuführen. R. St.

V. Bibliographie.[1]

Bearbeitet von Irene Grüning.

1. a) Allgemeines, besonders Methodologie; b) Hilfswissenschaften.

Akademija nauk SSSR. Archiv Akademii nauk SSSR. Obozrenie archivnych materialov. (Archiv der Akademie der Wissen-

[1] Zur Erreichung möglichster Vollständigkeit bitten wir die Herren Verfasser, ihre auf die Geschichte Osteuropas bezüglichen Schriften, seien sie nun selbständig oder in Zeitschriften erschienen, an die Redaktion zur Verzeichnung und Besprechung in den Abteilungen: Kri-

schaften der UdSSR. Übersicht über das Archivmaterial.) Herausg. G. A. Knjazev. Leningrad 1933. 259 S.

Akademija nauk SSSR. Kalendař spravočnik Akademii nauk SSSR. (Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR. — Nachschlagekalender der Akademie d. Wissenschaften d. UdSSR.) Leningrad 1934. 259 S.

Akademija nauk SSSR. Materialy dlja bibliografii po istorii narodov SSSR XVI—XVII vv. (Akademie d. Wissenschaft d. UdSSR. Material zu einer Bibliographie der Völkergeschichte der UdSSR. 16.—17. Jahrhundert.) Leningrad 1933. 357 S.

Akademija nauk SSSR. Nauka i naučnye rabotniki. Spravočnik. (Akademie d. Wissenschaft d. UdSSR. — Wissenschaft und wissenschaftliche Arbeiter. Nachschlagebuch.) Herausg. S. F. Oľdenburg. T. V.: Wissenschaftliche Arbeiter Leningrads. Leningrad 1934. XX + 723 S.

(Averbach, L.) Istorija zavodov. Sbornik. (Fabrikgeschichte. Sammelband.) 8. Lief. Moskau 1934. 218 + 2 S.

Balticoslavica. Biuletyn Instytutu Naukowo-Badawczego Europy Wschodniej w Wilnie. (Balticoslavica. Bulletin des Wissenschaftlichen Forschungsinstituts in Wilna.) Herausg. E. Koschmieder. Wilna 1933. Bd. I. IX + 244 S.

Balzer, O. Historja ustroju Polski. (Verfassungsgeschichte Polens.) Lemberg 1933. 423 S.

Berezowski, K. Cennik monet polskich. Panowanie Stanisława Augusta, okres porozbiorowy, wojna światowa i czasy ostatnie. (Kurswert der polnischen Münzen. Die Regierungszeit Stanislaus Augusts, die Teilungsperiode, der Weltkrieg und die Gegenwart.) Warschau 1934. 62 S.

Bobińska, H. Wielki wychowawca mas Feliks Dzierżyński. (Der große Erzieher der Massen Felix Dzierżyński.) Moskau 1934. 32 S.

Boissier, L., Mirkine-Guetzevitch, B., Laferrière, J., Pierre, A., Akzin. Annuaire interparlementaire. 1934. La vie politique et constitutionelle des peuples. Paris 1934. 244 S.

Caruk, J. Monografja Janowa Podlaskiego. (Monographie des Ortes Janów Podlaski.) 1934. 53 S.

Cejtlin, A. Literaturnye citaty Lenina. (Lenins Literaturzitate.) Moskau 1934. 166 S.

*Die auswärtige Politik Preußens 1858—1871. Dritte Abteilung: Die auswärtige Politik Preußens und des Norddeutschen Bundes vom Prager Frieden bis zur Begründung des Reiches und zum Friedensschluß mit Frankreich. Bd. VIII: August 1866 bis Mai 1867, bearbeitet von Dr. Herbert Michaelis. Oldenburg 1934. 840 S.

Fomin, A. G. Putevoditeľ po bibliografii, biobibliografii, istoriografii, chronologii i ènciklopedii literatury. Sistematičeskij annotirovannyj ukazateľ russkich knig i žurn. rabot. napečatannych 1736—1932. (Führer durch die Bibliographie, Biobibliogr., Historiogr. und Enzyklopädie der Literatur. Systematisches, kommentiertes Verzeichnis der russ. Bücher und Zeitschriftenaufsätze zwischen 1736 und 1932.) Leningrad 1934. 336 S.

Hofmann, M., u. André Pierre. La vie de Tolstoï. Paris 1934. 320 S.

Institut russkoj literatury. Leningrad. Vystavka massovoj russkoj literatury XVIII veka. Putevoditeľ. (Institut für russische Literatur in Leningrad. — Führer durch die Ausstellung „Russische Massenliteratur im 18. Jahrhundert.") Leningrad 1934. 27 S.

---

tiken — Zeitschriften — Bibliographie — Wissenschaftliche Chronik gelangen zu lassen.

Institut sovetskogo stroiteľstva i prava. Moskva. Gosudarstvo i pravo. Bibliogr. ukazateľ literatury za 1926—1932. (Institut für Räteaufbau und Recht in Moskau. — Staat und Recht. Bibliogr. Verzeichnis der Literatur von 1926 bis 1933.) Herausg. F. Libov, P. Šac, N. Čeljapov. T. I. 1926/27. Moskau 1934. 172 S.
Jaroslavskij, E. Biografija Lenina. (Biographie Lenins.) Moskau 1934. 173 + 2 S.
Kommunističeskaja Akademija. Moskva. Teorija borby i pobedy proletariata. (Kommunistische Akademie. Moskau. — Die Theorie über Kampf und Sieg des Proletariats.) Herausg. E. Koľman. Moskau 1934. 254 + 2 S.
Krasnaja Presnja. Očerk po istorii zavodov. (Krasnaja Presnja. Ein Abriß der Werkgeschichte.) Moskau 1934. 126 S.
Krupskaja, N. Vospominanija o Lenine. (Erinnerungen an Lenin.) T. III. Moskau 1934. 52 + 2 S.
Księga pamiątkowa koła Historyków Słuchaczy Uniwersytetu Stefana Batorego w Wilnie 1923—1933. (Festschrift des Historikerkreises der Stefan-Batory-Universität in Wilna 1923—1933.) Wilna 1933 [1934]. 375 S.
Lenin, V. Piśma k rodnym. 1894—1919. (Briefe an Verwandte. 1894—1919.) Leningrad 1934. XXII + 484 S.
Leonidov, L. Leninizm. Chrestomatija. (Der Leninismus. Chrestomathie.) Leningrad 1933. 767 S.
Lepešinskij, P. Vladimir Iľič v tjurme i izgnanii. (Vladimir Iľič in Gefängnis und Verbannung). Moskau 1934. 45 + 1 S.
Mańkowski, A. Uprzywilejowane stanowisko wielkich mocarstw w XIX i XX w. (Die Vorzugsstellung der Großmächte im 19. und 20. Jahrhundert.) Krakau 1934. 83 S.
Marr, N., Prigožin, A. Karl Marks i problemy istorii dokapitalističeskich formacij. (Karl Marx und die Probleme der Geschichte der vorkapitalistischen Bildungen. Sammelband.) Moskau 1934. 6 + 766 + 8 S.
Nierzwicki, J. 700 lat parafji chełmińskiej. (700 Jahre Parochie Chełm.) Chełmno 1933. 73 S.
Normand, S. Madame Tolstoï. Paris 1933. 253 S.
Novye materialy k rabote V. I. Lenina „Imperializm kak vysšaja stadija kapitalizma". (Neues Material zu Lenins Arbeit „Der Imperialismus als höchste Stufe des Kapitalismus".) Institut mirovogo chozjajstva i mirovoj politiki. Herausg. E. Varga u. a. Moskau 1934. XXXIII + 76 S.
(Orlov, A. S.) Sbornik statej k sorokaletiju učenoj dejateľnosti akademika A. S. Orlova. (Gesammelte Aufsätze zur 40jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit des Akademikers A. S. Orlov.) Leningrad 1934. 594 S.
Kętrzyński, St. Zarys nauki o dokumencie polskim wieków średnich. (Grundriß der polnischen Urkundenlehre.) Bd. I. Warschau 1934. VII + 480 S.
Pokrovskij, M. Russkaja istorija s drevnejšich vremen. (Die Russische Geschichte von den Anfängen.) Bd. II. Moskau 1933. 327 S.
Pokrovskij, S. Lenin i kresťjanstvo. (Lenin und das Bauerntum.) Moskau 1934. 64 S.
Popov, N. Očerk istorii VKP(b). (Ein Abriß der Geschichte der Kommunistischen Partei der Gesamtunion.) 16. verb. u. überarb. A. 1. Lief. Moskau 1934. 320 S.
Programmnye dokumenty kommunizma 1847—1933. (Programmatische Dokumente des Kommunismus 1847—1933.) Moskau 1934. 318 + 2 S.

*Quellen zur deutschen Politik Österreichs. 1859—1866. Herausg. von Heinrich Ritter v. Srbik. Bd. I. Juli 1859 bis November 1861. Oldenburg 1934. XXI + 811 S.
Radek, K. Portrety i pamflety. (Porträts und Flugschriften.) Bd. I. Moskau 1933. 327 S. Bd. II. Moskau 1934. 493 + 3 S.
Reguła, I. Historja kommunistycznej Partji Polski w świetle faktów i dokumentów. (Die Geschichte der kommunist. Partei Polens im Lichte von Tatsachen und Dokumenten.) Warschau 1934. 256 S.
Rosiak, St. Prowincja litewska Sióstr Miłosierdzia. Szkic z dziejów martyrologji Kościoła katolickiego pod zaborem rosyjskim. (Die litauische Provinz der Barmherzigen Schwestern. Skizzen aus der Märtyrergeschichte der kath. Kirche im russischen Annexionsgebiet.) Wilna 1933 [1934]. 310 S.
Šachnazarov, I. Russkoe revoljucionnoe prosvetiteľstvo v boŕbe s buržuazno—dvorjanskoj istoriografiej. (Die russische revolutionäre Aufklärung im Kampf mit der bürgerlich-adligen Geschichtsschreibung.) Leningrad 1934. 57 S.
Samojlov, F. Po sledam minuvšego. Vospominanija starogo boľševika 1880—1917. (Auf den Spuren der Vergangenheit. Die Erinnerungen eines alten Bolschewisten. 1880—1917.) Moskau 1934. 551 S.
Sbornik biografij voždej proletariata i členov Politbjuro CK VKP(b). (Sammelband von Biographien der Führer des Proletariats und des Politischen Büros des Zentralkomitees der VKP(b).) Kingisepp 1934. 19 S.
Selikson-Bobrovkaja, C. Kratkij očerk žizni V. I. Lenina v gody carizma. (Kurze Skizze vom Leben V. I. Lenins in den Jahren des Carismus.) Moskau 1934. 50 + 2 S.
Skljarov, D. Ėkonomičeskaja politika japonskogo imperializma v Mandžurii. (Die Wirtschaftspolitik des japanischen Imperialismus in der Mandschurei.) Leningrad 1934. 116 + 3 S.
Šlichter, O. Iz vospominanij ob Iľiče. (Aus den Erinnerungen an Iľič.) Chaŕkov 1934. 96 S.
Stalin, I. Lenin kak organizator i vožď RKP. (Lenin als Organisator und Führer der RKP.) Leningrad 1934. 40 S.
Stalin, I. Voprosy leninizma. (Fragen des Leninismus.) 9. erg. A. Moskau 1934. 618 S.
*Tiander. Das Erwachen Osteuropas. Wien 1934. VIII + 184 S.
Vodovozova, E. Na zare žizni i drugie vospominanija. (Am Lebensabend und andere Erinnerungen.) Bd. II. Moskau 1934. 491 S.

2. Vorgeschichte Rußlands.

Kozubovskij, F. Archeologičeskie issledovanija na territorii Bogesa. 1930—32. (Die archäologischen Forschungen auf dem Gebiet von Boges. 1930—1932. Kiev 1933. 96 + 1 S.
Stender-Petersen, A. Die varägersage als quelle der Altrussischen chronik. (Acta Jutlandica VI.) Kopenhagen 1934. 256 S.

3. Der Kiever Staat.

Šeluchyn, S. Do vyvčennja „Ruškoji pravdy". (Zur Erforschung der „Russkaja Pravda".) Heft II. Prag 1934. 64 S.

4. Die Moskauer Periode.

Buxton, D. R. Russian Mediaeval Architecture. Cambridge 1934. 104 S., 2 Karten, 5 S. Pläne, 109 Tafeln.

Perec, V. O nekotorych osnovanijach dlja datirovki drevne-russkogo mednogo liťja. (Über einige Grundlagen zur Datierung der altrussischen Erzgießerei.) Leningrad 1933. 53 S.

Son, H. J. van. Autour de Križanić, étude historique et linguistique. Paris 1934. 136 S.

(Vladimirov, M., Georgievskij, G.) Drevne-russkaja miniatjura. 100 listov miniatjur. (Die altrussische Miniatur. 100 Miniaturblätter. Aus der Sammlung der Öffentl. Leninbibliothek der UdSSR.) Moskau 1933. 115 S. Text u. 100 Blätter.

5. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

Istoriko-archeografičeskij institut. Leningrad. Krepostnaja manufaktura v Rossii. (Historisch-archäographisches Institut in Leningrad. — Die mit Leibeigenen betriebene Manufaktur in Rußland.) Teil IV. Die soziale Zusammensetzung der Arbeiter in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Leningrad 1934. XL + 198 S.

Kiľdebekov, P. Istorija klassovoj boŕby v Udmurtii. Doklassovoe o-vo. Feodalizm. Kolonizacija Udmurtii. Feodaľno-krepostničeskie otnošenija v XVI—XVIII v. v. (Geschichte des Klassenkampfes in Udmurtien. Die klassenlose Gesellschaft. Der Feudalismus. Die Kolonisation Udmurtiens. Die feudal-leibeigenschaftl. Beziehungen im 16. bis 18. Jahrhundert.) T. I. Iževsk 1933. 104 + 2 S.

Nečkina, M. Kak žili i borolis kresťjane v krepostnoe vremja. (Wie die Bauern in der Zeit der Leibeigenschaft lebten und kämpften.) Moskau 1934. 108 + 2 S.

6. Katharina II.

Lettres d'amour de Catherine II à Potemkine. Correspondance inédite publiée avec une introduction et des notes par Georges Oudard. Paris 1934. 220 S.

7. Rußland im 19. Jahrhundert bis 1905.

Čajkovskij, P. Perepiska s N. F. v. Mekk. (Korrespondenz mit N. F. v. Mekk. (Herausg. V. A. Ždanov, N. T. Žegin. Bd. I. 1876—78. Moskau 1934. XXVII + 643 S.

Čukovskij, K. Ljudi i knigi šestidesjatych godov. Staťi i materialy. (Menschen und Bücher der sechziger Jahre. Aufsätze und Materialien.) Leningrad 1934. 306 + 4 S.

Dejateli revoljucionnogo dviženija v Rossii. Bio-bibliografičeskij slovaŕ. Ot predšestvennikov dekabristov do padenija carizma. (Die Träger der revol. Bewegung in Rußland. Bio-bibliograph. Wörterbuch.) Herausg. B. P. Koźmin, F. Ja. Kon, V. I. Nevskij ... Bd. III: Die achtziger Jahre. Lief. 2: G—Z. Moskau 1934. 691—1580 Sp.

Domański, St. Piotr Krapotkin, wódz anarchistów. (Peter Krapotkin, der Führer der Anarchisten.) Warschau 1934. 64 S.

Evstaf'ev, P. Vosstanie voennych poseljan Novgorodskoj gubernii v 1831 g. (Der Aufstand der Militärsiedler des Novgoroder Gouvernements im Jahre 1831.) Moskau 1934. 253 + 1 S.

Genkin, I. V kamerach Orlovskogo centrala. Vospominanija politkartožanina. (In den Zellen der Orlover Zentrale. Erinnerungen eines politischen Zuchthäuslers.) Voronež 1934. 112 S.

Hermant, Abel. Madame de Krüdener, l'amie du tzar Alexandre (1764—1824). Paris 1934. 270 S.

Iljukovič, M. Borba klassov v poreformennyj periodi narodničestvo. (Der Klassenkampf in der Periode nach den Reformen und das „narodničestvo".) Leningrad 1934. 83 S.

(Kamenev, L. B.) V. A. Ėngeľson. Staťi. Proklamacii. Piśma. (V. A. Ėngeľson. Aufsätze. Proklamationen. Briefe. [1821/57].) Moskau 1934. 194 + 2 S.

Kašin, V. Krepostnye kresťjane zemlevladeľcy nakanune reformy. (Die grundbesitzenden leibeigenen Bauern am Vorabend der Reformen.) Leningrad 1934. 92 S.

(Korolenko, N. V., Krivinskoj, A. L.) Perepiska V. G. Korolenko i N. L. Kogana (Naumova) 1889—1893. (Briefwechsel zwischen V. G. Korolenko und N. L. Kogan (Naumov) 1889—1893.) Moskau 1933. 54 S.

Lamzdorf, V. N. Dnevnik. 1891/92. (Tagebuch 1891/92.) Herausg. Rotštejn. Moskau 1934. XVI + 408 + 3 S.

Lenin, V. I. Diskussija o programme partii pered Vtorym s-ezdom. (Die Diskussion über das Parteiprogramm vor der zweiten Parteikonferenz.) Moskau 1934. 85 + 2 S.

Marks i revoljuconnoe dviženie XIX veka. Sbornik statej. (Marx und die revol. Bewegung im 19. Jahrhundert. Gesammelte Aufsätze.) Leningrad 1934. 258 + 2 S.

Medynskij, G. Religioznye vlijanija v russkoj literature XIX XX v. (Der religiöse Einfluß in der russischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.) Moskau 1934. 251 + 3 S.

Orlov, V. Studenčeskoe dviženie Moskovskogo universiteta v XIX stoletii. (Die Studentenbewegung an der Moskauer Universität im 19. Jahrhundert.) Moskau 1934. 397 + 2 S.

Sorin, V. Pervye šagi Lenina po sozdaniju partii. (Lenins erste Schritte zur Parteibildung.) Moskau 1934. 132 S.

Štrajch, S. Sestry Korvin-Krukovskie. (Die Schwestern Korvin-Krukovskie. [1850—90.] Moskau 1934. 344 S.

Valk, S. Listovki Peterburskogo „Sojuza borby za osvoboždenie rabočego klassa". 1895—97. (Flugblätter des „Kampfbundes zur Befreiung der Arbeiterklasse". 1895—97.) Moskau 1934. V + 172 S.

Varencova, O. Severnyj rabočij sojuz. 1900—03. (Der nördliche Arbeiterbund. 1900—03.) Ivanovo 1933. 88 S.

8. Rußland a) von 1905—17.

Bezbach, S. Velikij urok. Ėriksonovcy 9 janv. 1905. (Die große Lehre. Die Arbeiter der Ėriksonwerke am 9. Januar 1905.) Leningrad 1934. 174 S.

Kon, F. Uvoz desjati smertnikov. Iz Varšavskoj tjurmy v 1906 g. (Abtransport der 10 zum Tode Verurteilten. Aus den Warschauer Gefängnissen im Jahre 1906.) Moskau 1934. 40 S.

Kuznecov, V. Pered Oktjabrem. Vospominanija aktivnogo učastnika rev. sobytij v Ivanove. (Vor dem Oktober. Erinnerungen eines aktiven Teilnehmers an den rev. Ereignissen in Ivanovo.) Ivanovo 1934. 50 + 2 S.

Moskalev, S. Protiv carja i fabrikanta. [Rev. dviženie v Drezne.] (Gegen den Caren und den Fabrikanten. [Die rev. Bewegung in Drezna.]) Moskau 1934. 64 S.

Mur, L. Tak bylo. Lenskij rasstrel. (So war es. Die Erschießung in den Lenagruben.) Moskau 1934. 29 + 2 S.

Paléologue, M. Un grand tournant de la politique mondiale, 1904—1906. Paris 1934. 455 S., Karten, 1 Bildnis.

Poljanskij, N. Epopeja voenno-polevych sudov 1906—07 gg. (Das Epos der Militärfeldgerichte 1906—07.) Moskau 1934. 109 + 2 S.
Rostov, N. Za toj stenoj. Povesť o minuvšem. 1905—17. (Hinter jener Mauer. Aus der Vergangenheit. 1905—1917.) Moskau 1934. 238 + 2 S.
RSDRP (b.). Četvertyj (ob-ediniteľnyj) s-ezd RSDRP 23 apr. — 8. maja (10—25 apr.) 1906. (Die vierte (Einigungs-)Sitzung der RSDRP. 23. April — 8. Mai (10.—25. April) 1906.) Herausg. O. A. Voroncova. Moskau 1934. LVIII + 691 S.
Simonovič, V. V novom Šlisselburge. 1905—1917. Vospominanija. (Im neuen Schlüsselburg. 1905—1917. Erinnerungen.) Moskau 1934. 190 + 2 S.
Zvezdov, A. Jaroslavskaja zabastovka 1913 g. (Der Streik von Jaroslavľ im Jahre 1913.) Moskau 1934. 72 S.

8. Rußland b) seit 1917.

(Bantke, S.) Borba boľševikov za sozdanie Kommunističeskogo internacionala. Materialy i dokumenty 1914—1919. (Der Kampf der Bolschewisten um die Errichtung der Kommunistischen Internationale.) Moskau 1934. XI + 246 S.
Baškirskaja organizacija VKP (b.) v ee s-ezdach i konferencijach 1917—22. (Die Baschkirische Organisation der VKP(b.) in ihren Sitzungen und Konferenzen 1917—22.) Herausg. L. Gnedkov. Ufa 1933. VII + 184 S.
Berson, J. Nowa Rosja. Na przełomie dwóch piatiletek. (Das neue Rußland. Zwischen den beiden Fünfjahrplänen.) Warschau 1934. 355 S.
Davis, Kathryn W. The Soviets at Geneva. The U.S.S.R. and the League of Nations, 1919—1933. Genf 1934. 315 S.
Gordienko, I. Iz boevogo prošlogo. Vospominanija o vstrečach s V. I. Leninom. (Aus vergangener Kampfeszeit. Erinnerungen an V. I. Lenin.) Moskau 1933. 73 + 2 S.
Institut Marks-Engeľs-Lenina. Dva mesjaca raboty V. I. Lenina. (Iz chronika žizni i dejateľnosti. Janv./fevr. 1921.) (Zwei Monate aus dem Leben V. I. Lenins. Aus der Chronik seines Lebens und seiner Tätigkeit. Januar/Februar 1921.)) Moskau 1934. 105 + 2 S.
Lenin — velikij osnovopoložnik socialističeskogo stroiteľstva. (Moskauer Marx-Engels-Lenin-Institut. Lenin — der große Begründer des sozialistischen Aufbaus.) Institut Marksa-Engeľsa-Lenina. Moskau 1934. 38 S.
Kandidov, B. Cerkov i Fevraľskaja revoljucija. (Die Kirche und die Februarrevolution.) Moskau 1934. 96 S.
Karpinskij, V. Besedy o leninizme. (Gespräche über den Leninismus.) 2. überarb. A. Ivanovo 1933. 416 S.
Kerensky, A. The Crucifixion of Liberty. Translated by G. Kerensky. London 1934. 368 S.
Kudelli, P. Lenin i Leningradskie rabočie. (Lenin und die Leningrader Arbeiter.) Leningrad 1934. 146 + 2 S.
Lamb, E. The planned economy in Soviet Russia. Philadelphia 1934. 193 S.
Lenin, V. I. Izbrannye proizvedenija v 6 tomach. (Ausgewählte Werke in 6 Bänden.) Bd. III. 1914—1917. Moskau 1933. VIII + 748 S. Bd. IV. 1918—1920. Moskau 1934. VIII + 716 + 5 S.
Lenin, V. I. Iz epochi graždanskoj vojny. Pisma, dokumenty, rasporjaženija. (Aus der Epoche des Bürgerkrieges. Briefe, Dokumente, Verordnungen.) Moskau 1934. 87 S.

Lenin, V. I. Lenin o sovetskom stroitel'stve. Sobranie otryvok. (Lenin über den Sovetaufbau. Gesammelte Bemerkungen.) Herausg. A. S. Kiselev. Moskau 1934. 303 S.

Lenin, V. I. XI s-ezd Rossijskoj kommunističeskoj partii. (Die elfte Konferenz der Russischen Kommunistischen Partei.) Moskau 1934. 133 + 2 S.

(Lidak, O.) Ob Il'iče. Rabselkorovskie zametki i vospominanija. (Über Il'ič (Lenin). Notizen und Erinnerungen von Arbeiter- und Bauernkorrespondenten.) Leningrad 1934. 280 S.

Loos, A. Protiv fal'sifikacii istorii bor'by bol'ševikov za sovety v byvšych koloniach nemcev povolž'ja. (Gegen eine Fälschung der Geschichte des bolschewistischen Kampfes um die Rätemacht in den früheren deutschen Volgakolonien.) Engel's 1934. 50 S.

Maksimov, V. Kulackaja konterrevoljucija i Iževskoe vosstanie 1918. (Die Gegenrevolution der Kulaken und der Aufstand von Iževsk 1918.) Iževsk 1933. 69 S.

(Meščerjakov, N. L.) Devjatyj s-ezd RKP(b.) Mart-aprel' 1920. (Neunte Sitzung der RKP(b.) März-April 1920.) Moskau 1934. VII + 612 S.

Moskva v Oktjabre 1917 goda. Vospominanija krasnogvardejcev, učastnikov oktjabr'skich boev. (Moskau im Oktober 1917. Erinnerungen von Rotgardisten, Teilnehmern der Oktoberkämpfe.) Herausg. O. N. Čaadaeva. Moskau 1934. 92 + 3 S.

(Orachelašvili, M. D.) Sed'maja, „Aprel'skaja", Vserossijskaja i Petrogradskaja obščegorodskaja konferencii RSDRP(b.) Apr. 1917. (Siebente Allrussische Konferenz und Petrograder Stadtkonferenz, „Aprilkonferenz", der RSDRP(b.), Apr. 1917.) Leningrad 1934. X + 311 S.

Pervye itogi čistki partii. Sbornik statej. (Die ersten Ergebnisse der Parteisäuberung. Gesammelte Aufsätze.) Moskau 1934. 172 S.

Pervyj god proletarskoj diktatury v Tartarii. Sbornik dokumentov i materialov po istorii partorg-cii i graždanskoj vojny v 1918 g. (Das erste Jahr der proletarischen Diktatur im tatarischen Gebiet. Gesammelte Dokumente und Materialien zur Geschichte der Parteiorganisation und des Bürgerkrieges 1918.) Kazań 1933. XXIII + 440 S.

15 let sovetov Baškirii. 1919—34. (15 Jahre Sovetbaškirien. 1919—34.) Ufa 1934. 99 S.

Poljakov, I. V. Ekaterinoslavskie bol'ševiki v bojach za Oktjabr'. (Die Bolschewisten von Ekaterinoslav im Kampf für den Oktober.) Dnepropetrovsk 1933. 32 S.

(Popov, N.) Vośmaja konferencija RKP(b.) Dek. 1919. (Die achte Konferenz der RKP(b.) im Dezember 1919.) Moskau 1934. VII + 293 S.

Šestoj s-ezd RSDRP(b.) Avg. 1917. (Die sechste Konferenz der RSDRP(b.) August 1917.) (A. S. Bubnov, A. M. Kaktyń, G. I. Lomov.) Leningrad 1934. XXVIII + 371 S.

Sizonov, K. Lenin o sovetskoj demokratii. (Lenin über die Sovetdemokratie.) Moskau 1934. 96 S.

Šotmann, A. 15 let vo glave Sovetskogo gosudarstva. K 15-letiju izbranija M. I. Kalinina pred. CIK.) 15 Jahre an der Spitze des Sovetstaates. Zum 15. Jahrestag der Wahl M. I. Kalinins zum Vorsitzenden des allrussischen Zentralexekutivkomitees.) Moskau 1934. 16 S.

Terent'ev, A. Pečora v graždanskoj vojne. (Pečora im Bürgerkrieg.) o. O. 1933. 56 S.

Voronežskij gos. universitet. XV let Voronežskogo gosudarstvennogo universiteta. 1918—1933. (Staatl. Universität in Voronež. — 15 Jahre Staatl. Universität in Voronež. 1918—1933.) Voronež 1934. 86 + 2 S.
Vorošilov, K. Lenin, Stalin i Krasnaja armija. Statfi i reči. (Lenin, Stalin und die Rote Armee. Aufsätze und Reden.) Moskau 1934. 103 + 2 S.
VLKSM. Moskovskij komsomol v gody graždanskoj vojny. 1917—21. (Gesamtrussischer Kommun. Jugendverband Lenin. — Der Moskauer Komsomol in den Jahren des Bürgerkrieges 1917—21.) Moskau 1934. 111 S.

9. Ukraine.

Adamovyč, M. Istorija odnoho studenta. (Die Geschichte eines Studenten. Erinnerungen.) Chaŕkiv 1934. 160 S.
Čarnećkyj, St. Narys istoriji ukrajinśkoho teatru v Halyčyni. (Abriß der Geschichte des ukrainischen Theaters in Galizien.) Lemberg 1934. 253 S., 58 Abb.
*Contributions a l'histoire de l'Ukraine au VII-e Congrès International des sciences historiques, Varsovie Août 1933. Rédigées par Miron Korduba. La société Scientifique au nom de Chevtchenko. Lemberg 1933. 123 S.
Čyževśkyj, D. Filosofija H. S. Skovorody. (Die Philosophie Hr. Skovorodas.) Abhandlungen des Ukrainischen wissenschaftlichen Instituts. Bd. XXIV. Warschau 1934. 224 S.
Genkin, I. „Obrazcovaja" tjuŕma ego imperatorskogo veličestva. (Das „Mustergefängnis" Seiner Kaiserl. Hoheit.) Chaŕkiv 1934. 148 + 2 S.
Górka, O. „Ogniem i mieczem" a rzeczywistość historyczna. („Mit Schwert und Feuer" v. Sienkiewicz und die historische Wirklichkeit.) Warschau 1934. 140 S.
Gricenko, M. Iz istorii boŕby s interventami vooružennych sil revoljucii na Chersonščine 1919/20. (Aus den Kämpfen der bewaffneten revolutionären Streitkräfte mit der Intervention auf dem Chersones 1919/20.) Chersoń 1933. 41 S.
Jakovliv, A. Ukrajinśko-Moskovśki dohovory XVII—XVIII stol. (Ukrainisch-Moskauische Verträge des 17.—18. Jahrhunderts.) Abhandlungen des Ukrainischen Wissenschaftlichen Instituts, Bd. XIX. Warschau 1934. 176 S.
Javorskij, J. Materialy dla istorii starinnoj pesennoj literatury v Podkarpatskoj Rusi. (Materialien zur Geschichte der alten Liederliteratur in Karpathoruthenien.) Herausg. v. Slavischen Institut. Prag 1934. 345 + IV S.
Krypjakevyč, J. Istorija kozaččyny. (Geschichte der Kosaken.) Lemberg 1934. 132 S.
Kutschabsky, W. Die Westukraine im Kampfe mit Polen und dem Bolschewismus in den Jahren 1918—1923. Berlin 1934. 440 S. (Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung im historischen Seminar der Friedrich-Wilhelm-Universität, Heft 8.)
Lotoćkyj, O. Storinky mynuloho. Častyna tretja. (Aus ferner Vergangenheit.) Bd. III. Warschau 1934. 392 + (4) S., mit Abbild. Abhandlungen des Ukrainischen Wissenschaftl. Instituts, Bd. XXI.
Postyšev, P. V boŕbe za leninskuju nacionaĺnuju politiku. (Im Kampf um die Nationalitäten-Politik Lenins.) Chaŕkiv 1934. 77 + 2 S.
Šablovśkyj, E. T. Ševčenko ta joho istoryčne značinnja. (T. Šev-

čenkos historische Bedeutung.) Kyjiv 1933. 320 S. Ukrainische Akademie der Wissenschaften.

Senčenko, I., Šrejber, S. Iz žizni chaŕkovskich političeskich tjurem, 1878—1916. (Aus dem Leben in den Charkover politischen Gefängnissen. 1878—1916. Chaŕkiv 1934. 140 S.

Simovyč, V. Taras Ševčenko. Joho żyttja j tvorčisť. (Taras Ševčenko. Sein Leben und Werk. 1814—1934.) Lemberg 1934. 72 S.

Šulhyn, O. Bez terytoriji. Ideologija ta čyn urjadu U. N. R. na čužyni. (Ideologie und Werk der Regierung der Ukrainischen Volksrepublik im Auslande.) Paris 1934. 251 S.

Za deržavnisť. Materijaly do istoriji vijśka ukrajinśkoho. (Für die Unabhängigkeit. Materialien zur Geschichte der ukrainischen Armee.) Bd. 4. Herausg. v. Ukr. Histor.-Milit. Gesellschaft. Kalisz 1934. 270 S. mit Abb.

Zajcev, P. Szewczenko i Polacy. (Ševčenko und die Polen.) Warschau 1934. 84 S. mit Abb.

Żyvotko, A. Jak sovitśka Moskva zvojuvala Ukrajinu. (Wie Sovet-Moskau die Ukraine eroberte.) Lemberg 1934. 48 S.

10. Weißrußland.

11. Sibirien.

(Bustrem, B.) Irkutskaja ssylka. Sbornik Irkut. zemljačestva. (Die Verbannungskolonie in Irkutsk. Sammelband der Landsmannschaft von Irkutsk.) Moskau 1934. 317 + 2 S.

Čuraev, A. Naselenie Vostočnoj Sibiri. (Die Bevölkerung Ost-Sibiriens.) Moskau 1933. 74 + 2 S.

Kolarik, F. Die wirtschaftliche Struktur Westsibiriens. Eine wirtschaftsgeographische Untersuchung. Berlin 1934. 87 S.

Onufriev, I. V bojach protiv belokitajcev. Ličnye vospominanija kondiva. (In den Kämpfen gegen die weißgardistischen Chinesen. Persönliche Erinnerungen eines Divisionskommandeurs.) Moskau-Chaborovsk 1933. 110 S.

Potapov, L. Očerk istorii Ojrotii. Altajcy v period russkoj kolonizacii. (Abriß einer Geschichte Eurotiens. Die Altaivölker in der Periode der russischen Kolonisation.) Novosibirsk 1933. 204 S.

(Sokolov, V. N.) Enisejskaja ssylka. Sbornik enisejsk. zemljačestva. (Die Verbannungskolonie im Enisejgebiet. Sammelband der Landsmannschaft des Enisejgebietes.) Moskau 1934. 184 S.

Strod, I. V Jakutskoj tajge. 1922—23. (In der Taiga Jakutiens. 1922—23.) 4. verb. u. erg. A. Moskau 1934. 232 S.

Terenťev, N. Očag vojny na Daľnem Vostoke. (Der Kriegsherd im Fernen Osten.) Moskau 1934. 256 S.

Vegmann, V. Sibirskaja Krasnaja gvardija i otrjad Petra Suchova. (Die Sibirische Rote Garde und die Abteilung Peter Suchovs.) Novosibirsk 1934. 46 + 2 S.

Zolotarev, A. Perežitki totemizma u narodov Sibiri. (Überreste des Totemismus bei den Völkern Sibiriens.) Leningrad 1934. 52 S.

12. Kaukasus.

Kalmykov, B. Ot nacionaľnogo gneta k političeskomu, chozjajstvennomu i kuľturnomu rascvetu. (Von der nationalen Bedrückung zum politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung. Das Karbadino-Balkarische Autonome Gebiet.) Moskau 1934. 46 + 2 S.

Widerszal, L. Sprawy kaukaskie w polityce europejskiej w latach 1831—1864. (Die kaukasische Frage in der europäischen Politik während der Jahre 1831—1864.) Warschau 1934. 268 S. + 1 Karte.

13. Der russische Orient bis 1917 und seit 1917.

Božko, F., Volin, S. Vosstanie 1916 goda v Srednej Azii. Sbornik dokumentov. (Der Aufstand in Zentralasien im Jahre 1916. Dokumentensammlung.) Taschkent 1933. 160 + 2 S. (usbek.)

Fedorin, P. Za sovetskij Turkestan. Episody graždanskoj vojny v Sr. Azii.) Um ein Sovetturkestan. Episoden aus dem Bürgerkrieg in Mittelasien.) Taschkent 1933. 23 S.

Gumanenko, A. Oktjabŕ v starom gorode Samarkande. (Der Oktober in der alten Stadt Samarkand.) Taschkent 1933. 46 + 2 S.

Vjatkin, V. Pamjatniki drevnostej Samarkanda. (Denkmäler der Altertümer Samarkands.) 3. A. Samarkand 1933. 32 S.

14. Polen und Litauen bis 1572.

Balzer, O. Studjum o Kadłubku. (Studien über Kadłubek.) T. I. Lemberg 1934. XIV + 560 S.

Białkowski, L. Liber succamerarii terrae Lublinensis saeculi XV. Lublin 1934. XI + 160 S.

Bogdalski, Cz. Bernardyni w Polsce. Zarys dziejów na tle współczesnych wydarzeń (1453—1530). (Die Bernhardiner in Polen. Geschichtlicher Abriß auf Grund zeitgenössischer Ereignisse. 1453—1530.) Bd. I, II. Krakau 1933. XVI + 504 S.; VIII + 608 S.

Chodynicki, K. Kościół prawosławny a Rzeczpospolita Polska. Zarys historyczny 1370—1632. (Die orthodoxe Kirche und die Republik Polen. Ein geschichtlicher Abriß 1370—1632.) Warschau 1934. XXI + 632 S.

David, P. Les sources de l'histoire de Pologne à l'époque des Piasts (963—1386). Paris 1934.

Kuraszkiewicz, W. Gramoty halicko-wołyńskie XIV—XV w. (Halicz-wolhynische Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts.) Krakau 1934. 173 S.

Langlade, J. Jean Kochanowski, l'homme, le penseur, le poète lyrique. Paris 1932. VIII + 415 S.

*Maciejewska, W. Jadwiga, królewa polska. (Hedwig, Königin von Polen.) Krakau 1934. 169 S.

Umiński, J. Historja Kościoła. (Kirchengeschichte.) Bd. I: Das christliche Altertum und Mittelalter. Lemberg 1933. XVI + 576 S.

15. Polen bis 1795.

Kantak, K. Bernardyni polscy. (Die Bernhardiner in Polen.) Bd. II. 1573—1795—1932. Lemberg 1933. XXXI + 595 S.

Kesselring, R. Stosunki kulturalne polskie wieku XVI. Wedle sprawozdania ambasadora angielskiego Sir Georga Carewa z roku 1598. (Die kulturellen Verhältnisse Polens im 16. Jahrhundert. Nach dem Bericht des englischen Gesandten Sir George Carew aus dem Jahre 1589.) Warschau 1932. 24 S.

Kutrzeba, St., Sankowicz, W. Akta unji Polski z Litwą. 1385—1791. (Akten der Union zwischen Polen und Litauen. 1385—1791.) Krakau 1932/33. LVI + 570 S.

16. Polen von 1795—1914.

Bachmann, P. 1784—1934. Mennoniten in Kleinpolen. Gedenkbuch an die Einwanderung der Mennoniten in Kleinpolen vor 150 Jahren. Lemberg 1934. VII + 404 S.

Hoszowski, St. Ceny we Lwowie w latach 1701—1914. (Die Preise in Lemberg in den Jahren 1701—1914.) Lemberg 1934. VII + 176* + 243 S.

Hulewicz, J. Udział Galicji w walce o szkołę polską. 1899—1914. (Galiziens Anteil im Kampf um die polnische Schule. 1899—1914.) Warschau 1934. 115 S.

Korwin-Piotrowska, S. de. Balzac et le Monde slave. Madame Hanska. Balzac en Pologne. 2 Bde. Paris 1934. 519 + 120 S., 7 Taf. (Bibliothèque de la Revue de Littérature comparée. T. 93 et 94.)

Nechemiezon, K. Kantonistn. (Die Kantonisten.) Warschau 1934. 63 S.

Pawłowski, B. Dziennik historyczny i korespondencja polowa generała Michała Sokolnickiego 1809 r. (Das historische Tagebuch und die Feldkorrespondenz des Generals M. Sokolnicki aus dem Jahre 1809.) Krakau 1932. 135 S.

Pietraszkiewiczówna, St. Materjały do historji Towarzystwa Filomatów. (Material zur Geschichte der Philomatenvereinigung.) Krakau 1934. IV + 579 S.

Strzeszewski, Cz. Kryzys rolniczy na ziemiach Księstwa Warszawskiego i Królestwa Kongresowego. 1807—30. (Die landwirtschaftliche Krisis in den Ländereien des Fürstentums Warschau und des Königreichs Kongreßpolen. 1807—1830.) Lublin 1934. X + 242 S.

Tokarz, W. Pomniki prawa Rzeczypospolitej Krakowskiej. 1815—18. (Rechtsdenkmäler der Republik Krakau. 1815—18.) T. I. Protokolle der Organisationskommission. Krakau 1932. XIV + 565 S.

17. Polen seit 1914.

Grabowski, T. Krytyka literacka w Polsce w epoce realizmu i modernizmu. 1863—1933. (Die literarische Kritik in Polen in der Epoche des Realismus und Modernismus. 1863—1933.) Posen 1934. 317 S.

Kierski, K. Masaryk a Polska. (Masaryk und Polen. Posen 1934. 42 S.

Rutkowski, F. Arcybiskup Jan Cieplak [1857—1926]. Szkic biograficzny. (Der Erzbischof Jan Cieplak [1857—1926]. Eine biographische Skizze.) Warschau 1934. 415 S.

Waligóra, B. Bój na przedmościu Warszawy w sierpniu 1920 r. (Der Kampf am Warschauer Brückenkopf im August 1920.) Warschau 1934. 756 S. + 4 Tab. + 9 Pläne + 10 Karten.

Zarych, A. Emigracja Polska 1918—31 i jej znaczenie dla państwa. (Die polnische Emigration 1918—31 und ihre Bedeutung für den Staat.) Warschau 1933. 119 S.

18. Litauen im 19. Jahrhundert und seit 1914.

Bieliński, K. Powstanie listopadowe w Wilnie i Wileńszczyźnie. (Der Novemberaufstand in Wilna und dem Wilnaer Gebiet.) Wilna 1934. 52 S.

Niedziałkowska-Dobaczewska, W. Wilno i wileńszczyzna w latach 1914—20. (Wilna und das Wilnaer Gebiet in den Jahren 1914—20.) Wilna 1934. 63 S.

P. O. W. na ziemiach W. X. Litewskiego. 1919—1934. Szkice i wspomnienia. (Die Polnische Militär-Organisation im Gebiet des Großfürstentums Litauen. 1919—1934. Skizzen und Erinnerungen.) Herausg. St. Burhardt. Wilna 1934. 87 S.

Romer, H. Rok 63 na Litwie. (Das Jahr 1863 in Litauen.) Wilna 1934. 35 S.

19. Lettland.

20. Estland.

21. Deutscher Osten.

Bieniek, J. Parafja t. z. starokatolicka w Katowicach w oświetleniu historyczno-prawnem. (Der sogenannte altkatholische Pfarrbezirk in Kattowitz in rechtsgeschichtlicher Beleuchtung.) Kattowitz 1934. 48 S.

Herbst, St. Toruńskie cechy rzemieślnicze. (Die Handwerkerzünfte in Thorn.) Thorn 1933. 258 S.

Piernikarzyk, I. Historja górnictwa i hutnictwa na Górnym Śląsku. (Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens in Oberschlesien.) Heft 1. Kattowitz 1933. 48 S.

Powidzki, T. Sokół Wielkopolski w dążeniu do niepodległości. Z dziejów Związku Sokołów Polskich w państwie niemieckim. (Der großpolnische Sokolverband im Streben nach Unabhängigkeit. Aus der Geschichte der polnischen Sokolverbände im deutschen Staat.) Posen 1934. 64 S.

Zbiór ustaw archidiecezyj gnieźnieńskiej i poznańskiej. (Sammlung der Verordnungen der Erzdiözesen Gnesen und Posen.) Herausg. St. Bross. Bd. I. Posen 1934. 750 Sp.

22. Finnland.

Harmaja, L. Effects of the War on Economic and Social Life in Finland. New Haven 1933. X + 125 S.

23. Südosteuropa und Balkanstaaten.

VI. Wissenschaftliche Chronik.

c) Notizen.

Fédération des Sociétés Historiques de l'Europe Orientale. Bulletin d'Information des Sciences Historiques en Europe Orientale. Tome IV, fasc. 3/4, 1932; tome V, 1933. Varsovie.

Band IV, Heft 3/4, bringt eine ausführliche Übersicht der Neuerscheinungen der polnischen historischen Literatur für die Jahre 1929—1930 aus der Feder des Professors der Krakauer Universität *Jan Dąbrowski*, außerdem den Verhandlungsbericht der osteuropäischen Historikerkonferenz in Prag vom 18. bis 20. Mai 1932.

Band V wird eingeleitet mit einer kurzen Darstellung der leitenden politischen Ideen des Fürstentums Siebenbürgen von 1541 bis 1690, von *Emerik Lukinich*-Budapest.

Es folgt ein Bericht über die Entwicklung und den derzeitigen Stand der estländischen Geschichtsforschung, den der augenblickliche Inhaber der Professur für estnische und nordische Ge-

schichte an der Universität Dorpat, *Hans Kruus* (der Nachfolger von A. R. Cederberg), zusammengestellt hat. Er schildert einleitend die Behandlung der estnischen Geschichte von deutsch-baltischer und russischer Seite in der Zeit vor der Entstehung der estnischen Nationalbewegung, die in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt. Die ersten estnischen Historiker (C. R. Jakobson, J. Hurt) stehen unter dem Einfluß der geschichtlichen Romantik, wie sie in Kreutzwalds „Kalevipoeg" ihren dichterischen Ausdruck gefunden hat; von diesen romantischen Vorstellungen über die estnische Früh- und Vorgeschichte hatten sich vor dem Kriege einige estnische Forscher, wie V. Reiman und M. Lipp, bewußt getrennt. Die estnische Geschichtsforschung fand seit 1907 eine Stätte in dem bescheidenen Rahmen der „Estnischen Literarischen Gesellschaft" (Eesti Kirjanduse Selts). Ihre eigentliche Pflege aber erhielt sie erst durch die Gründung der Universität Dorpat und der Akademischen Historischen Gesellschaft (Akadeemiline Ajaloo-Selts, gegr. 1920). Diese gibt seit 1920 die „Ajalooline Ajakiri" (Historische Zeitschrift) heraus, ferner „Scripta et opuscula", unter denen an erster Stelle das „Eesti Biograafiline Leksikon" (I—IV, 1926—1929) zu nennen ist. Eine Bibliographie der estnischen historischen Literatur ist an der gleichen Stelle in Vorbereitung. Seit 1927 erscheinen Einzelpublikationen in der Serie „Historisches Archiv" (Ajalooline Arhiiv). Außerdem besteht die „Historische Kommission der estnischen Literarischen Gesellschaft" (Eesti Kirjanduse Seltsi Ajalotoimkond), die kürzlich (1933) einen Atlas der estnischen Geschichte, redigiert von J. Jensen, herausgegeben hat und eine zusammenfassende Geschichte Estlands in 5 Bänden vorbereitet. Die „Gelehrte Gesellschaft" selbst (ôpetatud Eesti Selts) ist ebenfalls auf dem historischen Gebiete, speziell der Hilfswissenschaften (Archäologie, Volkskunde, Ethnographie, Archivwesen), tätig, die in ihren periodischen Veröffentlichungen einen breiten Raum einnehmen. Die „Gesellschaft des Jahres 1905" (1905 aasta Selts) hat sich das besondere Studium der Revolutionsbewegung von 1905 in Estland zur Aufgabe gemacht. Von deutscher Seite besteht die angesehene „Estländische Literärische Gesellschaft" in Reval mit ihrem Organ „Beiträge zur Kunde Estlands". Im zweiten Teil seines Berichts geht der Referent auf die einzelnen Werke der estnischen Geschichtsforschung ein, welche sich vor allem auf die Vorgeschichte, die Zeit der Selbständigkeit bis zur Fremdeninvasion im 13. Jahrhundert, die schwedische und polnische Herrschaft (1561—1710), weniger auf die Zeit der Zugehörigkeit Estlands zum russischen Reich beziehen. Speziell das 18. Jahrhundert mit seinen entscheidenden inneren Problemen (Bauernfrage) ist noch fast gar nicht systematisch in Angriff genommen worden. Auch die Lokalgeschichtsforschung ist noch in den Anfängen. Am Schluß des Berichts folgt eine kurze Übersicht der wichtigsten orientierenden Werke, die in nichtestnischer Sprache abgefaßt sind.

Wir finden weiterhin in dem Bande sehr gut orientierende Übersichten über die historischen Gesellschaften der Čechoslovakei, Ungarns, Polens und Rumäniens.

In seinem geschichtlichen Überblick streift der Bearbeiter des čechoslovakischen Abschnitts *J. Macůrek* die rühmliche Tätigkeit der von Leopold II. begründeten „Königlich Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften", der „Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen" und der im Laufe des 19. Jahrhunderts begründeten nationalen Sammelstätten der „Matice Česká", „Matica Slovenská" usw., des „Historický Klub" und des „Historický spolek" (Historische Gesellschaft), beide in Prag, die in den sechziger bzw. siebziger Jahren entstanden. Die Tradition der deutscher historischen Gesell-

schaften vertreten in erster Linie der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" und der „Deutsche Verein für Geschichte Mährens und Böhmens", sowie die „Gesellschaft zur Förderung der deutschen Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", die nach der Schaffung der čechischen Akademie der Wissenschaften (1891) entstand. Die Akademie der Wissenschaften publiziert periodisch den „Věstník" (Nachrichten) und die „Rozpravy" (Arbeiten); außerdem werden von einer besonderen Kommission die Quellen zur čechischen Geschichte laufend herausgegeben (bisher 37 Bände). Eine andere Kommission bearbeitet eine Gesamtausgabe der Werke Josef Dobrovskýs. Von großen historischen Zeitschriften sind zu nennen der „Časopis Českého Musea" und der von Prof. J. Pekař herausgegebene „Český Časopis Historický". Außerdem haben die „Matice" in Prag, Brünn, Olmütz, Turč. Sv. Martin, Troppau ihre eigenen Publikationen, ebenso die Gesellschaft des Husmuseums in Prag (Společnost Husova Musea), die ein „Husitský Archiv" herausgibt, und die Šafařík-Gesellschaft in Preßburg. Eine ausgebreitete Tätigkeit, die sich auf alle Zweige des Slaventums erstreckt, zeigt das „Slavische Institut" in Prag (Slovanský Ústav) mit folgenden Serien von Publikationen: Práce (Arbeiten), Rukověti (Handbücher), Přednášky (Vorträge), Knihovna (Bibliothek), Prameny (Quellen), Sbírka slovanské četby (Sammlung slavischer Lektüre), außerdem die den slavisch-byzantinischen Beziehungen gewidmeten halbjährlich erscheinenden „Byzantinoslavica". An deutschen Gesellschaften bestehen der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" (Sitz in Prag), der periodisch „Mitteilungen" (bisher 70 Bände) und ein „Jahrbuch" herausgibt, die „Deutsche wissenschaftliche Gesellschaft" in Reichenberg und die von ihr gegründete „Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung", welche sich die Pflege der sudetendeutschen Volkskunde im weitesten Umfange zur besonderen Aufgabe gemacht hat und mehrere Publikationen herausbringt.

Für P o l e n schildern *J. Skrzypek* und *B. Włodarski* den augenblicklichen Bestand an historischen Gesellschaften und ihre Tätigkeit, über die in der vorliegenden Zeitschrift regelmäßig berichtet wird.

Die wichtigsten Gesellschaften U n g a r n s, über welche *J. Pajewski*-Warschau berichtet, sind die Akademie der Wissenschaften in Budapest mit ihren seit 1867 erscheinenden „Értekezesek" (Studien) und „Akadémiai Értesitö" (Nachrichten der Akademie) sowie den großen Quellenpublikationen der „Monumenta Comitialia Regni Hungariae", „Monumenta Comitalia Regni Transilvaniae" und „Acta Extera" (Quellen zur ungarischen Außenpolitik unter der Regierung der Anjou und des Matthias Corvinus). Daran schließt sich eine Sonderserie mit Übersetzungen türkischer Quellen zur ungarischen Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die „Historische Gesellschaft" (Magyar Történelmi Társulat) gibt seit ihrer Gründung 1867 die Zeitschrift „Századok" heraus, außerdem mehrere Einzelpublikationen. In Budapest besteht eine Gesellschaft für Heraldik und Genealogie und eine andere für Numismatik, dann die St. Stephan-Akademie (A Szent István Académia) mit ihren Publikationen „Monumenta Ecclesiastica tempora innovatae in Hungaria religionis illustrantia" und „Corpus Scriptorum Ecclesiae Hungaricorum". Gelehrte Gesellschaften befinden sich außerdem in Debreczin und Szegedin.

In R u m ä n i e n (Referent *Th. Holban*) steht an der Spitze die „Academia Română" in Bukarest mit ihren jährlichen Publikationen „Analele Academiei Române". In Jassy ist die „Academia Mihaileană" tätig (benannt nach ihrem Gründer, dem Fürsten der Moldau Michael Sturdza); ihr Organ ist die Zeitschrift „Albina Românească". Zur Herausgabe von rumänischen Geschichtsquellen wurde nach dem

Kriege eine besondere Kommission ernannt (Comisiunea monumentelor istorice), deren Arbeiten in dem regelmäßig erscheinenden „Buletinul" niedergelegt sind. Seit 1914 hat Bukarest ein „Institut für südosteuropäische Studien", das eine Zeitschrift für die Geschichte Osteuropas herausgibt. Reiches Material zur rumänischen Geschichte wird in der von den staatlichen Archiven herausgegebenen „Revista Arhivelor" gesammelt. An historischen Instituten außerhalb Bukarests finden wir das 1923 begründete „Institutul de istorie şi limbă" in Czernowitz (Organ: „Codrul Cosminului"), das „Institutul de istorie natională" in Klausenburg (Organ: „Anuarul") und die „Societatea istorico-filologică" in Jassy (Organ: „Arhiva"). Weitere historische Zeitschriften sind die von Prof. I. Minea herausgegebene Cercetări istorice", „Arhivele Oteniei" in Craiova, die „Noua Revistă istorică română" in Bukarest (Herausgeber C. C. Giurescu) und die von N. Iorga geleitete „Revista istorică română", ebenfalls in Bukarest. Die Sonderinteressen der Geschichte der Moldau finden seit 1906 ihre Pflege in der Gesellschaft „Viaţa Romanească" in Jassy und ihrem Organ gleichen Namens. Bessarabien ist vertreten durch die historische Gesellschaft in Kischinew und das von ihr neuerdings publizierte „Arhivele Basarabiei", die Dobrudscha durch die in Konstanza erscheinende Zeitschrift „Analele Dobrogei", das Banat durch die „Analele Banatului" in Temesvar. W. L.

Tuglas, Fr. Eesti Kirjameeste Selts. Tegevusolud, tegelased, tegevus (Der estnische Schriftstellerverein. Tätigkeitsbedingungen, Persönlichkeiten, Tätigkeit). Dorpat 1932, 335 S.

Der bekannte estnische Schriftsteller und Wegbereiter der modernen estnischen Literatur, Friedebert Tuglas, liefert in seiner umfangreichen, reich mit zeitgenössischen Aufnahmen geschmückten Schrift über den „Estnischen Schriftstellerverein" einen wertvollen Beitrag zur estnischen Kulturgeschichte, zumal er hauptsächlich aus erster Quelle, dem schriftlichen Nachlaß der beteiligten Personen, schöpft. So spiegelt sich in seiner Schilderung des schon seit 1868 geplanten, 1872 tatsächlich zustande gekommenen Vereins, um den sich die gesamte literarisch interessierte Schicht des estnischen Volkes, voran die Geistlichen und Lehrer, scharte, in dem wechselvollen Geschick, den wiederholten Verfallserscheinungen und Erwachen zu erneutem Leben, sowie dem 1907 erfolgten endgültigen Aufhören jeder Betätigung ein gut Teil der Geschichte des estnischen Volkes wider. Wir müssen uns an dieser Stelle versagen, auf Einzelheiten einzugehen, vor allem können wir auch nicht zur Frage der Stellung der deutschbaltischen Literaten, besonders der an der Wiege des estnischen nationalen Schrifttums gestandenen deutschen Geistlichkeit, Stellung nehmen, stellen aber im allgemeinen den berichtenden, chronikalischen Charakter der Schrift fest. R. S.-E.